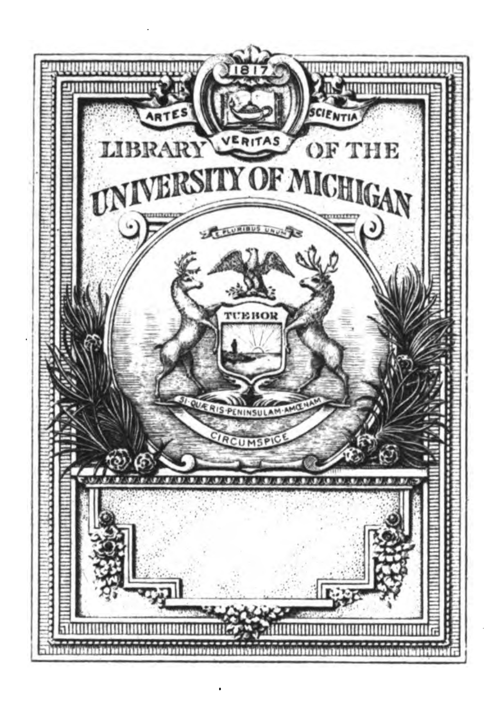
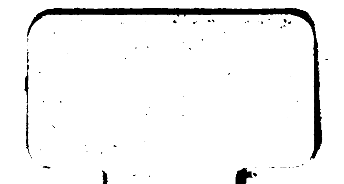

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

Von

Anton von Tillier.

Dritter Theil.

(ausgegeben im November 1829. Der vierte Theil erscheint mit Anfang des nächsten Jahres und wird den Abnehmern unentgeldlich nachgeliefert. Preis aller vier Theile 6 Rthlr. oder 10 Fl. 48 kr.)

Geschichte

der

Europäischen Menschheit

im

Mittelalter.

In vier Theilen.

Von

Anton von Tillier.

Dritter Theil.

Frankfurt a. M.
Brönner'sche Buchhandlung.
(S. Schmerber.)

Basel, bei J. G. Neukirch.

1829.

Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf Er ihn.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Polen.

Achtes Buch.

Rußland.

Neuntes Buch.

Zehntes Buch.

Ungern.

Eilftes Buch.

Zwölftes Buch.

Griechenland, die Türkei.

Siebentes Buch.

P o l e n.

I. Capitel.

Allgemeine Geschichte der Slavischen Stämme, nebst den frühern dunkeln Zeiten Polens, bis auf den Tod des ersten christlichen Herzogs Mieciſlav I. im Jahr 992.

Neben den Deutschen Stämmen, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, während des Verfalls, und nach dem Untergange des ungeheuern Römischen Reichs, Europa überschwemmten, von neuem bevölkerten, und daselbst ein neues von dem Leben der alten Welt völlig verschiedenes Wesen gründeten, dehnten sich im Osten die Slavischen Völker über eine weite Strecke von Ländern aus, welche sie noch heut zu Tage theils als Sieger bewohnen, theils als Besiegte in denselben unter die Herrschaft späterer Eroberer gefallen sind. Unter dem Namen Wenden, Slavinen, Anten, kommen in jenen stürmischen Zeiten, die der Zerstörung des abendländischen Reichs vorangingen, und ihr unmittelbar folgten, Völker eines Stammes in der Geschichte vor, die der alten Welt unbekannt, oder unter der vielumfassenden Benennung Scythen mit begriffen, in der Gegend des schwarzen Meeres gehaust haben mögen. Hier geriethen sie mit dem morgenländischen Reiche in mannigfaltige aber größtentheils feindselige Berührung, und zogen sich, zum Theile durch andre verdrängt, bei den furchtbaren Erschütterungen der sogenannten großen Völkerwanderung, nordwärts von der Donau, längs den Karpathen bis an die Weichsel, die Ostsee, den Don und die Wolga hin. Hier nahmen sie das Land ein, welches den Geschichtschreibern des Alterthums unter dem

Namen Sarmatien bekannt war, und unterjochten, oder vertrieben daraus die sogenannten Sarmaten oder Sauromaten, über welche bei den Alten nur höchst dunkle und verworrene Begriffe vorwalteten, obschon sie die Römer unter die Völker zählten, über welche sie glorreiche Siege errungen zu haben behaupteten. Nach Ptolomäus gab es in den ungeheuern Ländern, die man unter dem Namen Sauromatien (Sarmatien) begriff, nebst vielen kleinern Völkerschaften einige Hauptvölker, die Veneder, längs dem sogenannten Venedischen Busen, von der Weichsel bis an die Memel, die Peuciner und Bastarner, längs den Karpathen gegen die Mündungen der Donau die Jazygen und Rhoxolanen, die man bisweilen ausschließlich Sarmaten nannte, längs der ganzen Westseite des faulen Meers, und tiefer im Lande die Hamaxoböi (Wagenbewohner); dann endlich die Alaunischen Scythen, wahrscheinlich Alanen, im südlichen Theile des heutigen Europäischen Rußlands.

Die Slaven waren den Germanen sowohl an körperlicher Bildung, als an Geist, Sprache, Sitten und Verfassung so ungleich, daß aus der Entwicklung ihrer Eigenthümlichkeit ein völlig verschiedenes Wesen hervorgehen mußte, welches sich bis in die neuesten Zeiten in den von ihnen errichteten Staaten erhalten hat. Ihre Körper waren sehr stark gebaut, nervigt und fleischigt; die Farbe der Haut bräunlich, die Haare lichtbraunröthlich. Abhärtung gegen Hitze und Kälte, Hunger und Durst, nebst einer unerhörten Gelenksamkeit, machten sie zu gefährlichen Unternehmungen vorzüglich tüchtig. Leichtsinnig für den Augenblick lebend, bekümmerten sie sich eben nicht viel um ihren zukünftigen Unterhalt, belustigten sich mit Gastmählern, Gesang, Musik und Tanz, und zeigten in ihrem äußern Aufzuge die größte Nachlässigkeit. Die Wollust war keine ihrer gewöhnlichen Ausschweifungen; Männer und Weiber lebten, im Ganzen genommen, keusch, und die Jungfrauschaft der Bräute wurde vor der Heirath streng untersucht. Nach der Heirath übte der Mann über sein Weib das ausgedehnteste Eigenthumsrecht aus, wozu ihn die eigenthümliche Art sich um die Töch-

ter des Landes zu bewerben, eine Art von Versteigerung, wo das Mädchen dem Meistbietenden von den Eltern überlassen wurde, zu berechtigen schien. Die Weiber hatten die schwersten häuslichen Arbeiten zu verrichten, wurden unverdient mishandelt, und mußten beim Tode ihrer Männer sogar das Leben opfern. An Muth, Unternehmungsgeist, und Ausdauer in Verfolgung ihre Zwecke, kamen die Slaven den Deutschen nicht gleich. Ihre Kriege suchten sie mehr durch List, vorzüglich durch nächtliche Ueberfälle aus Wäldern, Hohlwegen, Sümpfen u. s. w. zu führen, als in offner Feldschlacht zu entscheiden. Gefangene und Wehrlose wurden mit der äußersten Grausamkeit behandelt, ihre langsame qualvolle Hinrichtung diente dem Sieger zur Ergötzung. Erst durch Uebung gegen die Griechen bildeten sie sich zu einer Art von Kriegskunst, und lernten dem Feinde ihre nackten Körper im offenen Kampfe entgegenstellen. Sie sammelten sich um Panner, die ihnen heilig waren, und denen man in Schlachten den wichtigsten Einfluß zuschrieb. Aber der Freisinn der Slaven war mehr eine Art von roher Abneigung gegen alle Bande der Ordnung und des Zusammenlebens, als eine edle Entschlossenheit zu Vertheidigung vaterländischer Selbstständigkeit, wie bei den Deutschen. Ungezwungen duldeten sie keine Fürsten, allein waren sie einmal geknechtet, so dienten sie auf die kriechendste Weise. Ursprünglich behauptete jeder Hausvater eine völlige Unabhängigkeit, und die unumschränkteste Herrschaft über die Seinen. Doch genossen die Aeltesten, Shupane, eines höheren Ansehens, welches im Ablaufe der Zeit sogar zur bestimmten gesetzlichen Gewalt wurde. Die Woywoden waren Führer im Kriege, deren Macht mit dem Schlusse des Feldzuges zu Ende ging. Gemeinschaftliche Raubzüge oder allgemeine Volksopfer waren das einzige Band, das sie augenblicklich zu einem Ganzen vereinigte. Eben so war auch das ganze Volk zur Haltung gewisser Gesetze verbunden, die jedoch nicht schriftlich verfaßt, sondern nur im Gedächtnisse aufbewahrt, von einem Geschlechte zum andern übergingen. Ihre wenigen Kenntnisse und höhern Ansichten über Gott und Welt bewahrte der Priesterstand. Die Menge verehrte zwei in ihrem Wirken

entgegengesetzte Gottheiten, den höchsten gütigen Gott Bog, und das böse Wesen Tschart oder Czernebog, von denen das erstere jedoch zum Heile der Menschheit das Uebergewicht haben sollte. Ueberdies war, wie in dem alten Griechischen Glauben, die ganze irdische Schöpfung mit Schutzgeistern erfüllt, welche sie in jedem Baum und in jedem Strome belebten. Gegen fremde Religionen war man duldsam, nur das Christenthum wurde wegen seiner völlig entgegengesetzten Grundsätze, als mit ihrer Verfassung und Lebensart unverträglich, ausgeschlossen. Die Opfer, zu denen erst später Menschen genommen wurden, gaben, nebst den Wahrsagungen, den Priestern ein ungeheures Gewicht, welches sie zu ihrem Vortheil zu benutzen, wohl nicht unterlassen haben mögen. Feierliche Gastmähler und Tänze erhöhten den Glanz dieser Feste.

Gegen das Ende des fünften oder im Anfange des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Geburt, hatte sich an der Weichsel ein Stamm Wendischer Slaven niedergelassen, den man durch die Benennung Lechen unterschied, und welchem von den ungeheuern Ebenen die er bewohnte, auch der Name Polen ertheilt wurde. Wie die Deutschen, so geriethen auch die Slaven bisweilen unter die Herrschaft einzelner Mächtiger, welche in neuen Eroberungen nicht gezwungen werden konnten die ursprünglich nur auf Kriegeszeit übertragene Gewalt wieder abzulegen. Auf diese Art scheinen die Herzoge von Polen entstanden zu seyn, deren ersten man, wahrscheinlich von der Stammbenennung seiner Unterthanen verführt, mit dem Namen Lech zu bezeichnen pflegt. Ihn schildern die Polnischen Jahrbücher als einen gewaltigen Eroberer, und schmücken seine Geschichte mit allen den Mährchen aus, mit welchen die Völker in ihrer Jugendzeit das Andenken ihrer Helden zu verherrlichen streben. Unter einem seiner Nachfolger soll dies Volk der Einzelherrschaft überdrüssig geworden seyn, und an ihrer Stelle eine Verfassung eingeführt haben, in welcher die höchste Gewalt unter zwölf Woywoden vertheilt war, deren Eifersucht und Uneinigkeit indessen den Staat bald an den Rand des Abgrundes brachte, und daher natürlich

die baldige Wiederherstellung der Einzelherrschaft bewirkte. Ueberhaupt aber ist die ganze Geschichte bis zur Annahme des Christenthums so dunkel, und mit einer solchen Menge offenbarer Erdichtungen vermischt, daß sich bei der genauesten Untersuchung nur wenig Bestimmtes herausheben läßt. Die Polen dehnten sich westlich bis an die Wartha aus, und hatten mit ihren Nachbaren öftere Kämpfe zu bestehen. Die herzogliche Würde scheint erblich gewesen zu seyn; bloß wenn der herzogliche Stamm ausstarb, kehrte das Wahlrecht an die Gesammtheit der Freien zurück. In diesem Falle scheint man mehr auf persönliche Eigenschaften als auf Rang und Reichthum Rücksicht genommen zu haben; im Gegentheil scheinen die unter sich so eifersüchtigen Woywoden die Erhebung eines durch sich selbst unmächtigen Herrn, der Thronbesteigung eines ihrer Genossen, der sie unterdrückt haben würde, bei weitem vorgezogen zu haben. Der letzte Fürst, der auf diese Art in diesem Zeitraume gewählt wurde war Piast, dessen Nachkommen Jahrhunderte lang über Polen herrschten, und dessen Andenken zu Ehre die Polen in der Folge alle ihre einheimischen Könige Piasten nannten.

Seit der Befestigung der Alleinherrschaft mögen die Fürsten, besonders wenn sie persönlich tapfer, und im Kriege glücklich gewesen waren, ziemlich unbeschränkte Gewalt geübt haben. Doch galten seit uralter Zeit Rechte des Adels, der sich wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes zu Knechten unterworfen hatte, und die Befugniß Waffen zu tragen, einzig behielt. Dem Herzoge kam es zu, ihn, wie den Deutschen Heerbann, durch einen allgemeinen Aufruf um sein Banner zu versammeln.

In der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts herrschte endlich Mieciślav, aus dem Stamme Piasts, von dessen wunderbarer Bekehrung durch seine Böhmische Gattinn die Polnischen Jahrbücher viel Außerordentliches zu erzählen wissen. Seine günstige Stimmung benutzte der damalige Papst, um durch Abschickung des Bischofs Aegidius von Tusculum das große Werk in Polen zu vollenden. Mit dem Feuereifer eines Neu-

bekehrten schaffte der Herzog von Polen den alten heidnischen Götterdienst ab, und führte mit durchgreifender Strenge den Glauben an den Gekreuzigten ein. Das Bisthum Posen ward zum Mittelpuncte der neuen Kirche. Mieciślav war mehrmals in Kriege mit den Deutschen Kaisern verwickelt, die indessen gewöhnlich für ihn keinen guten Ausgang nahmen, und noch am Ende seiner Regierung mußte er Otto III. wegen seiner Besitzungen an der Wartha huldigen. Im Jahre 992 raffte ihn der Tod hin.

II. Capitel.

Vom Tode des Herzogs Miecislav bis zur Vereinigung Litthauens mit Polen. 992 — 1386.

Beinahe diesen ganzen Zeitraum hindurch, bis ins Jahr 1370 herrschten zwar unter mannigfaltigen Erschütterungen, und bei einer fast durchgehends sehr beklagenswerthen Lage ihres Reiches, Fürsten aus dem Piastischen Stamme über Polen. Mit Ausnahme Boleslavs I. des Sohnes und Nachfolgers des neubekehrten Miecislav, begnügten sich alle frühern Polnischen Herrscher mit dem herzoglichen Titel. Die ältern Geschichtschreiber Polens schildern einstimmig diesen Boleslav als einen Herrn von ganz vorzüglichen Eigenschaften. In mannigfaltige und schwere Kämpfe mit seinen Nachbaren verwickelt, erfuhr er im Kriege den häufigen Wechsel des Schicksals, welches seine Völker mehr als einmal ins Herz der Länder Böhmen, Rußland und Preußen führte, dann aber den Geschlagenen mehrere äußerst demüthigende Verträge, besonders mit den Deutschen Kaisern einzugehn zwang. Die letzten Zeiten seiner Regierung soll er jedoch fern von jenen kriegerischen Versuchen, ausschließlich einer weisen Verwaltung, und nach dem Geiste der Zeit der Befestigung des Kirchenwesens gewidmet haben.

Ihm folgte 1025 sein ihm ungleicher Sohn Miecislav II. dessen Herrschaft, da er sich gänzlich den sinnlichsten Ausschweifungen überließ, und dabei von seiner Gattinn Richisa, einer Schwester Kaiser Ottos III. völlig beherrscht war, für Polen die traurigsten Folgen hatte. Russen und Böhmen drangen siegreich in Polen ein, und die Deutschen Unterthanen schüttelten das Polnische Joch ab.

Mit seinem im Jahr 1034 erfolgten Tode nahm die Verwirrung noch zu. Dem Uebermuthe der Nachbarn wurden keine Schranken gesetzt, und die Polnischen Großen empörten sich wider die Herrschaft der Herzoginn Richisa, welche durch die unkluge Art mit welcher sie ihre Vorliebe für Deutschland und ihre Deutschen Hofdiener an den Tag legte, das Selbstgefühl der Polen aufs bitterste kränken mußte. Sie wurde nebst ihrem Sohne, dem Prinzen Kasimir, nach Deutschland vertrieben, und das Herzogthum dem traurigsten Zustande der Herrschlosigkeit preisgegeben. Polen würde ungeachtet der Verwendung des Erzbischofs von Gnesen bei dem Papst, und des vom heiligen Stuhle wider den Böhmischen Herzog Prebislav geschleuderten Bannstrahls, von diesem Letztern völlig unterjocht worden seyn, hätte nicht das dringendste Gefühl der allgemeinen Noth die Polen wieder zur Einigkeit gebracht, und sie zur Zurückberufung des jungen Kasimir vermocht. Nach einer von den ältern Polnischen Geschichtschreibern allgemein verbreiteten und sogar umständlich erzählten, von Neuern aber bezweifelten Sage, soll Kasimir, der in seiner Jugend nach dem Wunsche seines Vaters eine wissenschaftliche Erziehung erhalten, uud sich nach seiner Entfernung in Paris vollkommen ausgebildet hatte, zu Clugny in den Benedictiner Orden getreten seyn. Hier sollen ihn die Polnischen Abgeordneten gefunden, und mit Bewilligung seines Abtes und des heiligen Vaters, der hiefür den Polen eine kleine Abgabe, den sogenannten Petersgroschen, auflegte, nach Polen auf den herzoglichen Thron zurückgeführt haben. Wie dem auch sey, so gehörte Kasimir ohne Zweifel zu den aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, und zu den vorzüglichsten die je über Polen geherrscht haben. Durch weises Vergessen früher empfangner Beleidigungen entfernte er die Besorgnisse seiner Gegner, während er durch leutseliges Betragen die Herzen aller Unbefangenen eroberte. Mit Jaroslav von Rußland, einem der gefährlichsten unter seinen Nachbarn, verband er sich durch Heirath mit seiner Tochter Maria, und mit dessen Hülfe bezwang er auch den Aufrührer Maslav, der früher Masovien an sich gerissen, und jetzt die Preußen wider den Herzog aufgewiegelt hatte.

Eine gänzliche Niederlage zwang diese Letztern zu einem demüthigenden Vertrag. Aber auch im Innern des Landes wurde viel Vorzügliches durch Kasimirs I. Weisheit eingeleitet. Wichtig für die Bildung des Volkes ward unter Anderm die Gründung mehrerer Klöster, welche der Herzog mit gelehrten Mönchen aus Clugny und andern Französischen Gotteshäusern bevölkerte, die aus dem Vaterlande manches dahin brachten, welches sowohl die wissenschaftliche Bildung als den Anbau des Landes in reichem Maße förderte. Ungern ließ sich Kasimir in solchen Beschäftigungen durch eine neue Unternehmung wider Ungern stören, welche er völlig gegen seine Neigung, in Verbindung mit dem Kaiser Heinrich von Deutschland zu machen, sich veranlaßt sah. Kasimir I. starb im Jahre 1058.

Boleslav II., des Verstorbenen Sohn und Nachfolger, kündigte die glänzendsten Eigenschaften an; aber mehr um die äußere Macht seiner Herrschaft, und um schimmernden Waffenruhm bekümmert, als um das eigentliche Glück seiner Völker, und die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes in seinem Lande, handelte Boleslav II. völlig im Geist eines Eroberers. Böhmen, Preußen, Ungern und Russen fühlten das Uebergewicht seiner Waffen. Siegestrunken glaubte er sich zur Annahme des Königstitels berechtigt. Allein Kiew, die sogenannte Mutter der Russischen Städte, soll für Boleslav und sein Heer dasjenige geworden seyn, was einst Capua dem Besieger Roms ward. Feldherr und Krieger überließen sich daselbst den zügellosesten Ausschweifungen. Noch wurde die allgemeine Verwirrung dadurch vermehrt, daß die hinterlassenen Weiber der so lange abwesenden Krieger sich aus dem Stande der Leibeigenen andre Gatten wählten. Sowohl die Untreue der Weiber, als die Ungeduld der Männer, welche keinen höhern Befehl mehr achtend, nach dem Vaterlande zurückeilten, um ihre häuslichen Rechte wieder geltend zu machen, wurden von Boleslav aufs grausamste bestraft. Viele wurden hingerichtet, die Kinder der ungetreuen Weiber setzte man aus, und die Mütter mußten dafür junge Hunde säugen. Solche Wildheit empörte selbst die Rohesten des Volks, und als der König sogar mit eigener Hand

den Bischof Stanislaus von Krakau, einen würdigen Diener Gottes umbrachte, weil er ihm unerschrocken seine verabscheuungswürdigen Laster vorhielt, und deshalb vom heiligen Stuhl über Polen ein Interdict ausgesprochen wurde, sah sich der König von Allen verlassen, und mußte erst nach Ungern, dann nach Kärnthen fliehen, wo er sein Leben in unbekannter Abgeschiedenheit endete (J. 1081).

Nach seiner Flucht zerfiel Polen in mehrere kleine Herrschaften, deren Besitzer endlich durch den Drang der Umstände dahin gebracht wurden, dem Bruder des entflohenen Königs, Wladislav Hermann, einen gewissen Vorzug einzuräumen, der sich jedoch mit dem herzoglichen Titel begnügte. Aber Wladislav war für die so schwierige Aufgabe, in jenen Zeiten innerer Zerrüttung und allgemeiner Verwirrung zu herrschen, keineswegs mit den nothwendigen Kräften ausgerüstet. Die Tapferkeit seines Sohnes Boleslav, von welcher dieser junge Fürst schon im zartesten Alter beinahe unglaubliche Proben gegeben haben soll, erhielt die Gränzen des Reiches bei den Angriffen unternehmender Nachbaren, wie die Böhmen und Pommern waren, und den wiederholten Versuchen der Preußen, das verhaßte Joch abzuschütteln, unversehrt. Aber die schweren Uebel des Bürgerkriegs kamen über Polen durch die Schwäche des Herzogs gegen den Feldherrn Sietich, den Palatin von Krakau, der seinen Einfluß am Hofe, auf eine für das Volk höchst drückende und ungerechte Weise misbrauchte.

Wladislavs im Jahre 1102 erfolgter Tod würde an sich selbst für Polen eher vortheilhaft gewesen seyn, wäre nicht eine noch während seines Lebens getroffene höchst verderbliche Maßregel, die Theilung der Herrschaft unter seine Söhne, Boleslav und Swignev, durch sein Absterben in Kraft getreten. Boleslav, sein rechtmäßiger ehelicher Sohn, dessen Muth das Reich mehr als einmal aus den dringendsten Gefahren gerettet hatte, erhielt, nach des Vaters Willen, Schlesien, Krakau, Sendomir und Siendz, der übrige Theil der dem Wladislaus unterworfenen Länder hingegen kam an seinen natürlichen Sohn Swignev. Boleslav III., mit dem Beinamen Krummaul, blieb als

Herzog, wie er sich als Prinz angekündigt hatte, ein sehr kriegerischer Fürst. Die Eintracht unter den Brüdern erhielt sich nicht lange; denn Swignev sann, obwohl er zu wiederholten Malen von seinem Bruder mit unverdienter Großmuth behandelt wurde, dennoch ohne Unterlaß auf neue Ränke, die Alleinherrschaft an sich zu bringen; so daß endlich Boleslav in seinen Tod willigen mußte. Die Polnischen Waffen erhielten unter der Regierung dieses Herzogs ein großes Uebergewicht über die benachbarten Völker. Denn Boleslav, der in 47 Schlachten mit großer persönlicher Tapferkeit focht, zeichnete sich durch Unerschrockenheit, unermüdliche Thätigkeit, Raschheit seiner Bewegungen, und Kriegserfahrenheit, unter den meisten Feldherren seiner Zeit aus. Böhmen, Mähren, Ungern, Pommern, Deutsche und Russen erfuhren die Schärfe seines Schwertes, aber seine Kriegszüge hatten nur vorübergehende Folgen, sie brachten keine dauerhaften Veränderungen in der äußern Lage des Reiches hervor. Der Gram über eine Niederlage welche er durch Hinterlist im Jahr 1137 von den Russen bei Halitsch erlitt, soll sein Leben verkürzt haben, so daß er im Jahre 1139 im Krankenbette starb.

Die schlimme Erfahrung seiner eigenen Zeit hatte den Herzog Boleslav nicht genug über die Gefahren einer neuen Theilung belehrt. Nach seinem Willen fielen bei seinem Tode Krakau, Siendz, Lenzycz, Schlesien und Pommern an seinen ältesten Sohn Wladislav, welcher damit die Oberlehensherrschaft über das Ganze verbinden sollte, Masovien, Cujavien und Culm an Boleslav den Krausen, Gnesen, Kalisch und Posen an MieciSlav, Sendomir und Lublin endlich an Heinrich. Der Jüngste, Kasimir, hingegen soll bei dieser Theilung ganz leer ausgegangen seyn. Aber Wladislav wollte sich mit einer solchen Scheinherrschaft über den größten Theil der Länder seines Vaters nicht begnügen, und versuchte es, von seiner herrschsüchtigen Gemahlinn, Christine, der Schwester oder Tochter eines Deutschen Kaisers, aufgereizt, seine Brüder zu unterjochen. Dieser Versuch wurde Anfangs vom besten Erfolge gekrönt, allein das Glück der Waffen wendete sich, und Wladislav mußte nebst der

verhaßten Christine am Deutschen Kaiserhofe eine Zuflucht suchen. Nach einem unter den übrigen Brüdern getroffnen Vergleich erhielt Boleslav, der Aelteste unter ihnen, die dem Wladislav entrissene Oberherrschaft (J. 1146). Mit Kaiser Konrad, der die Polnischen Fürsten über diese Staatsveränderung zur Rede setzte, wußte man sich abzufinden. Allein Friedrich der Rothbart zwang einige Jahre später durch die Ueberlegenheit seiner Waffen, welche ihn in den Stand setzten ganz Polen zu verwüsten, den Herzog Boleslav zu einem höchst drückenden Vertrage, vor dessen Erfüllung er nur durch den Tod des Wladislav gerettet wurde, der unterwegs auf der Reise nach Polen starb (J. 1159). Indessen mußten nichts desto weniger Wladislavs drei Söhne und Erben befriediget werden, welches nicht ohne ein großes Opfer von Seiten Boleslavs und Polens geschehen konnte. Es mußte ihnen nämlich Schlesien abgetreten werden, so daß der Aelteste von ihnen, Boleslav, Breslau, der Zweite, Mieciślav, Oppeln, Ratibor, Troppau und Teschen, der Dritte, Konrad, endlich, Glogau, Krossen und Sagan erhielt (J. 1163). Schlesien blieb von da an von Polen getrennt, und die Herzoge bemühten sich, durch den Geist ihrer Verwaltung diese Trennung auch im Leben desto merkbarer zu machen, und sich dafür mehr und mehr an Deutschland anzuschließen. Boleslav suchte sich für diesen höchst schmerzlichen Verlust in Preußen zu entschädigen. Allein das Glück blieb ihm in dieser Unternehmung nicht treu. Die bereits völlig bezwungenen, und wie einst die Sachsen mit dem Schwerte zum Christenthum bekehrten Preußen schüttelten erst das verhaßte Joch des ihnen aufgedrungenen Glaubens, dann auch dasjenige der Polnischen Herrschaft ab, fielen selbst in Polen ein, und brachten dem Polnischen Heere, welches ihnen entgegenzog, nachdem sie es in unwegsame Gegenden gelockt, eine gänzliche Niederlage bei, in welcher des Herzogs eigener Bruder, Heinrich von Sendomir, auf der Wahlstatt blieb. Boleslav gab die hinterlassenen Länder dieses Fürsten seinem jüngsten Bruder Kasimir; allein die Schlesischen Herzoge klagten über Vernachlässigung ihrer gerechten Ansprüche, und Boleslav konnte das von dorther drohende Ungewitter nur

durch Abtretung einiger Städte abwenden, die er noch in Schlesien besaß. Sein Tod erfolgte bald darauf im Jahre 1173.

Nach der Verordnung Boleslavs III. über das Erbrecht unter seinen Nachkommen, vermöge dessen seine eigenen Söhne die Kinder ihrer Brüder ausschließen sollten, kam die herzogliche Würde an Mieciſlav, mit dem Beinamen der Alte. Diesen Beinamen hatte er von dem bedächtigen Wesen erhalten, das sich bei ihm von seiner frühesten Jugend an geäußert hatte. Man glaubte sich dadurch zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Allein Mieciſlav übertraf an Lastern und Grausamkeit die schlimmsten unter seinen Vorgängern, und nachdem man ihn vier Jahre geduldet hatte, nahmen ihm die Polnischen Großen die Herrschaft, um sie seinem jüngsten Bruder, Kasimir von Sendomir, zu übertragen (J. 1177). Ihm selbst ward jedoch verstattet in Schlesien eine Zuflucht zu suchen. Kasimir hatte nur mit äußerster Mühe und durch die dringendsten Vorstellungen über die gefährliche Lage des Vaterlandes zur Annahme einer Würde bewegt werden können, die er für das rechtmäßige Eigenthum seines Bruders hielt, und diese Bedenklichkeit lähmte auch in der Folge seine Kraft zum Widerstande gegen die wiederholten Versuche seines Bruders, das Verlorene wieder zu erringen. Im übrigen gehörte Kasimir zu den vorzüglichsten Fürsten, und durch die Eroberung von Halitsch stellte er auch den gesunkenen Kriegsruhm der Polen wieder her. Endlich gelang es ihm seinen Bruder zu versöhnen; so daß ihm dieser in einer Unternehmung gegen Preußen im Jahr 1192 redlich beistand. Die Folge davon waren glänzende Vortheile über die Preußen, die sich zu Anerkennung Polnischer Hoheit verstehen mußten. Aber gerade in der glücklichsten Zeit seiner Herrschaft überraschte Kasimirn der Tod (J. 1199), ohne daß ihm etwas Schlimmes als allzugroße Weiberliebe nachgeredet wurde.

Der Verstorbene hatte nichts über die Thronfolge festgesetzt. Durch den Einfluß des Bischofs von Krakau erhielt der noch unmündige Leszk, dem man den Beinamen des Weißen gab, die herzogliche Würde. Aber schlau genug wußte der abgesetzte Mieciſlav die Zwietracht der Woywoden von Sendomir

und Krakau, und die Leichtgläubigkeit der Mutter des jungen Herzogs zu benutzen, um durch einen Staats-Vertrag die Herrschaft von neuem zu erschleichen (J. 1200). Der unverbesserliche und allgemein verhaßte Fürst konnte sich indessen nicht länger als bis ins folgende Jahr (J. 1202) behaupten. Zwar gelang es noch einmal seiner Schlauheit, die Unvorsichtigkeit der Herzoginn Mutter zu berücken; aber der Tod machte gleich darauf seinen Ränken ein Ende. Doch erhielt er noch so viel, daß nach seinem Absterben sein Sohn Wladislav Schmalfuß durch die Bemühungen des Woywoden von Krakau zum Herzog ausgerufen wurde. Zwischen beiden Fürsten, Wladislav und Leszk, entstand jetzt ein edler Wetteifer, durch gegenseitiges Nachgeben und Entsagung den Bürgerkrieg zu vermeiden und die Einheit im Staate wiederherzustellen. Im Jahre 1206 erhielt endlich Leszk die herzogliche Würde wieder, nach Einigen durch den Tod des Wladislav, nach Andern bloß durch den allgemeinen Wunsch der Großen. Leszk, der schon als Kind einen Feldzug gegen die Russen mitgemacht hatte, zeigte sich auf dem Throne seines Vaters würdig. Sein vorzüglichstes Bestreben war, den für Polen so nothwendigen Frieden zu erhalten, weswegen er sich unter Anderm im Jahr 1220 mit einer Tochter des Russischen Großfürsten Jaroslav vermählte; denn die Russen waren jetzt die gefährlichsten Gegner Polens. An der Fehde seines Bruders Konrad, dem er bei seiner zweiten Thronbesteigung Masovien, Cujavien, Lublin und Dobrczin abgetreten hatte, und der ein grausamer, seinen Leidenschaften blind ergebener Mann war, nahm Leszk keinen unmittelbaren Antheil. Desto schmerzlicher war ihm der Abfall des Grafen Swantopolk, seines Statthalters über Pommern, der auf das Verbrechen der Empörung noch das des Mordes an seinem Herzoge beging, den er auf einem Reichstage arglistiger Weise überfiel und umbrachte (J. 1228).

Boleslav, den man in der Folge wegen der Enthaltsamkeit die er in der Ehe beobachtete, den Züchtigen nannte, war bei der Ermordung seines Vaters kaum sieben Jahre alt. Mit blutiger Fehde stritten sich Herzog Konrad von Masovien und

Herzog Heinrich der Bärtige von Breslau um die Vormundschaft. Ungeachtet Heinrichs Tapferkeit gewann zum großen Unglück für Polen Konrads Schlauheit die Oberhand. Denn Konrads Verwaltung war drückend und ungerecht. Indessen wurde er bald darauf von den Preußen so hart angegriffen, daß er froh war mit Abtretung nicht unbedeutender Länder, in dem Deutschen Orden einen — bald sehr zweideutigen — Bundsgenossen zu erkaufen. Man trat ihnen erst das Schloß Dobrczin mit einem hinlänglichen Gebiet, welches in der Folge noch mit Culm, und dem Lande zwischen der Weichsel, Mocker und Drewenz vermehrt wurde, unter dem Bedinge ab, daß nach Unterjochung der Preußen dieses Land wieder an Polen zurückfallen, der Orden hingegen alles dasjenige behalten sollte, was er den Preußen abnehmen würde. Während Konrad selbst wider die Preußen zog, entkam sein Pflegesohn, den er nebst der Mutter gefangen hielt, mit dieser der Haft. Die Vormundschaft ging nun an Heinrich den Bärtigen über, der die Flüchtigen schirmte, und Polen hatte sich unter derselben einer viel zweckmäßigern und ordentlichern Verwaltung zu erfreuen. Nach Heinrichs Tode wurde Konrad durch Boleslavs Vermählung mit Kunigunde, der Tochter König Bela's von Ungern, von neuen Angriffen abgehalten, die sich durch die unnatürliche Enthaltsamkeit in der sie mit ihrem Gemahle lebte, und durch die Gunst die sie der Geistlichkeit und dem Mönchthume schenkte, den Ruf einer Heiligen erwarb. Aber Boleslavs in bloßen Andachtsübungen bestehende Tugend war kraftlos gegen das Unglück der Zeit, als seit 1240 die Tataren aus Rußland her mit unwiderstehlicher Uebermacht in Polen eindrangen, und Städte und Land mit gleich schonungsloser Zerstörungswuth verheerten. Der Woywode von Krakau war der Erste, der es wenigstens versuchte, den kriegerischen Ruhm seines Vaterlandes zu retten, allein die schwache Schaar die ihm in den Kampf folgte, war bald überwältigt, und die Wenigen die seinem Beispiele nacheiferten, waren nicht glücklicher als er. Der König selbst, der den Tataren nichts als Gebete und Büßungen entgegen zu setzen wußte, floh von einem Orte zum andern, und glaubte endlich nur

in einem Cistercienser Kloster in Mähren Sicherheit zu finden. Hier blieb er auch nach der Schlacht von Liegnitz, die, wenn sie gleich von den Christen verloren wurde, dennoch den Unternehmungen der Tataren eine andere Richtung gab. Obgleich Viele die Herrschaft des verlassenen Landes Boleslav dem Kahlen, einem Sohne Herzog Heinrichs des Bärtigen, übertragen wollten, so war doch die Gelegenheit zu vortheilhaft für Herzog Konrad von Masovien, als daß er sie nicht hätte benutzen sollen um sich des größten Theiles von Polen zu bemächtigen. Konrads schlimme Verwaltung gab Boleslav dem Züchtigen wieder einen Anhang, den er ohne dies bei seiner Unthätigkeit für das Beste des Landes schwerlich erworben haben würde. Er schien aus seinem Schlummer zu erwachen, und trieb den Gegner an der Spitze eines Heeres mit entschiedenem Uebergewicht aus dem Lande seiner Väter. Aber Konrad griff den Boleslav, dessen augenblickliche Entschlossenheit ihn bald darauf wieder verließ, später wieder mit neuem Glücke an, und würde ihn ganz aus Polen verdrängt haben, wenn er selbst nicht im Jahre 1247, als dem Herzog Boleslav kaum noch Krakau überblieb, gestorben wäre. Während der schweren Kriege des Ordens mit Herzog Swantopolk von Pommern, nnd der für Polen beinahe eben so bedenklichen Unruhen in Schlesien, wo man sich über die Erbfolge stritt, hatte Boleslav seine Rettung mehr seinem Glück als der eigenen Kraft zu danken. Bei einem neuen Einfalle der Tataren im Jahre 1260 zeigte er sich eben so elend wie das erste Mal, tapferer hingegen im Kampfe wider die Russen. Die letzten Jahre seiner Regierung waren friedlich, bis endlich sein im Jahre 1279 erfolgter Tod der langen, so oft erschütterten Herrschaft ein Ende machte.

Gerne hatte Boleslav den eigenen Groll hintangesetzt, um durch Annahme Leßzkos des Schwarzen, eines Enkels des Herzogs Konrad von Masovien, an Sohnes Statt, wenigstens nach seinem Tode die Eintracht herzustellen, und dieser Zug brachte seinem Andenken am meisten Ehre. Leßzko hatte einen schlimmen Gegner in der Person des Bischofs von Krakau, Paul Pezemakow, welcher keine Ränke scheute, den Thron des Herr=

schers zu erschüttern. Leßzko war im Kriege gegen die Russen und Litthauer glücklich, und auch den Aufruhr den der Bischof im Lande zu erregen wußte, dämpfte er mit Kraft, doch nicht ohne Hülfe der Ungern. Die Polnischen Geschichtschreiber werfen ihm den Krieg vor, womit er unvermuthet den neuen Herzog Konrad von Masovien, seinen heftigsten Gegner, überzog, und zu welchem er, vermuthlich seine Schaaren höher zu begeistern, das Zeichen des Kreuzes misbrauchte, und schreiben einen hierauf erfolgten Einfall der Tataren der göttlichen Rache zu. Der Umstand, daß er bei diesem Einfalle abermals in Ungern eine Zuflucht suchte, erbitterte die Polen gegen ihn; so daß sie ihn in einem neuen Kriege gegen den Herzog von Masovien schlecht unterstützten. Leßzko starb im Jahre 1289.

Sein kinderloses Absterben hatte traurige Verwirrung, und langen Kampf der Parteien und ihrer ehrgeizigen Häupter zur Folge. Neben den Bewerbern, Wladislav Loctikus, dem Bruder des letzten Herzogs, Boleslav dem Herzoge von Plock, Heinrich von Breslau, Wenzeslav dem König von Böhmen, dem gefährlichsten unter allen, gewann Prezemislav Herzog von Posen, durch kluges Abwarten des günstigsten Augenblicks, die Oberhand. Dieser ausgezeichnete Fürst ging mit großen Entwürfen zur Wiederherstellung und Kräftigung Polens um, und hatte bereits ihre Verwirklichung durch Annahme der königlichen Würde ohne Anfrage bei dem heiligen Stuhle, begonnen. Aber noch war ihm die Krone keine acht Monate vergönnt, als er am Aschermittwoch 1296 von der meuchlerischen Hand der Markgrafen von Brandenburg fiel.

Prezemislav hinterließ nur eine zehnjährige Tochter Richisa, und Wladislav Loctikus, unter dessen besonderer Herrschaft ein großer Theil des Landes stand, hätte keinen günstigern Augenblick finden können sich der obersten Gewalt zu bemächtigen. Aber der Umstand, daß er sich statt König nur Erben des Polnischen Reichs nannte, und daß seine vorherige Thätigkeit zum Besten des Landes sich in wilde Ausschweifung, dann sogar in argwöhnische Grausamkeit umwandelte, brachten ihn und das Reich in mancherlei Unglück. Der mächtigste unter seinen Geg-

nern, König Wenzeslav von Böhmen, der Prezemislavs Tochter Richisa heirathete, drang in Polen ein. Alle Städte öffneten ihm ihre Thore, und Wladislav konnte nur in Ungern Zuflucht finden. Bald darauf wendete sich indessen das Schicksal. Wladislav benutzte einen Zeitpunct wo Wenzel mit Ungrischen Händeln beschäftiget war, um nach Polen zurückzukehren, und wurde, da er sich seine Herrscherpflichten jetzt viel besser angelegen seyn ließ, nicht wieder vertrieben. Nur Posen und Kalisch wollten lieber den Herzog von Glogau zum Fürsten haben. Der größte Theil von Wladislavs langer Regierung ging unter einem mit gränzenloser Erbitterung gegen den in Preußen angesiedelten Deutschen Orden geführten Kriege hin, dessen Veranlassung das von den Rittern auf die listigste und treuloseste Weise im Jahre 1308 besetzte Danzig war, welche Stadt die Polen, obgleich sie für sie von der größten Wichtigkeit, ihnen nicht wieder abnehmen konnten. Der Ehrgeiz der Ritter, die ihre ursprünglichen christlichen Zwecke fast gänzlich aus den Augen zu setzen schienen, nöthigte ihre Nachbaren zu den gewaltigsten Anstrengungen, um sie in den Schranken zu erhalten, und der Kampf wurde von beiden Seiten mit empörender Rohheit geführt. Eine Folge dieses langwierigen und grausamen Krieges und des zum Theile dadurch verursachten Miswachses war die in dem so gräuelhaft verwüsteten Polen öfters wiederkehrende Hungersnoth, deren umständliche Schilderung in den Jahren 1313, 1314, 1320 Entsetzen erregt. Wladislav starb im Jahre 1333 in hohem Alter zu Krakau, ohne den Krieg beendigt zu haben, und empfahl noch auf dem Sterbette seinem Sohn die Rache für so viel erlittene Unbill.

Wladislav hatte sich gerade in einem der traurigsten Jahre, 1320, zum Könige krönen lassen. Sein Erbe, der in der Polnischen Geschichte unter dem Namen Kasimir des Dritten, oder des Großen berühmt ist, hatte vom Himmel ausgezeichnete Herrschergaben; nur fehlte ihm eine der wichtigsten, die Herrschaft über sich selbst, mit welcher allein menschliche Vollkommenheit erlangt werden mag. Kasimir war keineswegs geneigt dem Wunsche seines sterbenden Vaters nachzukommen. Denn

um seinen großen Zweck, die Wiederherstellung einer bessern und festern Ordnung der Dinge im Innern des Reichs zu erreichen, mußte er mit dem Orden in Frieden seyn. Allein dieser Friede war durch die Abtretung Pommerns an die Ritter, welche der König von Ungern als Friedensvermittler nicht hatte unterschreiben wollen, offenbar zu theuer erkauft, denn dem Orden selbst mußte die Erlangung eines so großen Vortheils unerwartet seyn. Von da an scheute Kasimir kein Mittel die Ordnung im Reiche wiederherzustellen; mochte immerhin seine Strenge an Grausamkeit gränzen. Aber der Deutsche Orden kannte die Verhältnisse in Polen zu gut, als daß es ihm entgehen konnte, daß im Ablaufe der Zeiten durch die vielen Umwälzungen und Veränderungen die herzogliche und königliche Macht so sehr erschüttert worden sey, daß der Abtretung des Königs von Seiten der Großen leicht widersprochen werden dürfte. Er nöthigte daher den König Kasimir, einen Reichstag zusammenzuberufen, welcher dann auch der Abtretung von Pommern einen kräftigen Widerspruch entgegensetzte. Indessen konnten weder die Weigerung der Polnischen Stände, noch der geistliche Bannstrahl die Ritter zu Rückgabe Pommerns bewegen. Unter diesen Umständen war Kasimir froh, sich durch Ernennung des Prinzen Ludwig von Ungern, eines Sohnes seiner Schwester, zum Nachfolger (J. 1339), im Falle er keinen Sohn hinterlassen würde, in den Beherrschern eines mächtigen Nachbarreiches eine Stütze zu erwerben. Im folgenden Jahre bot die Vergiftung des Herzogs Boleslav von Halitsch und Wladimir eine treffliche Gelegenheit dar, diese Länder mit dem Polnischen Reiche zu vereinigen, und Kasimir ließ sie nicht unbenutzt. Allein den Ruhm den der König durch eine so glänzende Erwerbung gewann, verdunkelte er durch die ärgerliche Behandlung seiner zweiten Gemahlinn, der Prinzessinn Adelheid von Hessen, die er auf das Schloß Jarnowiez verwies, während Buhlerinnen ihrer Rechte genossen. Der Böhmischen Fräulein von Rokitsch, die eine Zeitlang Alles über ihn vermochte, folgte die Jüdinn Esther, welche nebst der Auferziehung ihrer gemeinschaftlichen Kinder im Jüdischen Glauben, große Freiheiten für ihre Glaubensgenossen in ganz Polen erhielt.

Hingegen nöthigte er (J. 1344) die Tataren, die von der Krimm her in Polen einfielen, und gerade nach Krakau vordrangen, durch kluge Maßregeln ohne Schwertstreich zum Rückzug. Eben so glücklich war er gegen die Böhmen. Solche Vortheile setzten ihn in den Stand auch für das innere Wohl des Reiches kräftig zu sorgen. Sein Gesetzbuch war für das verwilderte Polen ein Geschenk von unschätzbarer Wichtigkeit, und eben so fanden die Wissenschaften einen Stützpunct in der von ihm angelegten hohen Schule zu Krakau. Auch die Verschönerung und Befestigung der Städte war eine Lieblingsbeschäftigung für den König. Leider führte ihn sein Hang zu Ausschweifungen an der Tafel und in der Weiberliebe, immer auf neue Irrwege, und seine Eifersucht gegen Ludwig von Ungern zwang diesen Letztern, zur Sicherung seiner Nachfolge den Polnischen Großen höchst bedenkliche Freiheiten zu versprechen. Mehrere Kriege gegen die Moldauer und Litthauer wurden noch mit abwechselndem Glück und ohne große Folgen für die Zukunft geführt. Aber Kasimir hegte wahrscheinlich für Polens Vergrößerung noch bedeutende Entwürfe, als ein Sturz auf der Jagd nach einer 37 jährigen Herrschaft seinem für Polen so wichtigen Leben ein Ende machte (J. 1370).

Kasimir war der letzte Fürst des Piastischen Stammes, dem die Oberherrschaft über ganz Polen zukam. Denn nach dem bereits erwähnten Staatsvertrage erhielt König Ludwig von Ungern den Vorzug vor den Herzogen von Cujavien und Masovien, die sich neben ihm um die Krone bewarben, und vereinigte zwei der glänzendsten Kronen des östlichen Europas auf seinem Haupte. Allein für Polen ging aus diesem Ereignisse wenig Gutes hervor. Was Ludwig in einem langen und thatenvollen Leben Schönes und Großes that, geschah für Ungern. Ein Feldzug gegen die Litthauer war alles was er für Polen leistete. Mit der Aengstlichkeit eines Parteihauptes schenkte er nach seiner Thronbesteigung, einem Reichsgrundgesetze zuwider, die wichtigsten Krongüter an Solche weg, die er für seine Anhänger hielt, oder sich zu solchen gewinnen wollte. Um so undankbarer handelte er gegen den verstorbenen König, indem er

nicht nur viele seiner Schenkungen wiederrief, sondern sogar seine Töchter für unächt ausgab, und sie mehr oder weniger in Verwahrung hielt. Uebrigens war er die meiste Zeit abwesend, und unter seiner Mutter Elisabeth als Reichs-Verweserinn ging es nicht besser. Nur mit Mühe konnte die Flamme des Aufruhrs gedämpft werden. Man widerstand nicht nur seinen ungesetzlichen und unbilligen Forderungen, sondern beinahe jedem von Ludwig erschienenen Befehle wurde der Gehorsam verweigert. Erst kurst vor seinem Tode konnte er die Polnischen Großen auf einem in Ungern abgehaltenen Reichstage zur Anerkennung seines Tochtermanns Siegmund von Böhmen, des Gemahls seiner ältern Tochter Maria bringen. Ludwig starb hierauf im Jahr 1382 von den Polen wenig bedauert.

Ungeachtet der dem Könige Siegmund geleisteten Huldigung, sprach sich, als er die Krone mit Gewalt in Besitz nehmen wollte, der Widerwille der Polnischen Großen gegen ihn, allgemein aus. Die Stände, welche schon beim Leben König Ludwigs ihre Gewalt sehr weit ausgedehnt hatten, wollten nach seinem Tode die Krone nur einem von ihnen selbst gewählten Fürsten zugestehen. Daher fiel ihre Wahl auf die jüngere Tochter Hedwig, mit der Bedingung, daß sie nicht ohne den Willen der Stände vermählt werden sollte. Die Königinn Elisabeth, der älteren Tochter günstiger, zauderte unter allerlei Vorwänden, sie nach Polen zu schicken, bis sie sich durch den Drang der Umstände dazu genöthiget sah. Viele Bewerber meldeten sich um die Hand der Fürstinn, welche der Krone die sie verlieh, durch ihre außerordentliche Schönheit, Geist und Liebenswürdigkeit, einen viel höhern Werth zu geben schien. Aber dem Herzog Wilhelm von Oesterreich, dem sie ihr Vater zugesagt hatte, ward das schöne Glück zu Theil, von Hedwig geliebt zu werden. Allein die Polen waren diesem Ehebündnisse zuwider, weil es ihnen die Aussicht raubte, einen mächtigen Beschützer ihres Landes auf dem Throne zu sehen. Dessenungeachtet wollte Hedwig ihrer Neigung folgen. Als es aber dem Herzoge Wilhelm an Entschlossenheit fehlte, sich des schönen Glückes das seiner harrte, würdig zu zeigen, und er aus Furcht vor Nachstellungen

heimlich aus Krakau entfloh; da erfüllte Hedwig den Wunsch ihres Volkes durch ihre Einwilligung in die Verbindung mit dem mächtigen und kriegerischen Jagello, der um ihrentwillen nebst seinen Unterthanen dem Glauben seiner Väter entsagte, das Christenthum annahm, und Litthauen auf ewig mit Polen vereinigen wollte. Jagello erhielt in der Taufe den Namen Ladislaus, und wurde der Stammvater eines neuen Herrschergeschlechtes in Polen.

Von den Avaren gedrängt, hatte sich im sechsten Jahrhundert ein Slavischer Stamm von der Donau her in die schönen Gegenden des Dniester gezogen, wo er nach Slavischer Sitte ohne geregelte Staatsverbindung lebte. Allein am Schlusse des zehnten Jahrhunderts wurde dieses Land eine Beute der siegreichen Waffen des Russischen Großfürsten Wladimir. Indessen mußten seine Nachkommen um den Besitz desselben mit den Herzogen von Polen kämpfen, die es ihnen mehr als einmal in blutigen Kriegen entrissen. Im Jahr 1078 errichtete Wsewolod, Großfürst zu Kiew, ein eigenes Fürstenthum zu Wladimir für seinen Neffen Jaropolk, und um 1090 erhielt ein Russischer Fürst, Wasilko Roslislawitsch Terebowl, als eigene Herrschaft, die später von einem Bergschloß am Ufer des Dniester, wo nach und nach eine Stadt entstand, den Namen Halitsch erhielt. In der Folge waren Halitsch und Wladimir bald von eigenen Fürsten aus verschiedenen Häusern, und zwar vorzüglich aus dem königlichen Stamme von Ungern, oder aus Russischen Fürstengeschlechtern regiert, oder unter mittelbarer oder unmittelbarer Herrschaft der Könige von Ungern oder Polen, oder der Großfürsten von Kiew; einmal sogar im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts unter der Oberlehensherrschaft der Tataren. Aber Kasimir der Große von Polen eroberte Halitsch, und theilte Wladimir mit den Litthauern. Unter seinem Nachfolger Ludwig, der die Krone von Ungern mit der Polnischen verband, wurde das Erstere als Statthalterschaft verwaltet, und blieb nach seinem Tode den kleinen Ueberrest dieses Zeitraums hindurch bei Ungern.

Lange noch, ehe die Slaven sich an die Weichsel und Ostsee hingedrängt hatten, waren diese Gegenden von Lettischen Völkerschaften bewohnt gewesen, die in weitläufiger Verwandtschaft mit den Slaven gestanden, und sich in vier Hauptstämme, den der eigentlichen Letten, der Litthauer, der Preußen und Jatwinger, getrennt zu haben scheinen. Vermuthlich hatten sie ehemals die ganze Länderstrecke inne gehabt, die späterhin mit dem Namen des Polnischen Reiches bezeichnet wurde. Von den Slaven verdrängt, hatten sie sich nach Norden und Osten gewendet, und daselbst lange horden- und familienweise ohne eigentliche Staatsverbindung gelebt, und waren beinahe gar nicht in der Geschichte aufgetreten. Seit dem eilften Jahrhunderte bildeten sich zwischen der Memel und der Düna kleine Staaten, die man unter dem allgemeinen Namen Litthauen begriff, die aber erst zu einiger Bedeutung gelangten, als die Russen, ihre gefährlichsten Nachbarn, von den Mogolen gedemüthiget wurden, und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, Ringold, ein Litthauischer Herr, nach Unterdrückung seines Mündels Swintorog, alle diese Staaten zu einem Ganzen vereinigte, welches er mit dem eigenmächtig angenommenen Titel eines Großfürsten beherrschte. Ringold hatte mehrere Nachfolger aus seinem Stamme; dann ging die großfürstliche Würde auf andere Geschlechter über. Beim Aussterben eines Hauses wurde sie von den Mächtigen des Landes irgend einem der Angesehensten am Hofe übertragen. So erhielt sie im Jahre 1315 Gedimin, dessen Enkel Jagiel oder Jagello, im Jahre 1386, Litthauen und Polen unter ein Scepter brachte. Die Litthauer, nur einmal in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Waffengewalt des Deutschen Ordens zum Christenthume gezwungen, kehrten wieder zum Glauben ihrer Väter zurück, sobald sie sich von jenen Niederlagen erholt hatten, und wichen bis an den Schluß dieses Zeitraums nicht mehr davon ab. Ihr erbitterter Kampf gegen den Orden, der bisweilen die Heere von halb Europa als Kreuzzüger mit sich führte, hörte nie auf, und konnte auf keine Art beendiget werden. In ihren Kriegen gegen die Russen waren sie mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt worden, sie

hatten das Großfürstenthum Kiew zerstört, und mit dem Gebiete desselben das ihrige vergrößert; auch andere Russische Länder, z. B. die Ukraine, wurden dem Litthauischen Scepter unterworfen. Gegen das Ende dieses Zeitraums hatten sie sich besonders den Polen furchtbar gemacht; weswegen diesen die Bekehrung und Vereinigung Litthauens durch die Heirath der Hedwig mit Jagello so besonders wünschenswerth erscheinen mußte.

Schon im Alterthum waren die Preußischen Küsten an der Ostsee durch den Börnstein bekannt. In unbekannter Zeit hatte sich hier ein Lettischer Völkerstamm angesiedelt, der unter der Herrschaft verschiedener Stammhäupter getrennt lebend, nur durch das allgemeine Band des Glaubens, unter der Leitung eines Oberpriesters (Kriwe), vereiniget wurde. Die Legenden erwähnen seit dem siebenten Jahrhunderte vieler Versuche, das harmlose Volk zur Lehre Christi zu bekehren; aber erst seit dem neunten werden sie bekannter. Keiner von allen wurde vom glücklichen Erfolge gekrönt; denn die Lehrboten, größtentheils weder mit der Sprache noch mit den Sitten des Volkes vertraut, verletzten, theils aus Unkenntniß, theils aus unzeitigem Glaubenseifer, alle Begriffe desselben so unklug und schonungslos, daß sie meistens nur die Märtyrer-Krone errangen, ohne der Lehre des Erlösers nur im geringsten den Eingang zu bahnen. Erst im dreizehnten Jahrhundert gelang es dem glücklichern und klügern Pommerschen Mönche, Christian, einige Häupter für seinen Glauben zu gewinnen. Christian erhielt vom heiligen Stuhle die Weihe als erster Preußischer Bischof, und da er die Unternehmung, die Preußen bloß durch Worte des Friedens und der Heiligung zu bekehren, für mißlich oder unausführbar hielt, unterstützte man seine Bemühungen durch ein Aufgebot von Kreuzfahrern, welche das ungläubige Land auf die gräulichste Art mit Feuer und Schwerte verheerten. Dennoch würden alle diese Verfolgungen bei den je länger je mehr an Glauben und Freiheit der Väter hängenden Preußen, nicht zum Zwecke geführt haben, wenn Bischof Christian und der zagende Herzog Konrad von Masovien nicht in dem Deutschen Orden einen rastlos thätigen, zum Kampfe rüstigen, und bei den schönen Besitzungen

die er in diesen Gegenden erwarb, sowohl durch irdischen als himmlischen Vortheil begeisterten Verfechter ihrer Sache, gegen dieselben zu Hülfe gerufen hätten. Der Klugheit und Entschlossenheit Herrmans Balk, ihres ersten Anführers in Preußen, verdankten die Deutschen Ritter bald glänzende Fortschritte, und die in Liefland hausenden Schwertbrüder konnten nach einer Niederlage (J. 1238) nur durch Vereinigung mit jenen sich vom gänzlichen Untergang retten. Im Jahr 1233 hatte der Orden durch die sogenannte Culmische Handveste die Städte Culm und Thorn erhalten. Beinahe das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch kämpften die Preußen mit verzweiflungsvoller Erbitterung für Freiheit und Glauben gegen den Orden und seine Helfer die Kreuzesschaaren, und selbst nachdem die Uebermacht sie zur Annahme des verhaßten Bekenntnisses gezwungen hatte, empörten sie sich noch öfters gegen ihre Bedrücker. Die Grausamkeit der Ritter und die wenige Schonung womit selbst die Bekehrten behandelt wurden, verlängerte den hartnäckigen Kampf um Vieles. Die Behandlung der Völker verrieth öfters, daß es dem Orden nicht nur an der Rettung der Seelen, sondern wenigstens eben so viel an der Erweiterung seiner Güter gelegen sey. Darum ist er angeklagt, das Predigen der heiligen Lehre nicht pflichtgemäß befördert zu haben; vielmehr wird ihm von Feinden sogar Unterdrückung der Lehrboten zur Last gelegt. Ueberhaupt schienen die Deutschen Ritter in diesen nordischen Gegenden über weltlichem Treiben den eigentlichen Zweck ihrer Stiftung öfters aus den Augen zu setzen; aber durch folgerechte Staatsgrundsätze erweiterten sie je länger je mehr ihre weltliche Macht. Als sie durch Unterdrückung der Preußen, deren Bedeutsamkeit als Volk man auch durch Ausrottung ihrer Sprache vertilgen wollte, sich in dem ruhigen Besitz des Landes zwischen der Weichsel und dem Niemen befestigt hatten, wurden sie allen Nachbaren gefährlich, und waren von da an weit öfter der Schrecken christlicher Fürsten als die Stütze des Glaubens. Um das Erworbene zu schirmen, stiegen viele Burgen im Lande empor, an welchen bekehrte Untergebene und heidnische Gefangene unter Seufzen und Händeringen bauen mußten. Bei einem Kreuz-

zuge gründete der mächtige Ottokar von Böhmen die Veste Königsberg am Ausflusse der Pregel, von nun an ein Hauptzufluchtsort des Ordens. Marienburg, Marienwerder, nebst vielen andern Schlössern wurden mit Besatzungen erfüllt; allein die wichtigste Erwerbung war Danzig, in dessen Besitz sich die Ritter, wie sie es häufig zu thun pflegten, durch List und Trug zu setzen wußten. Häufig mußten die Herzoge von Pommern, die Könige von Polen und die Großfürsten von Litthauen die ehrgeizigen und habsüchtigen Anmaßungen des Ordens mit den Waffen in der Hand zurückdrängen, und der heilige Stuhl mußte ihnen sogar mit seinen Bannstrahlen zu Hülfe kommen, deren Wirkung nicht immer entscheidend war. Seit dem vierzehnten Jahrhundert war der Orden in einen schweren Krieg mit den Litthauern verwickelt, der mit kleinen Unterbrechungen bis ans Ende dieses Zeitraumes fortdauerte.

Nordöstlich von der Küste wo der Börnstein geholt wurde, nannten die Römischen Erdbeschreiber das Volk der Aestier, welches mit den Germanen eines Stammes seyn sollte. Die Küstenländer längs dem nördlichen Theile der Ostsee bis an den Finnischen Meerbusen wurden später von Kuren, Liefen und Esthen bewohnt, die theils Finnischen, theils Lettischen Ursprunges waren. Im zehnten Jahrhundert kam Esthland unter Russische Oberherrschaft, welche sich am Ende des zwölften auch über Liefland ausdehnte. Um diese Zeit wanderte der Deutsche Mönch Meinhard als Lehrbote in diese Gegend, und fing mit Genehmigung des Russischen Großfürsten seine Bekehrungsarbeiten an. Zu Yrküll wurde im Jahr 1187 ein Liefisches Bisthum gegründet, welches von dem Erzstuhle von Bremen abhing. Von Zeit zu Zeit wurden die Bemühungen der Glaubensprediger durch Kreuzzüge unterstützt, denen die heidnischen Liefen nicht widerstehen konnten, aber nach verschwundener Gefahr sogleich wieder zur Religion der Väter zurückkehrten. Doch siedelten sich immer mehr Deutsche daselbst an, so daß man am Schlusse des zwölften Jahrhunderts am Ausflusse der Düna die Stadt Riga erbauen konnte, welche nur von Deutschen bewohnt wurde. Weil aber ohne die Macht des Schwertes an keine Bekehrung

zu denken war, und man sich auf die unsichere Hülfe der Kreuzesschaaren nicht verlassen konnte, ersuchte Bischof Albrecht den heiligen Vater um die Stiftung eines geistlichen Ritterordens, welcher, wie die Orden im Morgenlande, sich dem rastlosen Kampfe für die Sache Christi gegen die Ungläubigen weihen möchte. Der heilige Vater bewilligte dieses Gesuch, und stiftete durch eine Bulle die Brüderschaft Christi, die sogenannten Schwertbrüder, welche zur Beobachtung der Statuten des Templerordens verbunden waren. Bisher hatte der Bischof unter kaiserlicher Hoheit allein das Herrenrecht über Liefland ausgeübt; aber jetzt mußte er sich des dritten Theils seiner Rechte zum Vortheile des Ordens begeben. Es entstand von nun an häufig Streit zwischen der bischöflichen Kirche und dem Orden; wobei letzterer sich besonders des päpstlichen Schutzes zu erfreuen hatte, weil durch ihn der heilige Stuhl sein Ansehen auch über das nordöstliche Europa zu verbreiten hoffte. Auch in Esthland hatte man Bekehrungsversuche und Eroberungen gemacht, bald wurden von Liefland, bald aber von Dänemark oder Schweden aus, Lehrboten eingeführt, und auf diese Art ein Herrenrecht über die bekehrten Länder gegründet. Allein die Unterstützung welche sie von Rom aus erhielten, gab den Liefländischen Deutschen das Uebergewicht; bald eroberten sie auch Dörpt, und stifteten daselbst ein neues Bisthum. Endlich wurde auch Kurland bekehrt, und ein päpstliches Lehen. Aber im Jahr 1236 erlitten die Schwertbrüder von den Litthauern eine so blutige Niederlage, daß nur ihre Vereinigung mit dem in Preußen schon mächtigen Deutschen Orden, das Christenthum in diesen Gegenden aufrecht erhalten zu können schien. Doch blieben die Kurländischen Brüder immer mehr oder weniger von den Preußischen getrennt, und unter der besondern Oberaufsicht eigner Landmeister. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts bewilligte der heilige Stuhl die Losreißung dieser Kirche von den Metropolitanverhältnissen mit Bremen, und die Errichtung eines eigenen Liefländischen und Preußischen Erzbisthums, dessen Sitz im Jahr 1255 nach Riga verlegt wurde. Riga nahm von nun an immer an Bedeutung und Macht zu, und erhielt von dem Erzstuhle je län-

ger je mehr Freiheiten. Das Dänische Esthland ward ein Lehensherzogthum unter Dänischer Hoheit, und blieb mit Ausnahme einer vorübergehenden Veräußerung an den Markgrafen von Brandenburg, Sohn Kaiser Ludwigs von Baiern, während der Stürme des Dänischen Reiches in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, in diesem Zustande, bis König Waldemar IV. es im Jahre 1346 an den Deutschen Orden verkaufte; der es, gegen Erlegung von 34,000 Mark, völlig den Liefländischen Brüdern überließ. Seitdem die verschiedenen Bisthümer durch die Errichtung des Erzstiftes Riga unter einem Oberhaupte vereiniget waren, konnten die bischöflichen Rechte nachdrücklicher behauptet werden. Selbst Rom nahm sich jetzt ihrer eifrig an. Dessenungeachtet behaupteten die Ritter, die sich weder durch Ermahnungen noch selbst Bannflüche aufhalten ließen, seit der Eroberung von Riga im Jahr 1330 ein entscheidendes Uebergewicht.

Von der allmähligen Ausbildung der Slavischen Verfassungen im östlichen Europa haben wir bis jetzt bei weitem nicht so viele bestimmte Nachrichten als von der stufenweisen Entwicklung der Germanischen Staaten im westlichen. Der Mangel an Schriftstellern welche diesen Gegenstand behandelt, und die Unzuverlässigkeit der einheimischen Geschichtschreiber, welche nur den Waffenthaten ihrer Fürsten, oder den wunderbaren Sagen über die Verrichtungen ihrer Heiligen, ihre Aufmerksamkeit schenkten, ist nirgends fühlbarer als hier, wo eine klare Ansicht nur aus einer Menge zuverlässiger und reichhaltiger Quellen hervorgehen kann. — Lange scheinen die Herzoge und Könige von Polen ziemlich unumschränkt über ihre Völker geherrscht zu haben, und das Erbrecht im Hause der Piasten fest begründet gewesen zu seyn. Allein da die Erstgeburt keinen entschiedenen Vorrang gab, so entstand unter den Sprößlingen des regierenden Hauses häufig Streit. So wie die Herrscher von Polen sich aus Liebe zu ihren Söhnen verleiten ließen den Grundsatz der Theilung zu befolgen, entstanden in Polen wie in den übrigen Europäischen Reichen große Lehensträger, — wie die Herzoge von Masovien, Cujavien, Posen, Kalisch, u. s. w.; — die an wirkli-

cher Macht bisweilen ihren Oberlehnsherrn übertrafen, und sich ihm, selbst zum allgemeinen Besten des Reichs beinahe in keinem Falle mehr unterwerfen wollten. Dabei mußten diese Theilfürsten den mächtigen Herren ihres Gebiets, um sich auf ihren Beistand verlassen zu können, große Rechte und Freiheiten bewilligen, welche die fürstliche Gewalt beschränkten. Die Woywoden, ursprüngliche Statthalter, die nach und nach in ihren Bezirken die Erblichkeit erlangten, folgten ihrer Neigung, oder dem wahrscheinlichsten Vortheil, und ließen ihre Hülfe durch Befreiungen und Rechte erkaufen, durch welche sich in der Folge die königliche Gewalt immer mehr beengt fand. So hatte sich allmählig aus den angesehensten geistlichen und weltlichen Herren ein Reichsrath gebildet, der am Ende dieses Zeitraums schon zu ansehnlicher Bedeutung gelangt war. Schon vor seiner Thronbesteigung hatte Ludwig von Ungern den Polnischen Großen höchst wichtige Vortheile einräumen müssen, um sich bei der ungewissen Aussicht auf Kasimirs Gunst ihrer Treue zu versichern. So hatte er versprochen, die Polen von nun an weder mit neuen Schatzungen zu belegen, noch auf seinen Reisen etwas zur Unterhaltung des Hofgesindes zu fordern, ja selbst, sie in Kriegen die wegen seiner persönlichen Angelegenheiten und Vortheile entstehen möchten, hinlänglich zu entschädigen, und nach seiner Thronbesteigung wurde von ihm durch Veräußerung der ansehnlichsten Krongüter (Starostien) und andere höchst wichtige Bewilligungen die königliche Macht so sehr geschwächt, daß nach seinem Tode während der Regentschaft der Reichsrath eine unmäßige Gewalt an sich riß, und sich der Leitung aller wichtigen Angelegenheiten des Reiches bemächtigte. Seit dieser Zeit wurden die Polnischen Großen immer eifersüchtiger auf ihr Wahlrecht. In Rothrußland oder Halitsch und Wladimir herrschten Fürsten eine Zeitlang unabhängig, aber meistentheils als Russische, Ungerische, oder Polnische Statthalter, mit morgenländischer Gewalt. Auch die Litthauischen Großfürsten waren als kriegerische Herren weniger Beschränkung unterworfen; doch hatten sie bisweilen Empörungen ihrer mächtigern Großen zu bekämpfen. Die Länder an der Ostsee, Preußen, Kurland, Esth-

land und Liefland, standen am Ende des Zeitraums größtentheils unter der Herrschaft des Deutschen Ordens, welcher hiefür theils dem Deutschen Reiche, theils dem heiligen Stuhle huldigen sollte; denn die unabhängigen Rechte der inländischen Kirche wurden immer mehr geschmälert. Preußen und Liefland standen unter besonderen Landmeistern, und unter ihnen waren in ihren Bezirken Marschälle und Comthuren; den Städten und dem Adel ertheilte der Orden bestimmte Freiheiten, ließ sie aber an der obersten Leitung wichtiger Staatsgeschäfte keinen Theil nehmen. Deutsche Einwanderer, welche jetzt die Mehrzahl der Bevölkerung ausmachten, genossen weit ansehnlichere Rechte als die ursprünglichen Bewohner des Landes, von denen sich nur wenige Edle in erträglichen Verhältnissen erhalten hatten.

Da in Polen das Christenthum von oben herab eingeführt wurde, und nicht sogleich das ganze Volk den neuen Glauben annahm, begnügte man sich lange mit einem einzigen Bisthume zu Posen, welches vielleicht anfangs von Mainz, in der Folge von Magdeburg abhängen mochte. Kaiser Otto III. stiftete nach einer Wallfahrt zu den Gebeinen des heiligen Adelbert, die zu Gnesen begraben liegen, an diesem Ort einen Erzstuhl, dem über Colberg, Krakau und Breslau Metropolitanrechte zukommen sollten. Nach und nach vermehrten sich die bischöflichen Stühle, es entstanden die Bisthümer Cujavien, Plock, Kammin, Lutbus, — und der Erzbischof von Gnesen erhielt gegen das Ende dieses Zeitraums als Primas den Vorrang im Reichsrath. Halitsch und Wladimir bekannten sich hingegen zur Griechischen Kirche. Während des dreizehnten Jahrhunderts fanden von Seiten des Römischen Stuhls mehrere Versuche statt, Rothrußland seinem Hirtenstabe zu unterwerfen, aber alle schlugen fehl. Die Griechischen Erzbischöfe von Halitsch wollten sich nicht zur Unterwerfung bequemen. Endlich setzte Kasimir der Große neben den Griechischen auch katholische Bischöfe, und zwar sogar einen katholischen Erzbischof von Halitsch ein, die aber bei dem Volke neben den Griechischen nie eigentliches Ansehen erlangen konnten. Nach einem unglücklichen Kriege gegen den Deutschen Orden hatte sich Großfürst Mendog von Litthauen

im Jahre 1252 vor dem Kreuze gedemüthigt, und zum Lohne dafür vom Papst eine Königskrone erhalten. Aber kaum war der Sturm vorüber, als er es von neuem verläugnete, und mit dem aufgedrungenen Glauben auch den Königstitel ablegte, der ihn an die schmähliche Unterwerfung erinnerte. Von da an blieben die Litthauer bis ans Ende dieses Zeitraums beim alten Glauben. Nur nach einer langen und erbitterten Gegenwehr konnten die Preußen durch das Schwert des Deutschen Ordens und der Kreuzfahrer zum Christenthume gezwungen werden. Noch ehe die Bekehrung vollendet war, theilte im Jahr 1249 der päpstliche Legat, Wilhelm von Modena, Preußen in die Bisthümer Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland. Die Bischöfe traten von freien Stücken zwei Drittheile der Oberherrschaft des Landes dem Orden ab, und suchten sich für dies freiwillige Opfer durch Auswahl der besten und vom gewöhnlichen Kriegsschauplatz entferntesten Ländereien zu ihrem Drittheil, zu entschädigen. Allein die beiden Antheilhaber waren beständig im Kampfe, und der Orden suchte der Geistlichkeit ein Vorrecht nach dem andern abzudringen. In Liefland hatte hingegen der Orden ursprünglich nur einen Drittheil, die Geistlichkeit hingegen zwei Drittheile der Güter, und die Oberherrschaft des Landes besessen. Aber auch hier wußten die Deutschen Ritter dieses Verhältniß je länger je mehr zu ihrem Vortheile zu verändern. Kuren und Esthen nahmen im dreizehnten Jahrhundert das Christenthum an, und die Erstern erkannten sogar die päpstliche Landeshoheit. Endlich unterwarf im Jahr 1246 der Papst die Bisthümer Riga, Dörpt, Oesel, Kurland, Culm, Pomesanien, Ermeland und Samland, einem eigenen Erzbischofe von Preußen und Liefland, der einige Jahre später seinen Sitz zu Riga nahm. Jetzt hatte die Kirche einen Mittelpunct und eine Stütze, vermittelst deren sie ihre Rechte nachdrücklicher gegen die Eingriffe des Ordens behaupten konnte. Dieses war die Losung zu einem fast ununterbrochenen Streite zwischen dem Orden und dem Erzstift. Allein seit der Eroberung von Riga im Jahre 1330 hatte jener ein entschiedenes Uebergewicht, welches

der Erzbischof selbst mit der Unterstützung des heiligen Stuhls nicht wiederzugewinnen vermochte.

Die Entstehung von Klöstern war eine natürliche Folge der Einführung des Christenthums gewesen. Schon Mieislavs Nachfolger, Boleslav, hielt die Gründung von Benedictiner Gemeinschaften für eines der wirksamsten Mittel zur Entwilderung seiner Völker. Kasimir, in Frankreich selbst mit dem Klosterleben vertraut, berief Mönche von Clugny und andern Klöstern nach Polen, damit sie daselbst Anstalten gründen, und ihren Geist im Lande weiter verbreiten möchten. Boleslav der Keusche und seine fromme Gemahlinn Kunigunde hielten die Stiftung von Klöstern für den rühmlichsten Gegenstand der Sorge eines Fürstenpaars. Wie in den übrigen Europäischen Reichen, so gelangte auch in Polen die Geistlichkeit im Mittelalter zu einem höchst bedeutenden Ansehen und Einflusse unter den übrigen Ständen. Boleslavs II. Misgriffe gaben dem heiligen Stuhle Gelegenheit, sich in die innern Angelegenheiten Polens einzumischen, und obgleich wegen der Entfernung und der Rohheit der Polen die Römischen Sprüche nicht immer Eingang fanden, so gelang es den Päpsten doch öfters in streitigen Fällen, ihrer Entscheidung Gewicht zu verschaffen. Seit Kasimir I. wurde der sogenannte Petersgroschen, nämlich ein Groschen von jedem Kopf in ganz Polen, dem heiligen Stuhle entrichtet. — Schon Boleslav I. hatte die Geistlichkeit von allen öffentlichen Abgaben und Beschwerden befreit, während hingegen gleich bei der Annahme des Christenthums mehr durch Beispiel als Verordnung von oben herab, die durch Karl den Großen in Europa eingeführte Zehend-Entrichtung aufgekommen war. Diese Abgabe hatte das Christenthum fast überall dem Volke verhaßt gemacht, und in Polen konnte dem Uebel nur dadurch abgeholfen werden, daß an die Stelle der Naturalabgabe sogenannte Reluitions- oder Einlösungs- und Vergütungs-Verträge traten, die bisweilen der Geistlichkeit mit Gewalt abgedrungen wurden. Auch eine eigene Gerichtsbarkeit hatte Boleslav der Geistlichkeit zugleich mit der Befreiung von Abgaben zugestanden. Ja die daraus entspringenden Verhältnisse gingen so weit, daß unter

der Regierung Ludwigs von Ungern, selbst bürgerliche Rechtshändel von Römischen Abgeordneten beurtheilt wurden. Aber noch wichtiger für Polens spätere Gestaltung und Schicksale wurde in der Folge der Einfluß des Priesterstandes im Reichsrathe.

Indessen hatte sich in Polen ein mit Vorrechten begabter Ritterstand, nicht unähnlich dem Deutschen Lehensadel, gebildet, auf dessen Verhältnisse die Verbindung mit dem Deutschen Reiche und andern Europäischen Staaten viel gewirkt haben mag. Dieser war aus den alten Slavischen Panen und Zupanen entstanden, welche zum Theil in Rothrußland noch immer diese Namen trugen. Dann hatten auch die Könige den Adelstand mit neuen Genossen vermehrt. Der Adel war zu gleicher Zeit auch der Kriegerstand, denn die Befugniß das Schwert zu führen, und dem Fürsten oder Vaterland zu dienen, gehörte zu seinen Vorrechten. So erhielten die Worte miles und nobilis gleiche Bedeutung. Aber unter dem Adel stiegen die obern Beamten des Königs, welche, wie in andern Ländern, unter dem Drange der Zeit die Erblichkeit zu erschleichen wußten, allmählig zu höherem Range empor. Bezirke wurden von Palatinen (comitibus palatinis, Pfalzgrafen), einzelne Städte und Burgen von Castellanen (comitibus castellanis, Burggrafen,) verwaltet. Oberbefehlshaber an der Stelle des Fürsten im Kriege, hießen Woywoden, und wenn die Würde eines Woywoden mit der eines Palatins verbunden war, so nannte man den ihm untergebenen Bezirk eine Woywodschaft. Auch das Ritterwesen kam in seiner abendländischen Gestaltung, besonders nach Deutscher Sitte, in Polen auf, und eine vorzügliche Auszeichnung in demselben waren goldene vom König überreichte Ketten. In den Ländern welche durch den Deutschen Orden und Kreuzfahrer bekehrt worden waren, hatten sich viele fremde Ritter, besonders Deutsche niedergelassen, und von dem Orden, der in seinem Gebiete so viel möglich die Deutschen Verhältnisse einführte, Güter zu Lehen empfangen, auf denen sie eigene Gerichtsbarkeit übten. Andere Güter gehörten dem Orden selbst, und wurden durch seine Commenthuren verwaltet; endlich hatten auch wenige eingeborne Edle das neue Adelsrecht erhalten, und wa-

ren als Lehensleute des Ordens aufgenommen worden. Gemeiniglich war diese Duldung der karge Lohn ihres Verrathes an den Brüdern gewesen.

Von Fürsten, Bischöfen und Handelsleuten wurden Städte gegründet und erweitert, in deren Mauern Edelleute, Kaufleute und Handwerker wohnten, je nachdem man bei ihrer Erbauung diesen oder jenen Zweck vor Augen gehabt hatte. Schon in den frühesten Zeiten der Polnischen Geschichte finden sich Spuren von Polnischen Städten, deren Einwohner aber sich in Ansehung ihrer bürgerlichen Rechte vor den Landbewohnern nur geringer Vorzüge erfreut haben mögen. Der Wunsch Polnischer Herrscher, Deutschen Gewerbfleiß durch Einwanderung Deutscher Künstler und Handwerker nach Polen zu ziehen, scheint die Einführung Deutscher Städteverfassungen und Rechte in den fürstlichen Städten veranlaßt zu haben. Mehrere Städte wurden der Verwaltung der Castellane entzogen, um eigenen, aus ihrem Mittel theils von ihnen selbst, theils von Fürsten gewählten Ortsobrigkeiten zu gehorchen. Sie bestanden aus dem Rathe, dem Stadtvogt (Woyt), der nebst seinen Schöppen (Ławniki) die richterliche Gewalt ausübte, und der Bürgergemeinde oder ihrem Ausschuß. Von da ging die Weiterberufung nach Magdeburg, und endlich bis zum höchsten Deutschen Reichsgericht. Als aber im Ablaufe der Jahrhunderte die Polnischen Städte mehr Bedeutung gewannen, wurde dieses Abhängigkeits-Verhältniß gegen das Ausland so lästig, daß König Kasimir der Große es im Jahre 1356 mit Einwilligung der Städte aufheben, und dafür eine einheimische höhere Gerichtsbehörde einsetzen konnte. Das Obergericht in Krakau bestand aus einem Vogt und sieben Beisitzern aus den nächsten Städten. Ein ähnliches wurde für die Länder des Ordens in Culm niedergesetzt. Zuletzt urtheilten im Namen des Königs zwölf von ihm aus sechs bestimmten königlichen Städten erwählte Mitglieder der Stadträthe. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts hatten die königlichen Städte bereits so viel Ansehen erlangt, daß sie in wichtigen Angelegenheiten des Reiches mit zu Rathe gezogen wurden. Bloße Landstädte, die von geistlichen oder weltlichen

Grundeigenthümern ohne Theilnahme des Landesfürsten gestiftet worden waren, hatten vor Dörfern weiter keinen Vorzug als die in der Stiftungsurkunde enthaltenen Befreiungen und die Jahrmarktsrechte. Im eigentlichen Polen hatte Krakau den Vorrang vor allen übrigen Städten, und wurde zuletzt Haupt- und Hofstadt des Reichs. Neben ihr hatten die bischöflichen Sitze Posen und Gnesen, und die Handelsstadt Thorn sich zu einem ziemlich blühenden Zustande emporgeschwungen. Das wichtige Danzig an der Ostsee hatte im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Deutsche Orden durch Trug und Gewalt den Königen von Polen entrissen. Halitsch und Wladimir waren Fürstensitze in Rothrußland; aber seit der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts verfiel Halitsch immer mehr neben dem neu aufblühenden Lemberg. Am besten gedieh städtische Freiheit in den Ländern des Ordens, wo die meisten Städte aus Schlössern und Burgen entstanden waren, welche die Ritter zu Sicherung ihres neuen Besitzes angelegt hatten. Neben der Hauptstadt Culm erhoben sich in Preußen Elbing, Königsberg, Marienburg und Marienwerder, in Kurland Mitau, in Liefland Riga, in Esthland Reval und Dörpt. Am Ende des zwölften Jahrhunderts hatte der Liefische Bischof Albrecht am Ausfluß der Düna die Stadt Riga gegründet. Vom Orden, vom Deutschen Reiche und von ihren Erzbischöfen erhielt diese ganz Deutsche Stadt ansehnliche Vorrechte, wie sie damals in Deutschland gewöhnlich waren. Die Stadt hatte ihren eigenen Rath, und war in drei Gilden eingetheilt, von welchen die erste die verheiratheten Kaufleute, die zweite die Handwerker, die dritte endlich unverheirathete Krieger und Handelsleute enthielt, welche an den Berathungen keinen Theil nehmen durften. Nach der Eroberung hatte der Orden über ihren Widerstand erbittert, den Einwohnern alle ihre Vorrechte genommen, aber sie ihnen indessen bald darauf wiedergegeben. Seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert waren viele Städte an der Ostsee und in diesen Gegenden in den Hanseatischen Bund getreten. In einem Friedensschlusse der Hanse mit König Waldemar von Dänemark, im Jahre 1370, sind die Städte Culm, Thorn, El-

bing, Danzig, Königsberg, Brunsberg, Riga, Dörpt, Reval und Pernau angeführt, — und später ließ sich auch die Hauptstadt Krakau in denselben aufnehmen. Am schlimmsten war noch immer das Loos der Bauern, auf welchen alle Beschwerden ruhten, indem sie sowohl gegen den Landesfürsten als gegen ihre besonderen Herren zu den drückendsten Leistungen verbunden waren. Doch fand in der Lage der Bauern ein Unterschied statt, je nachdem ihre Dörfer Polnischen oder Deutschen Rechtes waren. In diesen letztern blieben die Bauern Grundbesitzer, und konnten ihre Grundstücke mit den darauf haftenden Frohndiensten und andern Beschwerden ihren Nachkommen hinterlassen oder veräußern. In jenen hingegen war nur der Edelmann Eigenthümer, und konnte sowohl die Güter als die Bauern selbst, nach Belieben verkaufen. Der unerträgliche Druck den diese Volksclasse ausstehen mußte, veranlaßte unter Kasimir I. im Jahre 1036 einen großen Aufstand der Bauern, der wegen der Erbitterung der Empörten mit dem sogenannten Bauernkriege in Deutschland im sechzehnten Jahrhundert zu vergleichen seyn dürfte. Verschiedene Herrscher von Polen suchten die Bauern gegen die Bedrückungen des Adels zu schützen, aber keiner leistete mehr als Kasimir der Große, der viele fremde Ansiedler mit dem Deutschen Rechte ins Land zog, und den Bauern in mehreren Fällen die Entweichung aus den Besitzungen eines grausamen und ungerechten Herrn gestattete. Allein er konnte nicht einmal so viel thun als er wünschte, und selbst dieses Wenige zog ihm den heftigsten Widerwillen des Adels zu, der ihm den Spottnamen Bauernkönig gab. In Preußen waren es meistens die Neubekehrten, welche das Land bauen, und mit unaufhörlichen Frohnen im Schweiß ihres Angesichtes ihren Peinigern neue Burgen errichten, oder in langwierigen Kriegen für die Entwürfe der Habsucht ihr Blut vergießen mußten.

Bis zur Herrschaft Kasimirs des Großen kannten die Polen nur ein Gewohnheitsrecht, welches höchst mangelhaft war, und der Willkür der Richter weit mehr überließ, als zu einer Zeit wo Treue und Gerechtigkeit in diesem Lande so tief gesunken waren, räthlich seyn konnte. Auf einem Reichstage zu Wieli-

cha ließ Kasimir unter seiner Aufsicht ein Gesetzbuch entwerfen, an welchem er selbst mit vieler Kenntniß arbeitete, und dem er hierauf öffentliche Beglaubigung ertheilte.

Seit langer Zeit hatte der Adel den Fürsten das Vorrecht abgedrungen, daß ein Adlicher einen Mord mit Geld abbüßen konnte, während ein Bürgerlicher oder Bauer in diesem Falle das Leben verwirkte. Für Verwundungen hingegen wurden auch die niederern Stände, wenn der Verwundete kein Edelmann war, nur an Gelde gestraft. In den Ländern des Ordens hatte die Culmische Handveste vom Jahre 1233 das höchste Ansehen. Neben ihr galten das Magdeburgische, Polnische, Lübbische, Freiburgische Recht, und wo diese schwiegen, die sogenannten Willküren, oder eigenen Entscheidungen städtischer Richter, die dann gewöhnlich auch fernerhin als Gesetze befolgt wurden. In der Gerichtsverfassung mußten der befreite Gerichtsstand der Geistlichkeit, die Vorrechte des Adels, und die eigenthümlichen Verhältnisse der Städte, eine große Verwirrung hervorbringen. Wie die Geistlichkeit, so hatte auch der Adel seinen eigenen Gerichtsstand, — was die bürgerlichen Rechtshändel betraf, vor den Bezirksgerichten, in peinlichen Fällen vor den Starosten, von denen die größern die Gerichtsbarkeit über den Adel auf den Krongütern führten. Nur ein Polnischer Edelmann konnte diese Würde erhalten, welche, mit Ausnahme der Gränzstarosteien, nach dem Tode der Starosten auch auf ihre Witwen übergehen konnte. Während der innern Unruhen wußten die Edelleute auch die Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern an sich zu bringen, wo sie dieselbe zur großen Bedrängniß ihrer Unterthanen, so ziemlich nach morgenländischer Sitte ausübten.

In den Kriegen zwischen den Polen und ihren Nachbaren entschieden Tapferkeit und Glück häufiger als Kriegskunst und Ordnung. Die Könige standen meistens an der Spitze der Heere, unter ihnen die Woywoden, die Palatine, Castellane, Pane u. s. w. mit ihren Untergebenen. In den Heeren des Ordens machten die Ritter den Kern aus, die übrigen Schaaren waren nach ihren Lehensverpflichtungen aufgerufen. Wo möglich rief man nur Freie zu den Waffen, aber da hier öfters Volkskriege

geführt wurden, wo es auf den gänzlichen Untergang des Einen abgesehen war, mußten auch die Leibeigenen ins Feld rücken, welche dann häufig bei dem Feinde ein besseres Schicksal suchten. Die Seemacht war in den Händen der Städte welche sich an den Bund der Hanse angeschlossen hatten. Die Könige von Polen, deren Gebiet seit dem Verluste von Danzig, von der Ostseeküste ausgeschlossen war, richteten ihre Augen nicht auf diesen Gegenstand, und der Orden war ebenfalls zu sehr auf dem festen Lande beschäftigt, und um die Herschaffung der Kreuzesheere brauchte er sich nicht zu bekümmern.

Die Rohheit der Sitten geht schon aus der Grausamkeit hervor, mit welcher diese Völker die Kriege unter sich führten. So wurden die Gefangenen meistens auf die empörendste Weise zu Tode gemartert. Die Litthauer lebten wenigstens im dreizehnten Jahrhundert noch im Zustande der Wildheit und im etwas gebildetern Polen schildern uns Zeitgenossen die Sittenlosigkeit und Verworfenheit mit den grellesten Farben. In Preußen ging die Verdorbenheit vom Orden selbst aus; trotz der strengen Regel brachten die Ritter einen großen Theil ihrer Zeit mit Gelagen und Weibern hin, und da sie auf den Schlössern und Gütern des Ordens vertheilt lebten, machten sie das ganze Land zum Zeugen ihrer Laster. Der Ackerbau, ein Gewerbe des Friedens und der Tugend, konnte unter diesen Umständen nicht gedeihen, und häufige Hungersnoth war die natürliche Folge der Verwahrlosung. Deswegen suchte Kasimir der Große dem Uebel durch Verbesserung des Schicksals des Ackerbau treibenden Standes zu begegnen. Aber der Widerstand des Adels verhinderte die günstigen Folgen die er sich hätte versprechen dürfen. In Preußen wurden alle Künste des Friedens, Ackerbau, Weinbau, Handwerke und so weiter, vom Hochmeister Winrich von Kniprode, der dem Orden gegen das Ende dieses Zeitraumes vorstand, in Schutz genommen. In den Städten traten die Handwerker, wie in Deutschland, wo die meisten herstammten, in Innungen zusammen; der blühendere Zustand des Handels, und der mit ihm steigende Luxus, hob auch die Handwerke empor.

Die Fürsten, welche den Wohlstand des Landes im Auge hatten, ließen Künstler und Handwerker aus Deutschland kommen, die sich unter vortheilhaften Bedingungen in Polen ansiedelten. Selbst die Herren von Halitsch und Wladimir versäumten dieses Mittel zur Bereicherung ihres Landes nicht.

In der Handelsgeschichte war die Preußische Ostseeküste seit uralter Zeit durch den Börnstein bekannt, welcher auch in diesem Zeitraume noch eine Quelle reicher Einkünfte für den Orden blieb. Von dem zehnten Jahrhunderte an wurde Danzig eine Hauptniederlage des Handels mit Scandinavien und den übrigen nordischen Ländern. Leider machten in jenen ältern Zeiten Sclaven den wichtigsten Theil der Waaren aus, welche daselbst verhandelt wurden. Später wurde auch Thorn für den Verkehr wichtig, weil von da aus auf der Weichsel die Erzeugnisse des innern Landes nach Danzig gebracht wurden. Auch im eigentlichen Polen fand lange kein anderer als der Menschenhandel statt, welcher besonders von Constantinopel aus Aufmunterung fand. Indessen wurden allmählig die Einwohner Polens und Rothrußlands durch die Nachbarschaft des glänzenden Kiew mit Asiatischer Pracht bekannt. Am Ende des eilften Jahrhunderts, und während des zwölften wanderten eine ungeheure Menge Juden in Polen ein, die den grausamen Verfolgungen in Deutschland entflohen, und in ihrem neuen Zufluchtsorte den Handel durch ihre ungeheure Gewerbsamkeit belebten. Von den Königen, besonders Boleslav dem Frommen und Kasimir dem Großen, der die Jüdinn Esther zur Geliebten hatte, erhielten sie gegen viel geschenktes und geliehenes Gold sehr ansehnliche Vorrechte, welche allmählig den Verkehr fast ausschließlich in ihre Hände brachten. Das Verbot Geld auf Zinse auszuleihen, mußten die Christen durch Scheinverkäufe umgehen, welche den Verkäufer, bis er den Kaufschilling wiedererstatten konnte, zur Bezahlung von 10 vom 100 jährlich verpflichteten. Diese Verträge wurden allgemein üblich, doch konnten Rittergüter nicht ohne Bewilligung des Königs eingesetzt werden. Gegen das Ende dieses Zeitraumes wurde durch die Aufnahme mehrerer

Städte in den Hanseatischen Bund der Handel, besonders in den Ländern des Ordens, blühender. Auch Krakau, Lemberg und das neuere Warschau kamen durch Handlung zu größerer Bedeutung; ja in der ersten dieser Städte hatte sich ein ursprünglich Deutscher Bürger so sehr bereichert, daß er Kaiser und Könige zu Tafel bitten, und ihnen an derselben Geschenke von 100,000 Ducaten machen konnte.

Lang ehe in diesen Gegenden eigenes Geld geprägt wurde, waren durch ausländische Kaufleute fremde, und zwar Römische Münzen dahin gekommen. Später wurde in Polen wie in Deutschland nach Marken gerechnet. Die Polnische Mark (Grzywna) war etwas schwächer als die Cölnische, und hatte nur 4198 Asse, von denen die letztere 4864 zählte. Sie wurde zu 48 Groschen berechnet. Den vierten Theil dieser Summe machte der Ferto (Wiardunek) aus, und der Scotus oder Skosek den 24sten oder zwei Groschen. Bisweilen rechnete man auch nach Kopen oder Schocken, d. h. Summen von 60 Groschen. Dieses dauerte indessen nur so lange, bis man aus Golde Zloty oder Gulden prägte, die im sechzehnten Jahrhundert aus Silber geschlagen, und dann zu 30 Groschen berechnet wurden. In Litthauen zahlte man in Rubeln, die ihren Namen davon hatten, daß sie ursprünglich ohne Gepräge, bloß aus Silber gehauen waren.

Die Polen waren von den Hauptsitzen der neueuropäischen Bildung zu weit entfernt, um, ungeachtet der ewigen Verheerungskriege und des rohen Sittenzustandes der Menge, in den Wissenschaften etwas von Bedeutung zu leisten. Selbst die Klöster, welche oft Mühe genug hatten während der blutigen Auftritte, welche ringsumher statt fanden, ihre Mauern zu schirmen, konnten nicht einmal so viel thun, als sie gleichzeitig in andern Ländern wirkten. Doch fühlten einige Fürsten und Große, wenn sie sich bei andern Völkern umgesehen hatten, das Bedürfniß besserer Aufklärung. Dieses vermochte Kasimir den Großen im Jahre 1361 zu Krakau die Gebäude anzulegen, wel-

che zu Errichtung einer hohen Schule nach dem Vorbilde der Prager Universität erforderlich waren; und der Papst gab auf das Ansuchen des Königs seine Einwilligung zu Gründung derselben. Indessen kam das Werk wegen des baldigen Todes Kasimirs in diesem Zeitraume noch nicht zu Stande. Sonst hatte die Polnische Litteratur nichts aufzuweisen als die vaterländische Chronik des Bischofs Vincenz Kadlubko von Krakau, der sie in ältern Zeiten mit vielen Fabeln vermischt, bis aufs Jahr 1204 herabführte, und im Jahr 1223 im Kloster starb.

III. Capitel.

Von der Vereinigung Litthauens mit Polen, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1366—1453.

Den größten Theil dieses Zeitraumes hindurch, bis zum Jahre 1434 herrschte noch Uladislaus Jagello nur zu lange für seinen Ruhm; denn in den ersten Zeiten seiner Regierung war er groß, kräftig, einsichtsvoll, und gleich thätig zu Schirmung seiner Rechte und Erweiterung seiner Macht gewesen. Im Alter wurde er schwach, und ließ sich durch Prüfungen des Schicksals tief beugen. Sein ehemaliges Großfürstenthum Litthauen, welches er als König von Polen durch Statthalter mit herzoglicher Würde wollte verwalten lassen, verursachte ihm viele Unruhe. Er hatte keine Mühe gescheut, die Litthauer zum Christenthume zu bekehren, und war dabei selbst einer der eifrigsten und geduldigsten Lehrboten gewesen. Diesen Zweck hatte er erreicht; allein da sein Bruder Skirgel sich durch Habsucht, Grausamkeit und Ungerechtigkeit aller Art bei dem Volke verhaßt gemacht, war es einem andern seiner nahen Verwandten, Witold, mit Unterstützung des Deutschen Ordens gelungen, sich des Großfürstenthums zu bemächtigen. Jagello ließ sich sogar mit dem neuen Großfürsten, den er vergebens zu bekämpfen versucht hatte, in eine vertraute Freundschaft ein. Lange unterstützte ihn dieser mit aufrichtigem Gemüth und vollen Kräften gegen seine zwei Hauptwidersacher, den König Siegmund von Ungern, und den Deutschen Orden, welcher aus diesem Kampfe schwere Wunden davon trug. Aber Witold, der jeder anderen Lockung widerstanden hatte, scheint am Ende besorgt zu haben, es möchte Jagellos wachsende Macht zuletzt die eigene Sicherheit gefährden, und aus dem nützlichsten Freunde wurde er seit 1410 einer der drohend-

sten und gefährlichsten Feinde. Witold rang mit der größten Anstrengung nach der Königskrone, die ihm Jagello als mit der Polnischen Oberlehensherrschaft unverträglich beharrlich verweigerte, bis er sich durch Witolds Tod im Jahre 1430 von einem so furchtbaren Gegner befreit sah. Kurz vorher hatte er den Jagello so weit gebracht, daß dieser gern durch Abtretung der Krone Ruhe erkauft hätte. Nach Witolds Tode stritten sich eine Zeitlang Swidrigew und Sigismund Starodubsky um die großfürstliche Würde; endlich siegte der Letztere von Jagello begünstigt über seinen Nebenbuhler, und nahm Litthauen von der Polnischen Krone zu Lehen. Die letzten Jahre Jagellos wurden durch Zerwürfnisse mit seinen Großen getrübt, die seinen Sohn Uladislaus nur gegen feierliche Bestätigung ihrer alten Vorrechte und Ertheilung ansehnlicher neuer Freiheiten zum Könige wählen wollten. Kaum hatte er sich nach heftiger Weigerung, die ihn sogar in Lebensgefahr brachte, diesem unterzogen, als er im Jahre 1434 nach einer 48jährigen Regierung in hohem Alter starb. Schon im Jahre 1400 war ihm die schöne Hedwig, eine von den Polnischen Schriftstellern hochbelobte Frau, vorangegangen. Ueber ihr Verhältniß zu Jagello giebt es verschiedene höchst widersprechende Berichte. Noch in demselben Jahre heirathete dieser die Gräfinn Anna von Cilly, eine Enkelinn Kasimirs, die er aber wegen ihrer wenig anziehenden Gestalt gern wieder fortgeschickt hätte. Nach dieser, welche im Jahr 1416 starb, hatte Jagello noch zwei andere Gemahlinnen, von welchen ihm besonders die letzte, Sophia, eine Nichte Witolds von Litthauen, viel häuslichen Verdruß zuzog.

Nach einigem Widerstande bestätigten alle Polnischen Großen die Wahl des Ladislaus, des ältesten Sohnes Jagellos von seiner letzten Gemahlinn Sophia, während dessen Minderjährigkeit man nach langem Streite die Staatsverwaltung in jeder einzelnen Woywodschaft dem Woywoden vertraute. Swidrigew wagte jetzt, von König Siegmund von Ungern unterstützt, einen neuen Versuch sich Litthauens zu bemächtigen, der aber mit einer gänzlichen Niederlage seiner Truppen und Anhänger endete. Einige Jahre später, als Ladislaus schon zur Mehrjährigkeit

gelangt war, starb Siegmund Starodubsky, von seinen Unterthanen allgemein gehaßt, und Ladislaus benutzte schnell diese Gelegenheit, um Litthauen, trotz dem Umstande daß der letzte Großfürst einen von den Litthauern sehr geschätzten Sohn, mit Namen Michael hinterlassen hatte, durch Belehnung seines Bruders Kasimir, wieder näher an die Krone zu knüpfen. Aber Kasimir der seine neue Würde nicht ohne bedeutende Einschränkungen empfangen hatte, verrieth bald die Sache seines Bruders und der Polnischen Krone, um in Gemeinschaft mit seinen Unterthanen die Unabhängigkeit zu erringen. Ladislaus war damals zu sehr mit den Ungrischen Angelegenheiten beschäftigt, um seinen Bruder unter strenger Aufsicht zu halten. Kaiser Albrecht, welcher nach Siegmunds Tode mit dem Prinzen Kasimir von Polen um die Böhmische Krone gestritten, war schon 1439 wieder gestorben, und hatte nur zwei Töchter und eine schwangere Gattinn hinterlassen. In Ungern gab es eine starke Partei, welcher, im Falle die Königinn auch einen Prinzen gebären sollte, dennoch die Herrschaft eines unmündigen Kindes, und die Vormundschaft seiner Mutter Elisabeth, bei der dringenden Gefahr mit welcher man von den Türken bedroht war, für allzu mißlich, und die Wahl eines Fürsten wie der junge Ladislaus von Polen, dem Heile des Reiches weit zuträglicher schien. Johann Corvinus war an der Spitze derselben. So kam, ungeachtet des Widerwillens den eine Türkische Gesandtschaft den Polnischen Großen gegen diesen Verein beigebracht hatte, und der Abneigung des Königs eine ältere Frau zu heirathen, ein Vertrag zu Stande, welchem zufolge Ladislaus von Polen sich mit der Kaiserinn Elisabeth vermählen, und die Ungrische Krone erhalten sollte. Aber mittlerweile gebahr diese Fürstinn einen Prinzen, den man Ladilaus den Nachgebornen nannte, und welchem seine Mutter mit den äußersten Anstrengungen das Reich zu erhalten suchte. Die Königinn ließ die aus Polen zurückkehrenden Gesandten in Kerker werfen, und rief die Ungern um Beistand für ihren unmündigen Sohn an. Diese theilten sich in zwei Parteien ein. Der König von Polen rückte zur Unterstützung der einen an der Spitze eines Heeres in Ungern ein, die andre erhielt von Kaiser Fried-

rich IV. Hülfe. Endlich kam durch Vermittlung des Cardinals Julian Cesarini, nach einer persönlichen Zusammenkunft des Königs und der Kaiserinn, ein neuer Vertrag zu Stande, welchem zufolge der Erstere die Ungrische Krone, und die älteste Tochter der Elisabeth zur Braut erhielt, und sich dagegen verpflichtete dem jungen Ladislaus Posthumus Böhmen und Oesterreich zu erhalten, und ihn aus der Gewalt Kaiser Friedrichs, der ihn verwahrte, zu befreien. Kaum war Ladislaus durch diesen Vertrag zum ruhigen Besitze Ungerns gelangt, als dieses Reich von den Türken bekriegt wurde. Ein glänzender Feldzug, der durch den zehnjährigen, zu Scegedin im Jahre 1444 geschlossenen Waffenstillstand beendiget wurde, hatte die Ungern bis weit in die Türkischen Besitzungen geführt. Allein der Papst und seine Feldherren verleiteten den jungen ruhmgierigen Fürsten, trotz dem geleisteten Eide den eingegangenen Vertrag zu brechen, und bei Varna verlor Ladislaus nach der tapfersten Gegenwehr Krone und Leben. Dieses war für Polen um so trauriger, als er zu den ausgezeichnetesten Fürsten gerechnet werden konnte, die jemals über dieses Land geherrscht hatten. Lange blieb sein Schicksal ungewiß, und bis man alle Hoffnung aufgegeben hatte, daß er jemals wieder zurückkehren würde, wollten sich die Polen zu keiner neuen Wahl entschließen. Erst im folgenden Jahre vereinigten sich auf einem Reichstage zu Siradien alle Stimmen zu Gunsten des Großfürsten Kasimir von Litthauen, mehr, weil man dieses Land wieder mit Polen zu verbinden wünschte, als wegen seiner persönlichen Eigenschaften, oder seiner Verwandtschaft mit Ladislaus. Auf das Verlangen seines Volkes schlug Kasimir die Krone aus. Indessen bereute er bald seinen Entschluß, und errang durch die Umtriebe und Ränke seiner Mutter Sophia von neuem den Sieg über seinen Nebenbuhler Boleslav von Masovien, von welchem viele Große besorgten, er möchte die Krongüter die sie im Besitz hatten, wieder zurückfordern. Kasimir ging so weit, die Abtretung von Podolien, Luczko und Olyeschko an Litthauen zu begehren, worauf er indessen nicht beharrte. Diese Forderung hätte die Polen belehren sollen, was sie von ihm als König zu erwarten haben

würden, und in der That blieb er als König von Polen dem Eide getreu, den er als Großfürst von Litthauen geschworen. Polen wurde über alle Begriffe stiefväterlich behandelt, seine Rechte zum Vortheile Litthauens auf die unglaublichste Weise geschmälert, und alle Sorgfalt des Königs nur auf das Letztere gewendet. Tief fühlten endlich die beleidigten Polen diese Zurücksetzung und die Uebergehung ihrer heiligsten Rechte. Auf dem Reichstage zu Petrikau, 1449, brach man in laute Klagen aus, und gab sogar dem Könige zu verstehen, daß die Polen die ihm anvertraute Gewalt im Nothfalle auch wieder zurückziehen könnten. Dessenungeachtet änderte Kasimir sein Betragen nicht. Dieser Umstand gab dem Senat, den man jetzt als den letzten Hort der Rechte und Freiheiten Polens betrachtete, das höchste Ansehen; und er gebrauchte dasselbe mit Eifer und Entschlossenheit gegen den König. Die Polen bewaffneten sich sogar, um den Litthauern das von ihnen besetzte Luczk mit Gewalt zu entreißen. Kasimir war neunzehn Jahre alt, als er zur Regierung gelangte. Sein Aeußeres hatte nichts Einnehmendes. Seine Gestalt sowohl als sein Angesicht war lang und hager, seine Rede lispelnd und undeutlich. Seine größte Leidenschaft war die Jagd, und blieb es bis in seine letzten Tage. Neben ihr liebte er auch die Weiber und die Freuden der Tafel; hingegen verabscheute er den Trunk; nie kam ein anderes Getränk als Wasser über seine Lippen. Kasimir war eitel, sein Ehrgeiz kleinlich, und sein frommes Wesen geheuchelt. Mit jedem Tage hatten die Polen mehr Ursache den Tod des Ladislaus zu beweinen.

Am Ende des vorigen Zeitraumes war Rothrußland dem Scepter der Könige von Ungern unterworfen gewesen; allein Hedwig benutzte die Unruhen dieses Reichs und die bedrängte Lage König Siegmunds, um diese Provinz davon abzureißen. Siegmund machte wiederholte fruchtlose Versuche sie wieder mit seinem Reiche zu vereinigen. Im Jahre 1412 kam, nach einer persönlichen Zusammenkunft Jagellos und Siegmunds, ein Vergleich zu Stande, kraft welches Ersterer Rothrußland und Podolien einstweilen lebenslänglich besitzen sollte. Seitdem erhob Ungern keine neuen Ansprüche, aber Podolien und der nordöst-

liche Theil Rothrußlands wurden jetzt der Gegenstand eines heftigen Streits zwischen Polen und Litthauen, der am Schluß dieses Zeitraumes mit großer Erbittrung geführt wurde.

Die Macht des Ordens hatte ihre höchste Stufe erreicht, als der Hochmeister Konrad von Jungingen ihm, mehr durch Umstände als eigene Plane dahingeführt, durch Kauf die Neumark zubrachte, und so, vermittelst der früheren Unterwerfung der Samayten, das schwarze Kreuz über eine ununterbrochene Reihe von Ländern, von der Oder bis an die Narwa herrschte. Aber die von den Polen und Litthauern erlittene Niederlage bei Tanneberg (15. Juli 1410) schlug ihm so tiefe Wunden, daß er nie mehr davon genas, sondern vielmehr je länger je auffallendere Zeichen einer innern Auflösung zu erkennen gab. Bereits hatte man sich diesem gefährlichen Zeitpuncte genähert, wo der Kranke selbst die Arzenei nicht mehr verträgt, die ihm noch einzig das Leben fristen könnte. So stürzten den edlen Heinrich Reuß von Plauen gerade diejenigen großen Eigenschaften, vermittelst deren er nach jenem Unglücke den Orden einzig vom gänzlichen Untergange gerettet hätte. Als aber dieser wackere Hochmeister dem Neide, der kleinlichen Ehrsucht und der Zügellosigkeit geopfert war, gerieth der Orden, hauptsächlich von Polen und Litthauen gedrängt, in immer mißlichere Verhältnisse. An die Stelle des günstigeren Thorner Friedens trat nach einem neuen Kriege mit Polen der schimpfliche Vertrag am See Melmo (J. 1422), in welchem der Hochmeister Paul Bellizer von Rußdorf, Samayten, Sudauen, Nessau, Orlow, Neudorf und Moryn abtreten mußte. Der vierzehn Jahre später zu Breßz geschlossene Friede (J. 1436) enthielt ungefähr dieselben Bestimmungen. Des Ordens Ruhm ward immer mehr verdunkelt. Mit den äußern Unglücksfällen vereinte sich innere Zerrüttung zu gänzlichem Verderben. Die großen Anstrengungen, die von dem Lande gefordert werden mußten, machten Einwilligung der Stände nothwendiger. Paul Rußdorf mußte den großen Landrath wiederherstellen, in welchem, nebst einer Anzahl Comthuren, die Abgeordneten des Adels und der Städte saßen, und der seit langer Zeit völlig in Vergessenheit gerathen war. Endlich schlos-

sen zu Schirmung ihrer Rechte, Städte und Adel sogar im Jahr 1440 einen förmlichen Bund zu Marienwerder, wo man sich gegenseitig verbindlich machte Ordnung und Recht aufrecht zu halten, Verletzungen derselben auch mit Gewalt abzutreiben. Dieser Bund, der, wenn er auch in den gesetzmäßigen Schranken geblieben wäre, dennoch die Macht des Ordens in ihrem Innersten erschüttert haben würde, mußte mit dem Letztern, sowohl um sein Daseyn als um seine Befugnisse einen harten Kampf bestehen, der den Orden vollends in die Unmöglichkeit versetzte, irgend etwas von Bedeutung nach außen hin zu unternehmen. Auch seine sittliche Kraft war völlig gesunken. Jagd, Spiel und Ausschweifungen der Wollust füllten, ungeachtet mehrerer Hochmeister und insonderheit noch am Ende dieses Zeitraums Konrads von Erlichshausen strenger Verordnungen, die meiste Zeit der Ordensbrüder. Die Pflicht wurde völlig versäumt, die Zügel rissen entzwei, wenn man sie straffer halten wollte. Jenem wackern Vorsteher des Ordens folgte seit 1450 sein ihm sehr ungleicher Vetter Ludwig von Erlichshausen, den das Capitel wider den Rath seines sterbenden Verwandten wählte, und der als ein schwacher und unbedeutender Mensch, völlig in den Händen des unruhigen jüngern Heinrich Reuß von Plauen, seines Mutterbruders, war. Am Schlusse dieses Zeitraums war die Erbitterung zwischen dem Orden, und dem Bunde, der Bestätigung seiner Freiheiten verlangte, aufs Höchste gestiegen.

Um seine Herrschaft über das Gebiet des Erzstiftes Riga zu versichern, entschloß sich der Orden dasselbe um den ziemlich schweren Zins von 11,500 Goldgulden förmlich vom Papste, der die Landeshoheit behauptete, zu pachten, und erhielt dann auch von ihm, daß der gegenwärtige Erzbischof Johann von Sinten zum Patriarchen von Alexandrien in partibus infidelium erhoben wurde, und die neuen Verweser des Rigaischen Erzstuhls aus des Ordens Mittel erkoren werden, und zum Zeichen ihrer Abhängigkeit nebst ihren Domherren des Ordens Kleidung tragen mußten. Aber das schwarze Kreuz hinderte den Erzbischof nicht, eignen Vortheil verfolgend, seine Sache von der des Ordens zu trennen. Neue Zerwürfnisse wurden durch den Vertrag von Wolmar im Jahre 1451 beigelegt, welchem im folgenden

Jahre eine Theilung der Hoheit über die Stadt Riga, zu Kirch-
holm folgte, welche ganz ohne Zuziehung der Bürgerschaft vor-
genommen ward, und dieser im höchsten Grade lästig fiel.

In Polen verlor der König immer mehr von seiner Gewalt an die Mächtigen des Adels. Die auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen des Reichs behaupteten nicht nur althergebrachte Rechte, sondern waren noch beständig auf Erweiterung derselben bedacht. Das Wahlrecht der Stände war festgesetzt, und die königliche Macht fast bei jeder neuen Versammlung in engere Gränzen beschränkt. Der Senat, welcher in den Zeiten wo der Reichstag nicht versammelt war, seine Stelle vertrat, handelte in demselben Geiste, nur daß sich hier die Gewalt noch enger in die Hände weniger der Angesehensten zusammendrängte, die sich fast ausschließlich der Verwaltung bemächtigten. Auch in Litthauen scheinen sich den Polnischen nicht unähnliche Verhältnisse gebildet zu haben. Polen behauptete zwar die Oberlehensherrschaft über dieses Land, aber das Ansehen welches mit derselben verbunden war, blieb im höchsten Grade schwankend und unbedeutend; ja Kasimir schien am Schlusse dieses Zeitraumes eher Polen in die Abhängigkeit von Litthauen bringen zu wollen. In den Ordensländern hatte das Ansehen des Landesherrn durch die Wiederherstellung des großen Landrathes einen gefährlichen Stoß erhalten. Vorzüglich waren hier die Städte von einem großen Freiheitsgeiste durchdrungen, und von ihnen war die Ritterschaft zu ähnlichen Forderungen aufgemuntert worden. Zölle und Abgaben mußten von den Ständen bewilliget werden, und wie sehr gerieth der geldbedürftige Orden in ihre Abhängigkeit, da ihr guter Wille fast die einzige Quelle seiner Einkünfte war. Die Aufrichtung eines förmlichen Bundes zum Schirm ihrer Rechte war für den Landesherrn, der ihn genehmigen mußte, die kränkendste Demüthigung und der auffallendeste Beweis seiner Schwäche. In Polen schloß sich die Geistlichkeit, besonders die höhern Glieder derselben, an den Adel, aus dessen Mittel sie genommen ward. Aber ungeachtet seit dem dreizehnten Jahrhundert in Polen ein Ketzergericht bestand, hatte man Mühe den Meinungen des Jo-

4 *

hann Huß den Eingang zu verwehren. In den Ordensländern behauptete die Geistlichkeit eine eigene Stellung gegen die Ritter, weil in den meisten Gegenden ihr Rechte zukamen, welche jene oft durch die unrechtmäßigsten Mittel an sich gerissen hatten. Diese Streitigkeiten, in denen der Papst und andre auswärtige Fürsten, bald als Mittler, bald als Helfer beigezogen wurden, vereinten sich mit den übrigen Umständen der Zeit, die wankende Macht des Ordens völlig zu untergraben. Die Lage der niedrigsten Classe war drückender als je, denn da die Oberlandesherren mit den größten Anstrengungen die zur Herrschaft unentbehrlichsten Rechte vertheidigen mußten, blieb es dem Adel völlig überlassen, das Verhältniß zu seinen Untergebenen willkürlich zu bestimmen. Um die Bauern wenigstens von einer Seite zu erleichtern, erließ ihnen Ladislaus Jagello durch eine Verordnung vom Jahre 1422 alle öffentlichen Leistungen, Frohnen, Fuhren, Abgaben u. s. w. gegen die geringfügige jährliche Steuer von zwei Groschen, die sie als Zeichen der Unterthänigkeit entrichten mußten.

Bei so unruhiger Herrschaft konnten die Fürsten nur wenig auf Verbesserung der Gesetze und des Gerichtswesens, welches letztere besonders in einem höchst mangelhaften Zustande war, bedacht seyn. Doch ließ Ladislaus das Gesetzbuch König Kasimirs verbessern und vermehren, und der Hochmeister Konrad von Erlichshausen wußte wenigstens seine Unterthanen vor dem Unwesen der Vehmgerichte zu schirmen, die ihre Wirksamkeit über alle mit dem Deutschen Reiche verbundenen Länder ausdehnen wollten. Auch durch heilsame Gesetze, welche theils nur die Ordensbrüder, theils das ganze Land betrafen, stiftete sich jener treffliche Ordensvorsteher ein ehrenvolles Andenken. Eine solche Bemühung war um so nothwendiger, als die Sittenverwilderung überall aufs Höchste gestiegen war, und die obersten Stände in Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gebote den untern auf die schamloseste Art vorangingen. Trunk, Spiel, Unzucht, Raub und Gewaltthätigkeiten jeder Art waren Laster und Vergehen die man sich fast allgemein zu Schulden kommen ließ. Nur in den Mauern der Städte scheinen unter gewerbfleißigen Bürgern mildere Sitten geherrscht zu haben.

Ungeachtet der vielen Störungen welche das beständige Waffengetümmel veranlaßte, und welche den Gewerbfleiß auf so mannigfaltige Art beeinträchtigen mußten, wurde der Handel durch die erhöhten Bedürfnisse der Polen selbst, und der mit ihnen in Verbindung stehenden Völker, immer mehr belebt. Polens geographische Lage und die Menge von Flüssen auf denen die Waaren theils nach der Ostsee theils nach dem schwarzen Meere verschifft werden konnten, führten natürlich dahin. Vor Allem wurde auf der Ostsee von den Städten die sich der Hanse angeschlossen hatten, ein glänzender Verkehr mit Scandinavien, England und den Niederlanden getrieben, welchen die nicht unbeträchtliche Seemacht der Städte, bisweilen auch die Macht der ganzen Hanse beschützte; obschon die freundschaftlichen Verhältnisse mit der Letztern nicht selten getrübt wurden. Da aber die Weichsel anfing große Untiefen zu bekommen, weil sich ihr Wasser allzusehr vertheilte, so sahen sich die innern Städte immer mehr von diesem Verkehr ausgeschlossen, der je länger je mehr in die Hände der Danziger fiel. Oefters machte indessen der Orden Versuche für eigene Rechnung Handel zu treiben, und die Monopolien die er sich alsdann anmaßte, welche den Verkehr der Städte gänzlich zu untergraben drohten, brachten dem Preußischen Handel großen Schaden. Allein die Weichsel und die Ostsee waren nicht der einzige Weg auf welchem Polen seine Erzeugnisse dem Auslande zuführen konnte. Durch die Bewilligungen mehrerer Könige ward Lemberg bald eine Hauptniederlage des Handels mit Griechenland, den Türken, der Wallachei und Moldau. Die Genueser sendeten durch diese Stadt Levantische Waaren nach Polen, Litthauen und Rußland. Innerhalb der Mauern bewohnten die Armenischen Kaufleute eine eigene Straße. Zwischen Ungern und Polen hatte in frühern Zeiten der Waaren-Austausch hauptsächlich zu Krakau statt gefunden, aber im Jahre 1412 wurde in Ungern die auf der Polnischen Gränze gelegene Stadt Podoliniek zu einer königlichen Freistadt erhoben, und erhielt im Jahr 1442 vom Könige Ladislaus von Polen und Ungern ausschließliche Niederlagsrechte. Ferner war der Transithandel welcher zwischen dem Deutschen Reiche und den östlichen Ländern vorzüglich von Breslau aus

durch Polen geführt wurde, eine Quelle reicher Einkünfte für das Letztere. Allein im Jahr 1438 nahmen sich die Schlesier heraus unter dem Stempel des Königs Ladislaus Jagello schlechte Münzen zu schlagen, womit sie die Polnischen Waaren bezahlten. Deswegen verbot der Reichstag zu Sirad alle Ausfuhr nach Schlesien, und die Schlesier wurden in Polen überall sehr schlecht behandelt. Erst im Jahr 1452 stellte Kasimir IV. die alten Verhältnisse wieder her. Ein großes Hinderniß für den inneren Handel waren bis jetzt die Privatmauthen gewesen, welche die Edelleute auf ihren Gütern angelegt hatten. Diesem Uebel suchte Kasimir durch eine strenge Verordnung vom Jahr 1447 zu begegnen.

Weniger als mit den Künsten die unmittelbar zu berechnenden Geld-Gewinn brachten, und auf welche der Mensch selbst im rohesten Zustande, durch seine Bedürfnisse wieder hingewiesen wird, beschäftigten sich die Polen mit den Kenntnissen welche dem menschlichen Leben höhern geistigen Werth geben. Ueberhaupt scheinen Lebensart und Schicksale des Volkes dem Gedeihen eigenthümlicher Bildung unübersteigbare Hindernisse in den Weg gelegt zu haben. Die Lateinische Sprache blieb vorherrschend, und verdrängte die Polnische ganz aus dem öffentlichen Leben. Doch kam jetzt im Jahre 1400 die hohe Schule zu Krakau wirklich zu Stande, indem man von Prag Lehrer kommen ließ, welche die damals in Europa bekannten Wissenschaften vortragen sollten. Die Studenten wurden nach damaliger Gewohnheit in eine Polnische, Böhmische und Deutsche Nation getheilt, und in Kurzem kam die Universität in einen ziemlich blühenden Zustand. In den Ordensländern wo mehr Deutsches Wesen galt, versuchte im Anfange dieses Zeitraumes Konrad Zöllner zu Culm eine Akademie zu errichten, welcher Papst Urban VI. im Jahre 1387 alle Vorrechte der Universität von Bologna ertheilte. Da aber Konrad diese Stiftung nicht lange überlebte, die nachfolgenden Hochmeister, genug im Kriege beschäftigt, ihr keinen Schutz gewährten, und das Gedeihen der hohen Schule von Krakau eine zweite Anstalt dieser Art in jenen Gegenden überflüssig zu machen schien, so artete sie bald in ein ganz gewöhnliches Mönchscollegium aus.

Achtes Buch.

R u ß l a n d.

I. Capitel.

Aelteste Russische Geschichte, bis auf den Tod Wladimirs des Großen. 1015.

Durch den nordöstlichen Theil von Europa, und durch den ganzen nördlichen Theil von Asien hindurch, erstreckt sich das ungeheure Reich, welches heut zu Tage zugleich als unerschütterlicher Schirm der Europäischen Bildung gegen Einfälle Asiatischer Verwüster, und dann wegen der ungeheuern ihm zu Gebote stehenden Kräfte, als furchtbar drohender Nachbar für die übrigen dasteht, wenn sie ein weniger hochsinniger und aufgeklärter Herrscher als der gegenwärtige, durch eitle Ruhmsucht verführt, zu engherzigern, wahrer Fürstengröße weniger angemessenen Zwecken misbrauchen sollte. Viele Länder, viele Völker, sind in dem Riesenstaate vereinigt, der eben so die natürliche Beschaffenheit aller Himmelsstriche, wie alle nur denkbaren Eigenthümlichkeiten von Völkern zu einem wunderbaren Ganzen in sich aufgenommen zu haben scheint. Mitten durch diese unvergleichliche Mannigfaltigkeit schimmert, als vereinender Mittelpunct, ein Gemeingeist, welcher in den neuesten Zeiten durch drohende Gefahr und Unglück angeregt, Europa in Erstaunen gesetzt, und den unerwartetsten Wechsel der Ereignisse den man vielleicht in der Geschichte finden möchte, herbeigeführt hat. Dieser bewundernswürdige Geist, in dem sich ein Abglanz unserer ganzen Neueuropäischen Bildung spiegelt, ist von ausgezeichneten Herrschern ausgegangen, und hat sich von ihrem Hofe durch die weiten Gegenden des unermeßlichen Kaiserstaates verbreitet, wo er mit jedem Tage die Nebel verscheucht, welche noch aus der Rohheit und den Vorurtheilen einzelner Völkerstämme

emporsteigen mögen. Bei einem solchen Vereine von Kräften unter solchen Fürsten, mag dem schwachen Sterblichen wohl erlaubt seyn, hohe Zwecke der Vorsehung zu ahnen, die durch diesen Staat vielleicht schon in unsern Tagen erreicht werden sollen.

Die weiten Länder welche schon im Mittelalter das Großfürstenthum der Moscowiten ausmachten, waren lange den Alten völlig unbekannt, und wurden von ihnen in das große Reich der Scythen gesetzt, unter welcher unbestimmten Benennung man alle die zahlreichen Völker begriff, die das nordöstliche Europa bewohnten, und über deren besondere Eigenthümlichkeiten man weiter keine Auskunft zu geben wußte. Zu Ptolemäus Zeit erhielten sie den Namen Sauromatien und Sarmatien, welches den Römern schon etwas bekannter war, und über dessen Völker sie sich rühmten große Siege errungen zu haben. Um dieselbe Zeit, als die Ufer der Weichsel von den Lechen bevölkert wurden, siedelten sich an den Ufern des Dnieper, in der Statthalterschaft andere Slaven an, die man von den weiten Ebenen die sie einnahmen, ebenfalls Polänen nannte. Diese Benennung erlosch indessen bei den Russischen Slaven allmählig, so wie sie hingegen im Ablaufe der Jahrhunderte bei den Lechen zum Volksnamen wurde. Andere Slavische Stämme erhielten von ihren Häuptern, oder ihren besondern Eigenthümlichkeiten, oder den Eigenschaften des Landes welches sie besetzten, ebenfalls verschiedene Namen. So soll sich der Stamm des Radim, die Radimitschen, an den Ufern der Sosha im Mogilewschen, und der des Wätko, die Wäkitschen, an der Oka niedergelassen haben. In der Wolhynischen Statthalterschaft wohnten die Derewier, die Duliewier und Bugier am Flusse Bug, der in die Weichsel fällt, die Lutitschen und Biwerzen, die in ihrem Lande schon Städte hatten, am Dniester, bis an das Meer und die Donau hin, und die sogenannten weißen Chrowaten in den Gegenden um die Karpathischen Gebirge. An den Ufern der Desna, der Sem und der Sula, hausten in der Nachbarschaft der Polänen die Sekerier; zwischen dem Peigüt und der Düna die Dregowitschen; am Ursprunge der Düna, des Dnieper und der Wolga, die Kriwitschen, und an dem Zusammenflusse der Dü-

na mit der Polota, die mit den Kriwitschen nah verwandten Polotschanen. Endlich hatten an den Ufern des Ilmensees die sogenannten Nowgorodschen Slaven ihre Sitze.

Außer den Slaven wohnten innerhalb der Gränzen des nachmaligen Moskowitischen Großfürstenthums viele Finnische Stämme, die ursprünglich über diese ganze Gegend verbreitet gewesen, aber allmählig von den Erstern aus einem Theile des Landes nach dem andern verdrängt worden seyn mögen. So waren um Rostow und am See Klestschin oder Pereslav die Meren, am Zusammenflusse der Oka und der Wolga die Muromen, südwestlich von den Meren die Tscheremissen, Meschtscheren und Mordwinen; im Osten des Ladoga-Sees die Tschüden, die Jameri oder Emer in Finnland, die Wessen am weißen See; die Permier in der Statthalterschaft Permien; die Jugrier oder jetzigen Beresowskischen Ostjaken am Ob und an der Soswa und die Petschoren am Flusse Petschora.

Den Einfällen der Avaren und Chazaren hatten die Slaven an der Donau und im südlichen Rußland, welche früher so gefährliche Nachbaren des Byzantinischen Reiches gewesen waren, nicht widerstehen können, sondern hatten im vereinzelten Kampfe überwunden, wechselsweise das Joch der Einen und der Andern ertragen müssen. Von den Avaren, einem Volke Türkisch-Asiatischen Ursprungs, waren sie mit beispielloser Härte und Rohheit behandelt worden; hingegen hatten sich die Chazaren mit Abgaben und Lieferungen begnügt, und übrigens die Ueberwundenen in einem ziemlich erträglichen Zustande gelassen. Die Herrschaft der Chazaren erstreckte sich indessen nur bis zum Flusse Oka, und die nördlich von demselben wohnenden Slaven blieben bis in die Mitte des neunten Jahrhunderts völlig frei. Allein um diese Zeit erschienen im nördlichen Rußland Scandische Abenteurer, welche unter dem Namen Waräger bekannt sind, und vermuthlich über die Ostsee nach den Russischen Ländern hin gekommen waren. Ihnen mußten die Tschüden, die Slaven am Ilmensee, die Kriwitschen und die Meren Schutzgeld bezahlen. Zwar erhoben sich Slavische und Finnische Völker gegen die fremden Erobrer; aber als sie diese mit vereinten

Kräften verdrängt hatten, kamen ihnen der Gräuel der Herrschlosigkeit und die Bedrückung weniger Mächtiger, unter die sie nach der Vertreibung der Normänner gesunken waren, noch härter vor, als das Joch dieser Letztern, und im Jahr 862 bat man sich von eben demselben Volke, welches man erst kurz vorher mit bewaffneter Hand über die Ostsee zurückgejagt hatte, Fürsten aus, welche die völlig untergegangene Herrschaft der Gesetze wieder herstellen sollten.

Drei Brüder, Riurik, Sineus und Truwor, aus dem Stamme der Russischen Normänner, nahmen den schwierigen Auftrag, wie die Sage behauptet, nicht ohne Bedenken an. Sie kamen nach Gardarik oder Griechenland, wie man in Scandinavien Rußland nannte, wahrscheinlich weil man durch diese Länder nach der Hauptstadt des Griechischen Reiches kam, wo Normännische Krieger häufig unter dem Namen Waräger oder Wäringer in der kaiserlichen Leibwache dienten. Die Fürsten erschienen an der Spitze eines zahlreichen Geleites ihrer Landsleute, und zwar ließ sich Riurik oder Rurik in Nowgorod, Sineus am weißen See bei den Finnischen Wessen, und Truwor in Isbork, einer Stadt der Kriwitschen, nieder. Smolensk und Polozk, die keinen Theil an der Berufung der Waräger genommen hatten, blieben einstweilen in ungestörter Freiheit. Dasjenige Land welches den Scandischen Fürsten zu Theil geworden war, nannte man von ihnen Rußland, und jeder von denselben scheint in seinem Gebiete völlig unabhängig, und ohne andere Verbindung mit seinen Brüdern gewesen zu seyn, als die, welche Blutsfreundschaft und Staatsklugheit nothwendig unter den neuen Ankömmlingen gegen die übrigen Völker anknüpfen mußten. Die kühnen Unternehmungen der Russen wurden vom Glücke begünstigt, und ihre Herrschaft erhielt schnell eine größere Ausdehnung. Denn, als zwei Jahre später durch den Tod seiner beiden Brüder dem Rurik die Alleinherrschaft über Rußland zufiel, so erstreckten sich die Gränzen dieses Reiches bereits in Osten bis zu den jetzigen Jaroslawschen und Nischegorodschen Statthalterschaften und gegen Mittag bis an die Düna. Um diese Zeit wagten zwei tapfere Russische Krieger, Askold und Dir eine Unternehmung auf Constan-

tinopel. Sie mislang, aber auf ihrer Hinfahrt auf dem Dnieper nahmen sie die Stadt Kiew in Besitz, welche von einem friedliebenden Slavischen Stamme bewohnt war, der den Chazaren Schutzgeld zahlte, und gründeten daselbst eine eigene Herrschaft. Rurik verwaltete das Reich noch fünfzehn Jahre als Alleinherrscher, und hinterließ es im Jahre 879 seinem unmündigen Sohne Igor, unter der Vormundschaft seines Verwandten Oleg.

Oleg suchte seiner neuen Verwaltung gleich Anfangs durch glänzende Eroberungen eine große Bedeutung zu geben. An der Spitze eines Heeres Russischer Krieger und neuer Warägischer Abenteurer überzog er im Jahre 882 die Länder am Dnieper. Smolensk und die alte Stadt Liubetsch, im Gebiete der Sewerier, ergaben sich ohne großen Widerstand, und durch Verrath gelang es ihm die edlen Fürsten von Kiew, Askold und Dir in einen Hinterhalt zu locken, sie ums Leben zu bringen, und sich ihrer Herrschaft zu bemächtigen. Da rief Oleg voll Bewundrung der schönen und günstigen Lage der neueroberten Stadt aus, Kiew sollte von nun an die Mutter der Russischen Städte seyn. In den folgenden Jahren bezwang sein tapferes Schwert die Dewerier, denen er eine Abgabe an schwarzen Mardern auflegte, nebst den Seweriern und den Radimitschen, welche früher unter den Chazaren gestanden hatten. Durch diese Eroberungen wurden seine ältern getrennten Besitzungen zu einem ununterbrochenen Ganzen, von Kiew bis Nowgorod vereint, und Oleg konnte sich nun gegen Süden wenden, um auch auf dieser Seite seinem Gebiete eine größere Ausdehnung zu erringen. Das Glück der Waffen unterwarf ihm die vom Russischen Reiche noch unabhängigen Slaven an den Ufern der Sula auf der linken Seite des Dnieper, und die heutigen Podolischen und Wolhynischen Statthalterschaften nebst einem Theile der Chersonesischen. Endlich wagte er es nach mehrjähriger Ruhe sogar an der Spitze eines zahlreichen Heeres über den Dnieper herunter nach Constantinopel zu ziehen (J. 906), wo er der Schwäche des Griechischen Kaisers einen sehr vortheilhaften Frieden abdrang, welchen indessen, so wie die ganze Unternehmung die Byzantinischen Schrift-

steller nicht erwähnen. Dafür hat man noch in Rußland die Urkunde eines Staatsvertrags mit den Griechen vom Jahr 911, welcher für die Russen ungemein vortheilhaft lautet, und für das frühere Ereigniß, wie die allgemeine Sage, ein günstiges Zeugniß ablegt. Ein Jahr später beschloß Oleg mit seinem Leben seine 33jährige rühmliche Verwaltung, und als der alte Krieger dahingegangen war, seufzte das Volk, und vergoß Thränen über seiner Leiche.

Igor hatte bei Olegs Tode das männliche Alter schon lange erreicht, aber das Ansehen welches sich sein Vormund durch seine großen Eigenschaften beim Volke erworben hatte, mußte den Sohn Ruriks während des Lebens des unternehmenden Fürsten oder Staatsverwesers völlig ins Dunkel setzen. Allein Igor zeigte bald den aufrührischen Drewiern und den unruhigen Petschenegen, welche die Kraft des neuen Herrschers versuchen wollten, daß das Schwert seines Vorgängers nicht in die Hände eines Schwächling gefallen sey. Die ersten mußten sich unterwerfen, und wurden durch höhere Steuern gestraft, die andern zogen, als sie Igors Ernst sahen, vor, friedliche Verhältnisse anzuknüpfen, als es auf den zweifelhaften Ausgang einer Schlacht ankommen zu lassen. Lange schweigen die Russischen Jahrbücher von Igors Thaten, bis er endlich am Abend seiner Tage im Jahre 941 einen ähnlichen Versuch, wie sein Vorgänger, auf Constantinopel machte, aber nach grausamer Verwüstung der Griechischen Länder in Europa und Asien mit ungeheuerm Verluste, den er in jenem durch das sogenannte Griechische Feuer, in diesem durch die Waffen des Patriciers Bardas und des Domesticus Johann erlitt, nach Hause zurückkehren mußte. Glücklicher war er in einer neuen Unternehmung nach zwei Jahren, wo der Griechische Kaiser lieber sogleich mit Golde die Ruhe erkaufte. Im Jahre 945 kam wieder ein förmlicher Staatsvertrag zwischen beiden Reichen zu Stande, welchen der Kaiser mit einem Eide auf das Evangelienbuch, der Russische Fürst auf dem Hügel seines Gottes Perun, unter Anrufung desselben bekräftigte. Aber dem Wunsche des Greises, die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe zuzubringen, widersprachen der Ehrgeiz

und die Raubsucht seiner Krieger. Von seiner Leibwache gezwungen fiel er über die Drewier her, um von ihnen größere Abgaben zu erpressen, und wurde von den Verzweifelnden, nachdem ihn Anfangs das Glück begünstiget hatte, sammt den Urhebern dieses Raubzugs erschlagen.

Ueber Igors Sohn, den Knaben Swatoslav, führte seine Witwe, die geistreiche Olga, die Vormundschaft, die Igor in seiner Jugend wegen ihrer Schönheit und der ausgezeichneten Eigenschaften ihres Geistes, ohne Rücksicht auf ihre Geburt, zur Gattinn erkoren hatte. Die Mörder ihres Gemahls behandelte sie, nachdem sie sich durch List einer großen Zahl derselben bemächtiget hatte, ohne Schonung, ließ aber nichts desto weniger in der Folge die Drewier die Wohlthaten einer weisen Verwaltung genießen. Als Swatoslav das männliche Alter erreicht hatte, entsagte seine Mutter ihrer Vormundschaft, und ließ sich voll Bewundrung des Glaubens, der in Kiew schon seit länger Zeit Genossen zählte, in Constantinopel selbst taufen, und würde auch gerne sogleich ihren Sohn und das ganze Volk zu diesem Schritte vermocht haben. Aber Swatoslav war ein kräftiger, wilder und kriegrischer Fürst, der sich durch ein beispiellos hartes Leben zu allen Ungemächlichkeiten seiner Lieblingsbeschäftigung des Krieges abgehärtet hatte, und an der Religion des Friedens und der Liebe keinen Geschmack finden konnte. So groß war bei ihm das Gefühl männlicher Kraft, daß er es verschmähte seinen Feind durch List zu überwinden, und demselben auf eine ächt ritterliche Art jedesmal Kunde gab, wann er ihn angreifen würde. Sein siegreiches Schwert unterwarf ihm die Wätitschen, die Jassen und Kossogen, und nach einer Niederlage der Chazaren alle Besitzungen derselben an der Ostküste des Asowschen Meeres, und endlich im Jahr 967 sogar das Land der Bulgaren, wo Swatoslav künftig hin den Sitz seiner Herrschaft in der Stadt Perejaslawez aufschlagen wollte. Während dieser glänzenden Unternehmungen hatte er die innere Verwaltung seines Reiches der weisen Mutter überlassen, welche das Staatsruder auf eine weise Art lenkte, die sie vor allen frühern, bloß kriegerischen, Herrschern so sehr auszeichnete, daß ihr An=

denken noch Jahrhunderte hindurch von dem Volke gesegnet wurde. Allein während Swatoslav in seiner neuen Lieblingsstadt auf eine etwas schwelgerische Art die Früchte seiner Siege genoß, gerieth Olga in Kiew in die größte Gefahr durch das unvermuthete Eindringen Petschenegischer Schaaren, welche nur durch die Klugheit des Russischen Woywoden Pretitsch abgewendet werden konnte, der mit einem kleinen Haufen den Feind täuschte, und zum Abzug zu bringen vermochte. Kaum war der Fürst selbst zur Hülfe herbeigeeilt, als seine weise Mutter in hohem Alter in seinem Arme starb. Swatoslav, den die Fürstinn noch in ihren letzten Tagen gebeten hatte, sie wenigstens in Kiew zu begraben, war jetzt frei, seinen Sitz wohin er wollte, zu verlegen. Nachdem er über Kiew seinen Sohn Jaropolk, über das Land der Drewier seinen andern Sohn Oleg, und endlich über Nowgorod auf das Verlangen seiner Bewohner einen dritten Sohn, Wladimir, den ihm eine von Olgas Beschließerinnen geboren, gesetzt hatte, zog er nach dem Lande der Bulgaren, welches er indessen noch einmal durch die Gewalt der Waffen erobern mußte. Allein in einem Feldzuge wider den Griechischen Kaiser, der dem kriegerischen Fürsten die Niederlassung im Nachbarlande nicht gestatten wollte, sah sich Swatoslav, trotz der seltensten Tapferkeit und den unerhörtesten Anstrengungen, vom Glücke verlassen. Die Bulgarei ging wieder verloren, und die Rückkehr nach dem Vaterlande konnte nur durch einen nachtheiligen Frieden erkauft werden. Aber selbst dieses Opfer brachte nicht Rettung. Denn auf dem Rückwege stellten sich den Russen, vielleicht nicht ohne Mitwirkung der Griechen, die Petschenegen entgegen, und Swatoslav fand im Kampfe wider dieselben den Tod (J. 972).

Nach Swatoslavs Tode herrschten eine Zeitlang seine drei Söhne, jeder in seinem Gebiet in völliger Unabhängigkeit. Allein der Feldherr Swjeneld wußte aus Rachsucht seinen Herrn, den Jaropolk, zu einem Kriege wider den Oleg zu bewegen, um das Land der Drewier wieder mit dem Fürstenthum Kiew zu vereinigen, und Oleg verlor im vergeblichen Widerstand Krone und Leben (J. 977). Wladimir hatte im ersten Schrecken eine Zu=

flucht jenseits der Ostsee gesucht, aber nach zwei Jahren war er mit vielen Scandischen Kriegern nach der Heimath zurückgekehrt, und hatte Jaropolks Statthalter aus Nowgorod vertrieben. Jetzt raubte er diesem Letztern im Lande der Polozker seine Braut Sogna, die Tochter des Scandischen Fürsten Ragwald, nachdem er diesen Fürsten nebst seinen zwei Söhnen umgebracht hatte, und erschien dann an der Spitze eines zahlreichen Heeres Warägischer Leibwachen, Nowgorodischer Slaven, Tschuden und Kriwitschen vor Kiew. Der verrätherische Woywod Blud, auf welchen Jaropolk das größte Vertrauen setzte, vermochte diesen unglücklichen Fürsten die treue Stadt zu verlassen, und nach dem schwächern Roden zu entfliehen. Als er eine Zeitlang in dieser Stadt mit seinen Kriegern die äußerste Noth einer Belagerung ausgestanden hatte, ließ er sich durch den mit Wladimir einverstandenen Blud verleiten, der Großmuth seines Bruders zu vertrauen, und ward ein Opfer der empörendesten Verrätherei (J. 980).

Der Brudermord, durch welchen sich der Großfürst Wladimir den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, und die Ausschweifungen, denen er sich, nachdem er dieselbe errungen, auf die zügelloseste Weise preisgab, würden diesen berühmten Herrscher vor der Nachwelt in ein abscheuliches Licht stellen, wenn ihn nicht das Lob frommer Geschichtschreiber wegen der Einführung des Christenthums, und der Dank welchen ihm seine Völker gerne für andere treffliche Fürstentugenden zollten, einigermaßen gegen jene gerechten Vorwürfe in Schutz genommen hätten. Wladimir war ein Fürst von seltener Geisteskraft und einer feurigen Einbildung, die ihn gewöhnlich weit über die Schranken des berechnenden Verstandes hinausriß, und ihn bald mit edler Begeisterung das Schönste und Beste unternehmen, bald in schmählichem Taumel sich dem üppigsten Genusse dahingeben ließ, je nachdem sein Gemüth ergriffen war. Gleich in den ersten Zeiten seiner Alleinherrschaft erwarb er sich ein unendliches Verdienst um sein bedrängtes Volk durch die klugen Maßregeln vermittelst derer er sich der übermüthigen Waräger zu entledigen wußte, denen er zum Theile seine Eroberungen verdankte. Wie

seine Vorgänger, suchte er des Reiches Gränzen durch glückliche Kriege zu erweitern. Bald gehorchten ihm ganz Halitsch, und die Länder die bis jetzt das Russische Reich vom Baltischen Meere getrennt hatten; denn nach Snorro Sturlesons Zeugniß durften seine Beamten in allen Ländern zwischen Kurland und dem Finnischen Meerbusen herumziehen um Steuern einzusammeln. Nach diesem errang er Siege über die aufrührischen Radimitschen, und über die östlichen oder Kamischen Bulgaren, mit welchen letztern er jedoch auf den Rath eines erfahrnen Feldherrn Frieden schloß, ohne ihre gänzliche Unterwerfung zu versuchen. Aber mitten unter seinen Siegen scheinen im Innern des Reiches Streitigkeiten über den Werth der verschiedenen Glaubensbekenntnisse entstanden zu seyn, denen der sonst dem Glauben der Väter sehr ergebene Großfürst diesmal größere Aufmerksamkeit schenkte. Wladimir soll damals Lehrboten aus allen Religionen angehört haben, welche nur immer bei den Völkern galten, die auf irgend eine Weise mit den Russen in Berührung kamen, und dann noch Gesandte zu allen diesen Völkern geschickt haben, die ihm über ihre kirchlichen Einrichtungen Bericht erstatten mußten. Sey es, daß der höhere Glanz des Byzantinischen Gottesdienstes seine regsame Einbildung lebendiger ergriff, sey es, daß sein Ehrgeiz nach einer Verwandtschaft mit dem Griechischen Kaiserhause strebte, — die Griechische Kirche erhielt den Vorzug. An der Spitze eines zahlreichen Heeres zog der Großfürst nach der Stadt Cherson in Taurien, welche dem Namen nach unter Griechischer Oberherrschaft von selbst gewählten Häuptern regiert wurde. Nach einem tapfern Widerstande eroberte Wladimir die Stadt durch Verrath (J. 988), und ließ von hier aus den Griechischen Hof mit einem Zuge nach Constantinopel bedrohen, wofern ihm nicht die Kaisertochter Anna zur Gemahlinn gegeben würde. Man sah sich gezwungen ihm diese zu bewilligen, wenn er sich zum Christenthume bekennen wolle, und der Großfürst nahm die Bedingung an, und gab den Griechen, nachdem er seine Braut in Empfang genommen, sogar die eroberte Stadt zurück. Aber vorher ließen sich in derselben der Großfürst und seine Bojaren vom Bischofe mit großer Feierlichkeit taufen, und

nahmen aus derselben nichts als Priester und Ueberbleibsel von Heiligen mit. In der Hauptstadt wurden, nicht ohne Thränen von Seiten des Volkes, — die Bilder der alten Götter mit Hohn zertrümmert, und auf ein gegebenes Zeichen wurde das ganze Volk im Dnieper getauft. Glückliche Kriege mit den Chrowaten und Petschenegen sicherten die Ruhe der südlichen Theile des Reichs, und Wladimir sorgte für die Zukunft durch Anlegung befestigter Städte. Bei einem spätern Einfalle der Petschenegen, wo er persönlich sehr ins Gedränge gekommen war, soll er sich durch ein Gelübde gerettet haben. Ueberhaupt war der Großfürst durch den Einfluß der christlichen Lehren, welche sein Gemüth ganz ergriffen hatten, völlig verändert. Seine Kriegslust schwand, und seine Menschenliebe und Duldung gingen so weit, daß ihn seine Bojaren und selbst die Geistlichen wieder mit den dringendsten Gründen zum Gebrauche der kriegrischen Kräfte des Reichs, und zu strenger Handhabung der Gerechtigkeit ermahnen mußten. Aber die bedenklichste unter allen Handlungen Wladimirs wurde für das Wohl des Gemeinwesens, die Uebertragung der Verwaltung einzelner Bezirke an seine Söhne als Statthalter, da er doch die schlimmen Folgen dieses Verfahrens, welches freilich durch eine allgemeine Sitte der Zeit geheiligt war, aus eigener Erfahrung kennen sollte. In dieser Theilung erhielt Wyscheslav Nowgorod, Isaslav Polozk, Jaroslav Rostov, und nach dem Tode Wyscheslavs, Jaroslav Nowgorod und Boris Rostov, Glyeb kam nach Murom, Swatoslav in das Land der Drewier, Wsewolod in das Wolhynische Wladimir, Msislav in Bmutarakan oder das Griechische Bumatarcha, und Swatopolk, sein an Sohnes Statt angenommener Neffe, wurde über Turow gesetzt. Doch sollte keiner von allen diesen Herren in seinem Gebiete völlige Unabhängigkeit erhalten, sondern jeder dem Großfürsten von Rußland als bloßer Statthalter gehorchen. Allein die letzten Jahre der Herrschaft Wladimirs wurden durch eine Empörung Jaroslavs, des Statthalters von Nowgorod, getrübt, der die Entrichtung der Steuern verweigerte. Endlich starb Wladimir, während sein Liebling Boris das Reich gegen einen Einfall der Petschenegen verthei-

digte, im Jahr 1015 nach einer fünfunddreißigjährigen ruhmvollen Verwaltung.

Seit der Gründung des Russischen Staates durch die drei Brüder Rurik, Sineus und Truwor, hatten sich die Gränzen desselben in einem fort durch glückliche Unternehmungen der Herrscher erweitert, und beim Tode Wladimirs des Großen waren die weiten Länder vom Wolánischen Gornün über den Peipus, zum Finnischen Busen hin, vom Ladoga-See zum weißen Meere, von der Dwina zur Oka, und den Wasserfällen des Dnieper hin, seinem Scepter unterworfen, — und ihm gehorchte noch das Fürstenthum Bmutarakan, welches an der nordöstlichen Seite des schwarzen Meeres gelegen, von seinen übrigen Besitzungen durch Länder der Chazaren und Petschenegen getrennt war.

Ueber die Völker welche diesen weiten Erdstrich bewohnten, herrschte der Großfürst mit unumschränkter Gewalt. Ursprünglich hatten die Russischen Slaven in einem lockern Staatsverbande gelebt, wie alle übrigen Zweige dieses großen Stammes. Jeder Hausvater hatte in völliger Unabhängigkeit an der Spitze seines Hauswesens gestanden, und nur bei gefährlichen Angriffen fremder Völker, oder Unternehmungen wider Nachbarn, die eine reiche Beute zu versprechen schienen, oder endlich bei Begehung einer allgemeinen Glaubensfeier, waren die Völker zusammengetreten. Aber allmählig hatten bei den häufigen Feldzügen ausgezeichnete Krieger einen Einfluß gewonnen, den sie durch die Macht ihres Rufs, und den ungleich höheren Werth der von ihnen erworbenen Güter, auch in Friedenszeiten fortdauernd behaupteten. Daher war an die Stelle der ursprünglichen Gleichheit aller Freien eine Herrschaft weniger Mächtigen getreten, unter deren Drucke das Volk seufzte, und unter der ein solches Gewirre von Unordnungen entstand, daß die nachmaligen Russischen Slaven nur von der Herbeirufung eines fremden Fürsten Rettung zu erwarten hatten. Herrscher denen unter solchen Umständen die oberste Gewalt übertragen war, und die mit einem zahlreichen fremden Geleite erschienen, welches nur in ihrer Allmacht seinen Vortheil finden konnte, hatten

wenig Beschränkung von dem Volke zu erwarten, das sich ihnen mit dem unbegränztesten Vertrauen unterworfen hatte. Nur von den alten Gesetzen und Gebräuchen des Volkes, und ihrer eigenen Staatsklugheit durften sie in ihrem übrigens ganz willkürlichen Verfahren Rath nehmen. Die großfürstliche Würde blieb in dem Stamme, dem sie einmal übertragen war; aber ohne feste Bestimmung des Rechts der Nachfolge, obschon die Erstgeburt, wenn auch nicht immer und nothwendig, dennoch meistens und vorzüglich berücksichtigt worden zu seyn scheint. Dem Großfürsten kam gewissermaßen das Obereigenthum des ganzen Landes zu, so daß er in demselben Güter und Verwaltungen mit ziemlicher Willkür von Einem an den Andern verschenken konnte. Ihm bezahlten alle Völker des Reiches Abgaben, aber je nach den bei ihrer Unterwerfung abgeschlossenen Staatsverträgen oder andern Umständen, sehr ungleich. Viele waren nur zu Lieferung einer bestimmten Menge von Naturerzeugnissen, oder zu andern Leistungen, Arbeiten, u. s. w. verpflichtet. Andere bezahlten Zinse oder Schatzungen, d. h. Steuern, vom männlichen Kopfe, vom Rauchfange oder vom Pfluge. Am meisten brachte den Herrschern der Krieg ein. Daher standen bei ihnen die Männer ihres Geleites in hohem Ansehen, und hatten bei wichtigen Gelegenheiten und bedeutenden Entschließungen den großen Einfluß den die Scandischen Heerführer ihrem Gefolge zu bewilligen pflegten. Beispiele solcher Berathungen sind in der Russischen Geschichte eine häufige Erscheinung. So entstanden die Fürsten welche als Statthalter des Alleinherrschers die einzelnen Gaue oder Bezirke verwalteten, in welche das Reich eingetheilt war, und neben ihnen die Bojaren, denen der Großfürst zur Belohnung ihrer Tapferkeit ansehnliche Güter geschenkt hatte. Friedensschlüsse erhielten größeres Gewicht durch den Beitritt der Fürsten und Bojaren, deren Ehrgeiz und Raubsucht in vielen Fällen ursprünglich den Friedensbruch veranlaßt hatten. Die Würde der Letztern war nicht einmal erblich, und einen andern bevorrechteten Stand gab es nicht. Schon in uralter Zeit hatten die Slaven sich bisweilen in eine Art von Städten zusammengedrängt, die indessen nur in einer großen Anzahl

von nahe bei einander errichteten Hütten aus Flechtwerke bestanden. Kiew und Nowgorod waren älter als die großfürstliche Verfassung. Allmählig hatten das Aufblühen des Handels und der Gewerbe, und das Bedürfniß das Erworbene gegen die Anfälle mächtiger Feinde zu schützen, sowohl die Vermehrung solcher Städte, als die Erweiterung der schon angelegten veranlaßt. Im gegenwärtigen Zeitraume wurden besonders in den mittäglichen Theilen des Reiches eine bedeutende Zahl fester Orte gegründet. Am Ende desselben zählte man deren schon über 24, unter welchen Kiew und Nowgorod den ersten Rang behaupteten, und das Erstere von einem Deutschen Geschichtschreiber ein zweites Constantinopel genannt werden konnte. Neben diesen beiden zeichneten sich noch Smolensk, Pskow, Rostow, Tschernigow und Ljubetsch durch ihre Größe und die Lebhaftigkeit ihres Verkehrs aus. Die Städte wurden von Fürsten oder andern großfürstlichen Beamten, z. B. Aeltesten, beherrscht, aber in gewissen Fällen trat auch die Bürgergemeinde zusammen, und faßte von sich aus Beschlüsse.

Als Gesetz hatte bei den Russischen Slaven nur das alte Herkommen gegolten. Die aus Scandinavien kommenden Waräger brachten aus ihrem Vaterlande eine Art von bürgerlichen Gesetzen mit, welche die Geschichte uns in den Friedensschlüssen der ältern Großfürsten mit dem Griechischen Hofe aufbewahrt hat, und von denen nicht genau auszumachen ist, ob sie schriftlich verfaßt oder nur dem Gedächtnisse der Völker anvertraut waren. Der Geist derselben ist völlig mit dem alten Scandischen Rechte übereinstimmend. Das richterliche Amt wurde im Namen des Großfürsten verwaltet, und zwar mögen in den Städten die Fürsten oder Aeltesten als Vorsteher derselben selbst das Recht gesprochen haben, sonst waren es meistentheils diejenigen welche im Felde kriegerische Würden bekleideten, die in Friedenszeiten dann auch zu Gerichte saßen.

Das Kriegswesen hatten die Großfürsten ebenfalls nach dem Vorbilde des Scandischen eingerichtet. Das ganze Volk war dienstpflichtig, und wurde zu Feldzügen ungefähr auf dieselbe Art, wie in Deutschland der Heerbann, zusammenberufen.

Allein waren diese beendigt, so blieb um den Großfürsten wahrscheinlich bloß ein Theil seiner Leibwache. In ihren Reihen befanden sich die Tapfersten und Angesehensten, die Bojaren, deren Rath der Großfürst bei jeder wichtigen Gelegenheit anzuhören pflegte. Aber neben der eigentlichen Leibwache des Großfürsten, die aus den versuchtesten Kriegern bestand, scheinen sich um seine Person noch eine große Anzahl junger Krieger, Schwertträger, Gridnen gesammelt zu haben, welche ihren Rang unmittelbar nach den Bojaren einnahmen, und sich in dieser Kriegsschule auszubilden suchten. Beide, Bojaren und Gridnen, erhielten aus dem öffentlichen Schatze Sold, die Uebrigen hatten nur an der Beute ihren Theil. Das ganze Heer stand gewöhnlich unter dem unmittelbaren Befehle des Großfürsten, und nur in sehr seltenen Fällen durfte ein sogenannter Heerführer seine Stelle vertreten. Unter ihm gab es als untergeordnete Führer, Woywoden, Tausendmänner, Hundertmänner und Zehnmänner. Die Russischen Heere fochten in geschlossenen Gliedern. Eine kriegerische Musik befeuerte den Muth der Kämpfer, welche schwere Rüstungen, Schilde und hohe Helme als Schutzwaffen, zweischneidige Schwerter, Wurfspieße und Pfeile als Angriffswaffen trugen. Durch Kriegsspiele, in welchen sich in Friedenszeiten große Schaaren auf dem freien Felde übten, erlangte man Fertigkeit zum Kriege; wohl eingedenk, daß wer diesen mit Vortheil führen will, seine Waffen nicht erst dann schmieden muß, wann er sie gebrauchen soll. Die Schiffkunst hatten die Russen von den Warägern gelernt, und ihre Unternehmungen gegen das Russische Reich müssen uns einen vortheilhaften Begriff von derselben geben; obschon die damaligen Russischen Fahrzeuge, die mit Rudern versehen waren, und mit Hülfe großer Segel einen weiten Weg zurücklegten, nicht mehr Raum hatten als für 40 bis 60 Mann.

Schon lange vor der Ankunft der Waräger hatten die Slaven in diesen Gegenden Ackerbau getrieben, aber die vielen Kriegszüge, welche dem Lande eine Menge nützlicher Arme entzogen, und die fruchtbarsten Gegenden häufig der Verwüstung preisgaben, mußten seinem Aufblühen lange ein beinahe unübersteigli-

ches Hinderniß in den Weg legen. Lieber noch scheinen sich die alten Russen mit Viehzucht und Jagd abgegeben zu haben, da sie die Letztere mit einem Ueberfluß an Pelzwerk versah, welches im Auslande sehr gesucht war, und wofür sie deswegen eine Menge fremder, ihnen fehlender, Waaren eintauschen konnten. Am lebhaftesten war der Handelsverkehr mit Griechenland, woher die Russen gegen die Erzeugnisse ihres Landes, Honig, Wachs, und leider auch Knechte, die Bedürfnisse eines feineren Lebens erhielten. Nach dem Zeugnisse des Constantin Porphyrogenneta, erhielten Russen und Chazaren aus Constantinopel Purpur, reiche Stoffe und Kleider, Saffian und Pfeffer, und Nestor spricht sogar noch von Wein und Früchten. In der Griechischen Kaiserstadt hielten sich gewöhnlich eine Menge Russischer Kaufleute auf, deren Reise dahin über den Dnieper hinunter, nicht ohne bedeutende Gefahr, sowohl vor den Wasserfällen dieses Flusses, als vor den Anfällen der räuberischen Petschenegen, gesellschaftsweise unternommen werden mußte. Von ihren Tatarischen Nachbaren erhielten die Russen, gegen Rauchwerk, Vieh aus Europa und Asien. Aber auch mit den Scandischen Völkern blühte ein äußerst lebendiger Verkehr, dessen Hauptniederlage in Nowgorod war. Scandische Kaufleute versahen sich daselbst mit reichem Pelzwerk, und auch mit kostbaren Schiffen, künstlichem Geräthe und reichen goldgestickten Gewändern, welche die Russen zu Constantinopel eingekauft haben mochten. Ebenso befanden sich Russische Kaufleute in allen bedeutenden Handelsplätzen Scandinaviens.

Die Scandischen Geschichtschreiber dieser Zeit nennen Rußland: „das mit allen Gütern des Lebens im Ueberflusse versehene.“ — Lange kannte man indessen daselbst kein Metallgeld zum Behufe des Handels, sondern man mußte sich zu diesem Zwecke der Marder- und Eichhörnchenfelle bedienen, die man dann in der Folge zu größerer Bequemlichkeit durch die Schnauzen oder andere Theile dieser Thiere ersetzte. Doch mögen allmählig Münzen in größerer Menge aus dem Griechischen Reiche nach Rußland gekommen seyn. Ueberhaupt wurde der Werth der Dinge auch nach Metallgewichte berechnet. Das Gold wurde

in Solotnik (Griechische Nomismen, Solidi) eingetheilt, deren 72 auf ein Griechisches Pfund gingen, das Silber in Grivnen. Zu gleicher Zeit nannte man auch eine bestimmte Art von Marderfellen eine Grivne; aber das Verhältniß der Silbergrivnen zur Fellgrivne scheint höchst wandelbar gewesen zu seyn.

Bei der schon in seinen ersten Zeiten erstaunenswürdigen Mannigfaltigkeit der Zusammensetzung des Russischen Staats, möchte es wohl unendlich schwierig seyn, die Eigenthümlichkeit seiner verschiedenen Völker auf eine allgemein gültige Art zu bezeichnen. Doch scheint so viel ausgemacht, das die Finnischen Stämme unverändert bei ihrer ursprünglichen Art blieben, während sich aus der Verschmelzung der Slaven und Waräger die neue Russische Eigenthümlichkeit entwickelte, aus welcher man alle spätern Handlungen und Schicksale des Volkes herleiten mag. In frühern Zeiten waren die Sitten der verschiedenen Slavischen Stämme sehr ungleich gewesen. Die Drewier, Radimitschen, Wätitschen und Sewerier blieben lange im rohesten Zustande, während die sanftern und edlern Polänen sich vieler Vorzüge eines gesittetern Lebens erfreuten. Die kühnen Unternehmungen ihrer Fürsten und ihre rastlose Thätigkeit im Felde nährten den kriegerischen Geist des Volkes, so daß selbst die schwächern Frauen den Tod im Kampfe nicht scheuten. In Friedenszeiten liebten sie Vergnügungen aller Art, besonders Mahlzeiten und den Trunk. Vor der Einführung des Christenthums war ihnen die Vielweiberei gestattet, und die Zahl der fürstlichen Beischläferinnen war beinahe unglaublich. Merkwürdig ist die große Achtung welche man für Greise hatte, denen man in allen Volksversammlungen den Vorsitz einräumte, und deren Rath selbst von den unbeschränkten Großfürsten mit Ehrfurcht vernommen wurde. Durch die Einführung des Christenthums wurden die Sitten, wenigstens der Großen gemildert, denn es war am Ende dieses Zeitraums noch zu neu, um das ganze Volk tiefer zu durchdringen. Aber die Verbindungen mit dem Griechischen Hofe hatten schon früher die Prunksucht desselben nach Kiew gebracht. Die Großfürsten suchten ebenfalls den Glanz ihres Hofes durch eine zahlreiche Dienerschaft zu erhöhen, und

nicht nur sie selbst, sondern alle ihre nahen Verwandten hatten ihre eigenen Hofbeamten, die einen goldenen Halsschmuck als Zeichen der Gunst ihres Herrschers trugen. An ihrer Tafel wurden Griechische Weine getrunken, Südfrüchte und Indischer Pfeffer würzten den Genuß.

Lange bevor die Russen durch das Christenthum erleuchtet wurden, hatte die Lehre von einem künftigen Daseyn unter ihnen großes Ansehen gehabt. Den obersten Rang unter ihren Göttern behauptete Perun (der Treffende) der die Blitze warf, und dessen mit einem silbernen Kopfe und einem goldenen Schnurrbarte geziertes Bild noch zu Wladimirs Zeiten auf einem Hügel vor dem großfürstlichen Schlosse in Kiew verehrt wurde. Neben ihm wurde bei Eiden auch der Name des Woloß, des Gottes der Heerden, angerufen, in dessen Macht es stand, die Völker mit reichem Ueberflusse zu segnen, oder sie durch harten Verlust zu züchtigen. Hingegen opferten alle diejenigen welche ein unauflösliches Band der Liebe knüpfen wollten, dem Lado, dem Gotte der Liebe, Eintracht und jeglichen Glückes. Am 23. Juni, vor der Getreide-Erndte, beging man das Fest des Getreidegottes Kugato, wo die jungen Leute sich mit Kränzen schmückten, und des Abends mit Gesängen zum Lobe des Gottes um ein Feuer tanzten. Am 24. December endlich verehrte man den Koleda, den Fest- und Friedensgott, und von den Feierlichkeiten die bei dieser Gelegenheit statt fanden, ging in der Folge noch Vieles auf die Weihnachts-Belustigungen der christlichen Russen über. Viele andere Götter, die uns nur dem Namen, nicht aber ihren Eigenschaften nach bekannt sind, mögen hier übergangen werden. Ueber die Formen der alten Russischen Gottesverehrung ist uns wenig bekannt, doch weiß man, daß sich die Russischen Priester zu Wladimirs Zeiten auch mit Menschenopfern befleckten. Bei einigen Russischen Slaven, den Kriwitschen, Seweriern, Wätitschen und Radimitschen, wurden die Leichname der Todten auf großen Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche sammelte man in Urnen, die man längs den Straßen aufstellte. Vor der Verbrennung des Todten fand zur Ehre desselben eine Art von Kampfspiel statt, welches man Tris-

ma nannte. Die Kiewschen und Wolhynischen Slaven begruben hingegen ihre Todten schon vor der Einführung des Christenthums; bisweilen gaben sie ihnen eine aus Riemen geflochtene Strickleiter mit, und die nächsten Verwandten zerfleischten sich das Gesicht, und tödteten das Lieblingspferd des Verstorbenen auf dem Grabhügel.

Dem alten geheiligten Glauben entsagten die Russischen Völker ungern, und nur aus Achtung für die Gebote des Großfürsten und Ergebung in seinen Willen. Doch scheint die Lehre des Gekreuzigten schon lange vor Wladimir in Kiew bekannt gewesen zu seyn; aber, mit Ausnahme der weisen Olga, waren ihr die Herrscher keineswegs günstig gewesen, vielmehr hatte sie selbst Wladimir in den frühern Zeiten seiner Reichsverwaltung aufs härteste verfolgt. Vermuthlich war sie am Ende des neunten Jahrhunderts aus den übrigen durch die Bemühungen des heiligen Cyrills und seines Bruders Methodius bekehrten Slavischen Ländern nach Rußland gekommen. Als am Schlusse des zehnten Jahrhunderts Wladimir das Christenthum in der Gestalt des Griechischen Glaubensbekenntnisses zur Staatsreligion erhob, verpflanzte er eine Menge Griechischer Lehrboten nach Rußland, und vertraute die neugestifteten Hirtenschulen Griechischen Priestern. Unter dem Erzbischofe von Kiew, als Oberhirten von ganz Rußland, standen die Bischöfe von Bielogorod unweit Kiew, Tschernigow, Nowgorod, Rostow und Wladimir in Wolhynien. Er selbst aber war in gewissen Dingen dem Patriarchen von Constantinopel unterworfen. Im Uebrigen hatte die Geistlichkeit ihre eigene Gerichtsbarkeit, welche von dem Oberhirten in Gemeinschaft mit den Bischöfen ausgeübt wurde. Ihr waren alle Welt- und Klostergeistlichen, und die übrigen Diener der Kirche mit ihren Familien unterworfen. Auch gehörten alle gerichtlichen Verhandlungen, welche eheliche Verhältnisse, fleischliche Sünden, Entweihung der Kirchen und Gottesäcker, Ketzerei und Zauberei zum Grunde hatten, vor die geistlichen Stühle, welche diese Fälle nach dem Griechischen Kirchenrechte beurtheilten. Doch sollte über Streitigkeiten geistlicher Perso-

nen mit Laien ein gemischtes Gericht absprechen. Dieses waren die Anfangsgründe der Russischen Kirche.

Dem Christenthume verdankten übrigens die Russen nicht nur die höhere Erleuchtung ihres Gemüthes, sondern auch alle wissenschaftliche Bildung, zu welcher ihr Vaterland in diesem Zeitraum erhoben wurde. Durch die Bemühungen des Cyrillus erhielten sie zuerst eine Schrift welche dem Bedürfnisse der Slavischen Sprachen angemessen war. Das Cyrillische Alphabet war dem Griechischen nachgebildet, nur hatte man diesem noch eilf Buchstaben beigefügt, um eigenthümliche Töne der Slavischen Sprache zu bezeichnen, welche keiner der bisher bekannten Griechischen ausdrücken konnte. Längst mochte mit der christlichen Lehre auch diese Cyrillische Schrift in Kiew bekannt seyn, doch durfte sie sich bei dem allgemeinen Drucke gegen den neuen Glauben wenig verbreitet haben; aber Wladimirs Errichtung von Volksschulen in welchen tüchtige Kirchenlehrer gebildet werden sollten, verschaffte ihr endlich größeren Eingang.

II. Capitel.

Vom Tode Wladimirs des Großen bis zur Niederlage am Flusse Kalka. 1015 — 1224.

Den Irrthum welchen Wladimir durch Theilung seiner Gewalt begangen hatte, büßten seine Söhne in kurzer Zeit schwer genug. Denn Swatopolk, sein angenommener Sohn, der bei dem Tode des Großfürsten gerade in Kiew war, bemächtigte sich des erledigten Thrones, und scheute sich nicht die erschlichene Herrschaft durch den Mord dreier Söhne Wladimirs zu befestigen. Aber ihn bekämpfte Jaroslav von Nowgorod mit einem aus Russen und Warägern zusammengesetzten Heere. Einmal verdankte Swatopolk seine Rettung den Anstrengungen und der Tapferkeit seines Schwiegervaters Boleslav von Polen. Aber als er auch diesem, und dem Volke das ihn wieder emporgehoben hatte, mit dem schändlichsten Undanke vergalt, überließ ihn die Vorsehung zum zweiten Male seinem verdienten Schicksal, und der gewesene Herr so vieler Länder endigte sein Leben nach einer unglücklichen Schlacht in den Einöden zwischen Polen und Böhmen. Bald nach seinem Siege hatte Jaroslav seinen Neffen Briatschislav, Sohn Isjaslavs von Polozk, zu bezwingen, und als er seine Herrschaft unerschütterlich befestiget glaubte, mußte er sie mit seinem Bruder Mstislav theilen, der, nach einem glücklichen Feldzuge gegen die Kassogen, auch ihn überwand, und die Länder östlich von dem Dnieper zu seinem Antheile erhielt, während er seinem Bruder die westlichen überließ. Allein der Tod des kinderlosen Mstislav verschaffte dem Jaroslav nach zehn Jahren die Einzelherrschaft von neuem. Die Fürsten hatten seit dem Vertrage mit großer Eintracht geherrscht. Die Wiedererwerbung Lieflands, welches sich während des Bürger=

kriegs losgerissen hatte, und wo man jetzt Dorpat gründete, und Roth=Rußlands, waren Früchte derselben. Nach dem Tode seines Bruders führte Jaroslav glückliche Kriege gegen Litthauer, Masovier und Finnen. Eine Unternehmung gegen Constantinopel (J. 1043) die der Großfürst seinem Sohne Wladimir übertrug, hatte keine bedeutenden Folgen. Die letzten Jahre seines Lebens konnte er ruhig mit einer weisen Verwaltung seiner Länder zubringen. Jaroslav war von der Lehre des Gekreuzigten aufs lebendigste ergriffen. Das rasche stürmische Wesen seiner Jugend hatte er abgelegt, und bei mehrern Gelegenheiten eine in den damaligen Zeiten bewundernswerthe Mäßigung gezeigt. Er scheute keine Mühe die sittliche Bildung seines Volkes zu befördern, und hatte sogar mit eigener Hand kirchliche Bücher aus der Griechischen Sprache in die Slavische übersetzt. Auch hielt man ihn für den Urheber des ersten geschriebenen bürgerlichen und peinlichen Gesetzes, welches, obschon mehr für die besondern Verhältnisse von Nowgorod ertheilt, dennoch in ganz Rußland gegolten zu haben scheint. Aber viele von den Früchten seines edeln Strebens zerstörte Jaroslav selbst dadurch, daß er bei seinem Tode die Verfügungen seines Vaters in Rücksicht der Ländervertheilung erneute, und daher das Reich in eben der mißlichen Lage hinterließ, in welcher er die Herrschaft angetreten hatte. Ihm folgte im Jahr 1054 sein Sohn Isjaslav in der Großfürstlichen Würde. Zwar sollte ihm ein höheres Ansehen über seine mit besonderen Fürstenthümern ausgestatteten Brüder zukommen; aber dieses höhere Ansehen war doch keine bestimmte Oberherrschaft, sondern nur ein äußerst schwankender Vorrang unter übrigens Gleichen. Der Großfürst hatte Kiew und Nowgorod, Swiatoslav Tschernigov, Wsewolod Perkjaslav, Igor Wolodimir, und Wiatscheslav Smolensk als besonderes Fürstenthum erhalten. Bald eröffnete eine glückliche Unternehmung des Fürsten Wseslav von Polozk eine Reihe von Bürgerkriegen, an denen in der Folge auch die Söhne Jaroslavs ohne Rücksicht auf die Ermahnungen des sterbenden Vaters Theil nahmen. Diese innern Kämpfe, welche von allen den Gräueln begleitet waren, mit denen sich nur ein Volk zerfleischen

mag, das von der wildesten Parteiwuth zerrissen wird, erschwerten den kräftigen Widerstand gegen die Cumaner, ein Tatarisch-Asiatisches Volk, welches in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts die südöstlichen Gränzen des Reiches zu überschwemmen anfing. Nach einer 24jährigen unruhigen Regierung, während welcher er eine geraume Zeit lang von einem Hofe zum andern irren, und selbst dem Papste Hildebrand sein Reich als kirchliches und weltliches Lehen unterwerfen mußte, fand Issjaslav einen ruhmvollen Tod (J. 1078) im Kampfe gegen jene Barbaren, mit denen selbst Russische Fürsten sich nicht scheuten, zu ihrem besondern Vortheile wider das Vaterland in Verbindung zu treten. Obschon der gefallene Großfürst bei seinem Tode zwei erwachsene Söhne hinterließ, so war es doch nach Russischer Sitte keiner von diesen, sondern vielmehr sein ältester Bruder Wsewolod, der ihm im Großfürstenthum nachfolgte. Dafür belehnte er Issjaslavs ältern Sohn Swiatopolk mit Nowgorod, und den jüngern Jaropolk mit Wladimir und Turow. Die Verwaltung von Tschernigow vertraute er seinem eigenen Sohne Wladimir Monomachus, einem tapfern und edelgesinnten Krieger. Aber die Flamme des Bürgerkrieges entbrannte bald von neuem zwischen den Fürsten des Rurikischen Hauses, und begünstigte einen Einfall der Bulgaren in Murom, dessen Hauptstadt sie zwar eroberten, jedoch nicht lange behalten konnten. Eine anhaltende Trockenheit und Dürre, welche die Wälder von selbst entzündete, hatte eine grausame Seuche zur Folge, die in Rußland viele Tausende in wenigen Monaten dahin raffte. Auch die Einfälle der Cumaner konnten nicht mehr zurückgewiesen werden. Unter diesen Umständen schien es für Rußland ein Glück, als endlich im Jahre 1093 der bereits alternde und an Geist und Körper schwächliche Wsewolod, der von jeher mehr mit den Tugenden eines stillen Bürgers als mit denen eines Fürsten begabt gewesen war, zu den Vätern ging. Mit leichter Mühe würde sich sein Sohn der edle Wladimir Monomach sogleich des väterlichen Thrones bemächtiget haben. Aber dieser hochsinnige Fürst hielt es für natürliche Pflicht, die eigene Erhöhung dem allgemeinen Besten zu opfern, welches nach altge-

wohnter Sitte die Erhebung Swiatopolks des Sohnes Isjaslavs, als des Aeltesten im großfürstlichen Hause, zu verlangen schien. Allein Swiatopolk besaß keineswegs die persönlichen Eigenschaften die ein solches Opfer für das Heil des Russischen Volks wünschenswerth machen konnten. Schwäche und Rohheit waren die Grundzüge seines Gemüths, während der Sohn Wsewolods alle Vorzüge einer schönen und großen Seele entwickelte, die sich nur in wenigen Fällen von den Vorurtheilen der Zeit und des Volkes, unter denen er lebte, auf Irrwege bringen ließ. Swiatopolks 20jährige Herrschaft ward fast immer durch Bürgerkriege getrübt, und sah die Besitzungen der Russen zwischen dem Asowschen und dem Kaspischen Meer in die Hände der Cumaner fallen. Ja, diese Verwüster würden vielleicht noch größere Theile vom Russischen Reiche losgerissen haben, wären sie nicht von Zeit zu Zeit durch den heldenmüthigen Monomach gedemüthiget worden. Nach dem im Jahr 1113 erfolgten Tode des Großfürsten Swiatopolk, rief der allgemeine Wunsch der Russischen Völker den Wladimir Monomach als den würdigsten unter den Herren des großfürstlichen Hauses auf den Thron von Kiew. Aber Wladimir zögerte einer Wahl zu gehorchen, über deren Rechtmäßigkeit er Bedenken trug, da er selbst nicht der Aelteste des Rurikschen Stammes war. Die Unsicherheit welche aus dieser Zögerung entstand, benutzten die Einwohner von Kiew, um den verhaßten Hebräern, die der habsüchtige Swiatopolk gegen reiche Abgaben in seinen vorzüglichen Schutz genommen hatte, einen Theil ihres im Handel und Wucher erworbenen Vermögens wieder abzunehmen. Das Ueberhandnehmen dieser Unordnungen bewog endlich den Zaudernden dem Wunsche aller Rechtlichen seine Bedenken zu opfern. Die Zeit der Herrschaft des Großfürsten Monomach, der die Eigenschaften eines großen und christlichen Herrschers auf eine seltene Weise in sich vereinigte, gehört zu den schönsten in der Russischen Geschichte, besonders in einem Jahrhundert, in welchem das auf eine so glänzende Weise begonnene Leben des Russischen Staates eben so schnell seinem gänzlichen Verfall entgegen zu gehen schien. Während der schon bejahrte Großfürst mit fester und

wohlthätiger Hand die innern Angelegenheiten des Staats regelte, bekämpften seine Söhne mit eben so viel Tapferkeit als Glück die äußern Feinde desselben, die Tschuden, Bulgaren, Cumaner und Griechen, welche Letztern lieber durch kostbare Geschenke den Frieden erkauften. Im letzten Jahre seiner Regierung wurden noch die Ungern, Polen und Böhmen gedemüthigt. Nach einer dreizehnjährigen ruhmvollen Herrschaft, starb endlich der Großfürst im Jahr 1126. — Kurz vor seinem Tode gab er noch seinen Söhnen schriftliche Lehren, in denen er ihnen jene Gottesfurcht und Menschenliebe einzuflößen suchte, welche sein ganzes Leben erfüllt, und es zu einem schönen Bilde menschlicher und fürstlicher Größe für alle Zeiten gemacht hatten.

Hätte die Vorsehung seinem Sohne und Nachfolger Mstislav ein längeres Leben geschenkt, so würde dieser Fürst, der viele von den großen Eigenschaften seines Vaters geerbt hatte, vielleicht Rußland vor dem einbrechenden Verfalle gerettet haben. Denn ungeachtet das Reich in den ersten Jahren seiner Herrschaft durch übernatürlichen Frost und Ueberschwemmung, und als Folgen dessen auch durch Miswachs, Hunger und Seuche heimgesucht wurde, fühlten doch äußere und innere Feinde zu ihrem großen Schaden die kräftige Hand des Großfürsten. Die Cumaner wurden zweimal mit großem Verlust in ihre Gränzen zurückgewiesen, die Tschuden, Esthen und Litthauer geschlagen, und die Fürsten von Polozk und Minsk zu Gunsten zweier Söhne des Mstislav ihrer Länder beraubt. Allein dieser tapfere und kluge Herrscher starb schon nach sechs Jahren (J. 1132), und sein Tod und die Thronbesteigung seines Bruders, des schwachen und feigen Jaropolk, wurden die Losung zu neuen Bürgerkriegen und den wildesten Unordnungen, von welchen das Reich in seinem Innern völlig zerrissen ward. Die verschiedenen Zweige des großfürstlichen Hauses, vorzüglich aber die Stämme Oleg Swiatoslawitschs und Wladimir Monomachs bekämpften sich mit unversöhnlichem Grimme. Auch artete der Freisinn und das Selbstgefühl der Bürger von Nowgorod in wilde Meuterei aus, die sie veranlaßte ihre Fürsten auf die schnödeste Art zu vertreiben, und durch kühne Unternehmungen auf andere be-

nachbarte Russische Fürstenthümer die allemeine Unordnung zu vermehren. Seinem Nachfolger Wsewolod gelang es nicht viel besser, obschon er sich durch persönliche Eigenschaften viel mehr zum Herrscher eignete als sein Vorgänger. Nach dem Tode Jaropolks (J. 1139) hatte zuerst sein Bruder Wiatschislav den großfürstlichen Thron bestiegen, aber schon nach acht Tagen war er durch den Fürsten Wsewolod, Sohn Olegs, von demselben verdrängt worden. Seine Klugheit konnte den Bürgerkrieg nicht verhindern, und die Nowgoroder veranlaßten auch unter Wsewolods Herrschaft viele stürmische Auftritte. Nach einer Regierung von dreizehn Tagen wurden seinem Bruder und Nachfolger Igor, der den ihm vom Kiewschen Volke abgedrungenen Eid, mit größerer Gewissenhaftigkeit das Recht verwalten zu lassen, vernachlässigen zu können glaubte, Krone und Scepter von Mstislavs Sohne Isjaslav entrissen, ohne daß sie ihm Jemand mit Ernst hätte vertheidigen helfen. In den acht Jahren während welcher Isjaslav die großfürstliche Würde bekleidete, von 1146 bis 1154, wurde Rußland durch einen beständigen Kampf dieses Herrschers mit seinen Oheimen Wiatscheslav und Georg zerrissen, welche nicht einmal den Vorrang ihres Neffen und den ruhigen Besitz seiner Länder, um so viel weniger eine oberherrliche Gewalt in seinen Händen anerkennen wollten. Mit dem Erstern, welcher der ältere und kinderlos war, gelang es dem Großfürsten noch, sich auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen; allein Fürst Georg von Sasdal, der seinen Aufenthalt in dem nördlichern rauheren Lande, gern mit einer Wohnung im milderen südlichen Rußland vertauscht hätte, und dabei ein kühner, rastlos thätiger und unternehmender Herr war, dem der Himmel sehr tapfere Söhne geschenkt hatte, blieb die ganze Zeit hindurch der unversönliche Feind seines Neffen, gegen den er mit abwechselndem Glücke focht. Diese Zerwürfnisse der Fürsten gaben den Nachbaren Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten des Reiches zu mischen. Die Cumaner und der kriegerische Wladimiako von Halitsch standen als Bundesgenossen auf der Seite Georgs, die Ungrischen Heere kämpften für den Großfürsten Isjaslav. Auch Polen und Böhmen hatten sich mit dem Letztern

verbunden, leisteten aber in der That wenig für seine Sache. Im Jahre 1155 gelang es endlich dem Fürsten Georg, nach dem Tode seines ältern Neffen Isjaslav und des alten Wiatscheslav, seinen jüngern Neffen Rostislav aus Kiew zu verdrängen. Allein das Schicksal verstattete ihm nur zwei Jahre die Früchte lebenslänglicher Anstrengungen zu genießen. Schon im Jahr 1157 raffte ihn der Tod hin. Kaum hatte er Zeit seine Söhne mit reichen Herrschaften zu versehen. Aber aus seiner langen Sehnsucht nach dem mildern Himmel des südlichen Rußlands, und den bessern Einrichtungen der südwestlichen Fürstenthümer, war doch wenigstens ein thätiges Bestreben von seiner Seite hervorgegangen, in dem nordöstlichen Landes-Antheile, mit dem er sich bis auf seine zwei letzten Lebensjahre begnügen mußte, Aehnliches zu schaffen. Diesem Eifer soll Moskau seinen Ursprung verdankt haben. Die Kiewer begruben den verhaßten Fürsten außerhalb der Mauern ihrer Stadt, und luden Swiatoslavs II. Enkel Isjaslav III. Davidowitsch ein, die großfürstliche Würde und die Herrschaft über Kiew zu übernehmen. Schon beim Leben seines Vaters Georg hatte Fürst Andreas seinen Aufenthalt zu Wischegorod verlassen, sich in der Stammherrschaft Sasdal, ohne den Großfürsten darum zu begrüßen, niedergelassen, und die Stadt Wladimir daselbst vergrößert. Bei dem Tode seines Vaters nahm er, statt sich mit dessen Nachfolger um Kiew zu streiten, ebenfalls den großfürstlichen Titel an, und es entstand auf diese Weise im nordöstlichen Rußland ein neues Großfürstenthum Wladimir, welches bald das südliche Kiew in Schatten setzte. Indessen hatten die verbündeten Fürsten von Wolhynien und Halitsch schon nach zwei Jahren den Großfürsten Isjaslav aus Kiew vertrieben, und zur allgemeinen Zufriedenheit der Bojaren und des Volks, den Rostislav Mstislawitsch wieder daselbst eingesetzt. Aber nur nach Isjaslavs erst im Jahre 1161 erfolgten Tode konnte Rostislav seine Erhebung in ungestörter Ruhe genießen. Früher wurde er noch einmal von seinem Nebenbuhler aus Kiew verdrängt. Hingegen herrschte Andreas in seinem Antheile ganz friedlich, und war klug genug die Rechte der Einzelherrschaft nicht durch Ausstattungen seiner Brü-

der zu schwächen. Als sie im Misvergnügen hierüber, Unruhen stiften wollten, wurden sie nach Griechenland verwiesen. Nach einer langen Ruhe demüthigte er in einem glücklichen Feldzuge die Bulgaren, während die Nowgoroder einen kühnen Angriff der Schweden von Finnland her, abschlugen. Rostislav weihte die letzten Jahre seines Lebens der Versorgung seiner Kinder und der strengen Uebung seiner Glaubenspflichten. Sein im Jahr 1167 erfolgter Tod ward allgemein bedauert. Rostislavs Nachfolger, Mstislav Isjaslawitsch unterlag in einem sehr kurzen Feldzuge seinem Gegner Andreas von Wladimir, und Kiew welches bei dieser Gelegenheit mit Sturm erobert wurde (J. 1169), verlor auf immer den Rang einer Hauptstadt. Gleb, ein Bruder des Andreas, erhielt sein Gebiet als besonderes Fürstenthum, aber mit ausdrücklichem Vorbehalt der Oberherrschaft des Andreas.

Obschon die Einzelherrschaft dieses Großfürsten noch durch viele unruhige Auftritte sowohl zu Kiew als zu Nowgorod getrübt wurde; so blieb ihm doch Muße genug, auch gegen äußere Feinde die Würde des Reichs zu behaupten. Cumaner und Bulgaren empfanden die Stärke seines Arms, und der an ihm begangne Meuchelmord (J. 1174) mußte alle Biedern empören. In dem Kampfe der nach dessen Tode zwischen des Andreas Neffen Jaropolk und Mstislav, und seinem Bruder Michael eröffnet wurde, erhielt dieser Letztere, vorzüglich durch der Erstern eigene Schuld, da sie den Vortheil eines frühern Besitzes durch eine beispiellos drückende und schimpfliche Verwaltung aus den Händen gaben, bald die Oberhand. Aber leider wurde dieser vortreffliche Fürst seinen Völkern schon nach einem Jahre durch den Tod entrissen. Wsewolod III., der als jüngster Bruder der beiden letztverstorbenen Großfürsten den Thron bestieg, fehlte es keineswegs an den Fürstentugenden, vermöge welcher er seine 37jährige Herrschaft zu den wohlthätigsten für das gemeine Beste des Russischen Reiches hätte machen können. Allein die Macht der Umstände trat bereits zu gebietend ein, als daß ein Herrscher aus eigenem Antrieb den einmal angenommenen Gang der öffentlichen Angelegenheiten hätte wenden mögen. Dem

Großfürsten blieb von seinem oberherrlichen Ansehen fast ganz und gar nichts mehr übrig, ja kaum mochte er noch für den mächtigsten Fürsten innerhalb der Gränzen des Reiches gelten. In den ersten Jahren mußte er selbst um die großfürstliche Würde mit einigen Verwandten streiten. Dann verursachten ihm auch die unruhigen Nowgoroder, die er durch List unter seine besondre Herrschaft zu bringen wußte, viele Sorgen. Ferner dauerte noch immer der alte Kampf zwischen dem Stamme Monomachs und Olegs mit großer Erbitterung fort, und ward eine Quelle unzähliger Verwirrungen. Aber besonders wurde das Fürstenthum Halitsch ein Zankapfel zwischen Rußland und Ungern, welche sich während der Herrschaft Wsewolods wechselsweise im Besitze der Gewalt oder des Rechtes sahen, Fürsten über dasselbe zu setzen. Im Ganzen schenkten die Völker dieses Landes den angestammten Fürsten den Vorzug, wenn sie sich nicht durch empörende Härte und Rachsucht dieser Anhänglichkeit verlustig machten. Solcher Unbill der Herrscher ward die Veranlassung zu den traurigsten Auftritten in diesem Fürstenthum. Dessenungeachtet blieb den Ungern nichts als der leere Titel einer Oberherrschaft die ihnen das Schwert der Russen völlig entrissen hatte. Gegen die Bulgaren wurde mit Glücke gefochten, aber der Umstände wegen ohne Erfolg; eben so errang man Siege über die Cumaner, die am Ende doch in den bestehenden Verhältnissen zwischen beiden Völkern keine Veränderung hervorbrachten. Um Liefland begann ein Kampf mit den Schweden und Deutschen, welche Letztre daselbst mit dem Schwert in der Hand das Christenthum predigten, und von ihrer Niederlassung in Riga aus, den Handel der Nowgoroder beeinträchtigten. Hingegen wußten sich nach und nach die Litthauer immer mehr des Joches zu entledigen, welches ihnen Russische Großfürsten in glücklichern Zeiten aufgelegt hatten, und die aus dieser Veranlassung geführten Kriege brachten den Russen wenig Vortheil. Als endlich Wsewolod im Jahre 1213 seine 37jährige Herrschaft mit dem Tode endigte, behielt sein zweiter Sohn Georg nach dem letzten Willen des Vaters, Wladimir und Susdal, und seinem ältern Bruder Constantin blieben nur

Rostov und Jaroslav. Beide Fürsten sahen sich als Thronenräuber an, und während jeder von ihnen Brüder und Vasallen auf seine Seite zu ziehen strebte, wurde der Stamm Monomachs aus Kiew und seinen übrigen Besitzungen im Süden verdrängt. Im Jahr 1216 unterlag endlich Georg, und Constantin zog nach dem entscheidenden Treffen bei Litepsk als Sieger zu Wladimir ein. Allein dieser edle Fürst lebte nur noch drei Jahre, und Georg, den er mit vieler Großmuth behandelt, und sogar zum Erben seiner Würde erklärt hatte, trat nach seinem Tode wieder als Großfürst auf. Der Widerstand gegen die immer näher dringenden Deutschen an der Ostsee, wurde jetzt ein Hauptaugenmerk für Fürsten und Volk, und die tapfern und freisinnigen Nowgoroder schienen diese Aufgabe mit besonderm Glücke zu erfüllen. Indessen suchten die südlichen Russen ihre Landsleute und Glaubensgenossen von Halitsch aus der Gewalt der Ungern zu befreien, denen aber viele Große des Landes günstig waren, und deren Oberherrschaft oft die höchst verwerfliche Staatsverwaltung der Russischen Fürsten wünschenswerth machen konnte. Nach mannigfaltigem Wechsel blieb Halitsch doch in den Händen der Ungern, welche wahrscheinlich die Aufrechthaltung des Griechischen Glaubens versprechen mußten. Aber alle diese Kämpfe wurden jetzt durch die Erscheinung eines neuen Feindes unterbrochen, der mit überraschender Schnelligkeit und Kraft aus dem fernsten Asien an die Ufer des Dnieper eilte. Der junge Temutschin, ein Chan der Mogolen, den man wegen der bedeutenden Schicksale die ihm bevorstehen sollten, Dschingis-Chan (großen Chan) nannte, hatte das Joch der im nördlichen China angesiedelten Tataren abgeschüttelt, und ihr Reich an den Rand des Unterganges gebracht. In wenigen Jahren hatten seinen siegreichen Waffen die Türken und alle Völker vom Adler-See bis an den Indus huldigen müssen. Im Jahre 1223 erschien eine Abtheilung dieses Heeres in der Gegend der Asowschen See, und überwand alle auf dieser Seite wohnenden Völker. Viele Cumaner flohen nach Rußland, an ihrer Spitze der früher in vielen Feldzügen berühmte Chan Choldim. Ihnen zu Hülfe zu ziehen, vereinigten sich viele Fürsten

des südlichen Rußlands. Mogolische Abgesandte wurden auf die frevelhafteste Weise umgebracht, und ein Russisches Heer rückte über den Dnieper vor. An der Kalka stieß man auf das feindliche Heer, welches in unzähligen Schaaren das rechte Ufer dieses Flusses besetzt hielt. Hier wurden die Russen gedemüthigt. Denn nachdem die treulosen Cumaner, um derentwillen man doch zum Theile den Feldzug unternommen hatte, aufs feigste aus dem Kampfe zurückgewichen waren, und ihre Bundsgenossen in Unordnung gebracht hatten, erlitten diese Letztern am 31. Mai 1224 eine gänzliche Niederlage, in welcher 6 Fürsten nebst 70 der vornehmsten Bojaren ihren Tod fanden, und kaum ein Zehntheil des geschlagenen Heeres durch die Flucht entkam. Zum Glücke verfolgten die Mogolen ihren Sieg diesmal nicht weiter als bis an den Dnieper, und eilten von da wieder nach Asien, um sich in der großen Bukarei mit den übrigen Völkern des Dschinghis-Chan zu vereinigen. Dieses war die erste Erscheinung eines Volkes, welches im folgenden Zeitraum eine lange Reihe von Prüfungen und Unglücksfällen über Rußland bringen sollte, ehe es sich wieder zu jener Kraft erhob, mit der es in der neuern Geschichte allmählig zu seiner heutigen Uebermacht emporsteigen konnte.

Die Verfügungen Wladimirs des Großen, welche von Jaroslav und allen spätern Großen nachgeahmt wurden, entschieden das Schicksal des Russischen Reichs auf Jahrhunderte. Die Einheit schwand, und die blutigen und immerwährenden Bürgerkriege, welche die auch in den besondern Fürstenthümern schwankende Erbfolge veranlassen mußte, zerstörten selbst jene Vortheile, welche allenfalls noch aus der Theilung hätten hervorgehen mögen. Von der Oberherrschaft der Großfürsten war in der Wirklichkeit kaum noch eine Spur vorhanden. Seit der Gründung des nordöstlichen Wladimir hatte man in Rußland zwei Großfürsten gesehen, und, als durch den Fall von Kiew die Würde des einen erlosch, und mehr oder weniger die Einheit wiederhergestellt schien, war das Ansehen des übriggebliebenen bereits so herabgesunken, daß er in den spätern Jahren dieses Zeitraums kaum noch den ersten Rang unter übrigens gleich mäch-

tigen Herren zu behaupten vermochte. Nur in äußerst seltenen Fällen konnte er eine Versammlung der Fürsten, deren Zahl bis auf 50 gestiegen war, zusammenbringen, in welcher er den Vorsitz führte, und wo zum allgemeinen Besten der Russischen Völker gemeinsame Rathschläge gefaßt werden sollten. Bisweilen verließ man diese Versammlungen mit blutigen Köpfen, oder doch meistens mit grollendem Herzen, und hatte ja einmal die Persönlichkeit des Großfürsten, oder der Drang der Umstände den störrischen Sinn der Fürsten zur Eintracht gelenkt, so waren doch die guten Folgen eines solchen Tages höchst vorübergehend, und die alten Feindschaften brachen gleich von neuem aus. Uebrigens blieben die Verhältnisse in diesen vielen besondern Fürstenthümern sich ziemlich ähnlich, der Fürst war, mit Ausnahme von Nowgorod, durch keine Verfassung beschränkt, Krieg und Friede, Abgaben und Gerichtsverfassung, hingen von seiner Willkür ab. Rechte konnten die Unterthanen nicht aufweisen; desto öfter widersetzten sie sich durch Empörung, und die Unsicherheit der Erbfolge, die nicht auf den erstgebornen Sohn des verstorbenen Herrschers, sondern auf den ältesten Sprößling des fürstlichen Hauses ging, bot nur zu häufig der Meuterei einen scheinbar rechtmäßigen Vorwand dar. Zur Entscheidung wichtiger Angelegenheiten wurden bisweilen von den Fürsten, wahrscheinlich um die Stimmung ihrer Völker für sich zu gewinnen, große Versammlungen der Geistlichkeit, der Bojaren, und der Bürger ihrer Hauptstadt zusammenberufen, in denen Einzelne ihre Meinung mit einer in unumschränkten Fürstenthümern bewundernswerthen Freimüthigkeit aussprachen, die aber bisweilen in höchst stürmische und ruhestörende Auftritte ausarteten. Die Thronbesteigung war mit gewissen Feierlichkeiten begleitet, und am Hofe des kleinsten Fürsten ließen sich Spuren des Glanzes entdecken, in welchem die Großfürsten den Griechischen Hof nachgeahmt hatten. Ueberall fand man Hofämter, eine Leibwache und bestimmte Hofgebräuche, welche an das Gepränge von Constantinopel erinnerten. Ihre Räthe wählten die Fürsten gewöhnlich aus den Bojaren, aber bisweilen schenkten sie auch Fremden dieses Vertrauen,

und die Einkünfte womit sie die Kosten ihres Prachtaufwandes bestritten, waren der Ertrag ihrer Güter, Abgaben, Zölle, gerichtliche Strafen und kriegerische Beute, welche letztere Quelle jedoch den Zufällen des Kampfes unterworfen war.

Von den Unterthanen der Fürsten waren nächst der Geistlichkeit die Bojaren die angesehensten. Doch bildeten sie dem Rechte nach keineswegs eine erbliche Caste, sondern die Würde haftete nur lebenslänglich auf dem, welchem sie der Fürst als eine Gnade verliehen hatte, ohne daß seinen Söhnen ein rechtmäßiger Anspruch auf dieselbe zugekommen wäre. Daß sie indessen bei einer neuen Wahl vorzüglich berücksichtigt wurden, ist natürlich, weil es des Herrschers Vortheil war die Bojaren aus den Angesehensten zu nehmen. Zu ihren wichtigsten Vorrechten gehörte die Befugniß ihr Vermögen beim Mangel an männlicher Nachkommenschaft auf ihre Töchter zu vererben. Von den übrigen Freien hatten die Bürger der Städte und besonders der Hauptstädte große Vorzüge vor denjenigen welche auf dem Lande lebten, und daher schlechterdings mit dem Namen Gemeine bezeichnet wurden. Jenen kam es öfters zu, in allgemeinen Versammlungen über wichtige Angelegenheiten zu entscheiden, an der Wahl der Fürsten Theil zu nehmen, und je nachdem sie von ihren Herren größere oder geringere Bewilligungen erhalten hatten, die ihr Stadtwesen betreffenden Geschäfte selbst zu verwalten. Besonders hatten die Einwohner von Nowgorod, durch Handel reich und mächtig, und durch ihre mannigfaltigen Verbindungen mit den Einrichtungen andrer Europäischer Handelsstädte bekannt, ihr städtisches Gemeinwesen viel selbstständiger ausgebildet als man es irgendwo in Rußland zu sehen gewohnt war. Statt daß die obersten Beamten sonst nur von den Fürsten gesetzt werden durften, hatten die Bürger von Nowgorod das Recht errungen, sich einen eigenen Vorsteher, Possadnik, selbst zu wählen, der unmittelbar nach dem Fürsten stand, und selbst mit der Wahl oder Anerkennung dieses Letztern verfuhren sie auf eine Art, die mit den bisher in Rußland über Fürstengewalt geltenden Begriffen im auffallendsten Widerspruch lag. Trotz den häufigen Erschütterungen, welche gewöhnlich einen schnellen Wechsel

der Herrscher zur Folge hatten, blieb Nowgorod durch die Tapferkeit und Regsamkeit seiner Bürger, wenn auch im Innern bisweilen der Schauplatz bedauernswürdigen Bürgerzwists, dennoch gegen außen angesehen und mächtig, so lange die Kraft des Freisinns und mannhafter Thatendurst das Uebel bürgerlicher Gährung überwinden mochten. Der freie Landbewohner mußte die Hälfte des Ertrags eines von ihm bebauten Ackers dem Herrn seines Dorfes überlassen. Ob ihm an dem bearbeiteten Stücke überhaupt ein Eigenthumsrecht zukam, ist dunkel. Uebrigens wurde nach dem Russischen Gesetze für sein Leben nicht mehr als für das Leben eines unfreien Knechts bezahlt. Der Unfreien gab es ebenfalls zweierlei, und zwar erstens die Erkauften oder Gedungenen, welche nur auf eine bestimmte Zeit und unter gewissen Bedingungen, Bezahlung einer Summe Gelds u. s. w. sich dem Dienst eines Herrn hingaben. Diese wurden von dem Herrn mit Ackergeräthschaften und Vieh ausgestattet, wofür sie Frohndienste thun, oder ein Bestimmtes an Erzeugnissen des Bodens liefern mußten. Hatten sie es verdient, so durften sie von ihrem Herrn gezüchtiget werden, aber im entgegengesetzten Falle konnte man ihn selbst zur Verantwortung ziehen. Endlich war der niedrigste Stand der der Leibeigenen, welche, ohne einiges persönliches Recht, sich durchaus als Sache behandeln lassen mußten; sey es, daß sie durch freiwilligen Verkauf, oder zur Strafe, oder auch durch Kriegsgefangenschaft in dieses schlimme Verhältniß gerathen waren. Selbst wer sie todtschlug, wurde nur als Zerstörer einer Sache bestraft.

Neben den Laien stand die Geistlichkeit in einem durch die fromme Stimmung der Fürsten und Völker gewiß sehr vortheilhaft bestimmten Verhältnisse. Wie die katholischen Priester, so waren auch die Russisch-Griechischen in kirchlichen Dingen von der Staatsgewalt unabhängig, und wie jene die Oberhirtenwürde des Römischen Papstes anerkannten, so huldigte in gewissen Fällen selbst der Metropolit dem Patriarchen von Constantinopel. Die Zahl der bischöflichen Stühle welche dem Metropoliten unterworfen waren, hatte sich bis auf eilf vermehrt, und der Bi-

schof von Nowgorod die erzbischöfliche Würde erhalten. Ihnen war die Aufsicht über die Welt= und Klostergeistlichen anvertraut; aber diese letztern standen bei dem Volke in viel höherm Ansehen als jene, und in der Regel wurden die höchsten geistlichen Ehrenstellen nur aus ihrem Mittel besetzt. Gern bediente man sich der Priester zu Unterhandlung und endlicher Abschließung von Verträgen, die in den meisten Fällen von den Fürsten durch den Kreuzeskuß bekräftiget wurden. Allein ungeachtet der Ehrfurcht den ihr geweihter Stand Fürsten und Völkern einflößte, waren die Geistlichen nichts desto weniger dem Einflusse der Zeitereignisse unterworfen, und in den immerwährenden Bürgerkriegen hatte mehr als ein Bischof und Metropolit seinen Stuhl verlassen müssen, wenn der Fürst den er begünstigte, den Thron verlor.

Schon im Anfange dieses Zeitraums hatte der Großfürst Jaroslav dasjenige was früherhin als gesetzliche Vorschrift galt, durch das sogenannte Russische Recht befestigt und erweitert. Dieses Gesetz, welches nur für Nowgorod zu lauten scheint, allein in ganz Rußland anerkannt war, mag den Geist der frühern Satzungen ganz wohl in sich aufgenommen haben. Wenigstens erkennt man in demselben viele von den Hauptgrundsätzen des Scandischen, und aller ältern Deutschen Rechte über die Sicherheit des Eigenthums und der Personen wieder. Die Blutrache, die Jaroslav noch gestattete, ward von seinen Nachfolgern gegen ein Wehrgeld je nach dem Range des Getödteten, und den Umständen des Todtschlags abgeschafft. In dem Erbfolgerecht ist die eigentliche Bestimmung zu bemerken, daß die Befugniß sein Vermögen auch seinen Töchtern zu hinterlassen, ein Vorrecht der Bojaren war. Von den für Vergehungen aller Art vorgeschriebenen Bußen sind die meisten ziemlich schwer, und die gerichtlichen Strafen wurden daher als eine wichtige Quelle der fürstlichen Einkünfte betrachtet. In den Hauptstädten saß in der Regel der Fürst selbst, oder ein von ihm gesetzter Stellvertreter zu Gericht; im übrigen Lande war die Rechtspflege Fraißrichtern anvertraut, die in einem gewissen Bezirke zu sprechen hatten, und denen in der Ausübung ih=

res Amtes ein Schreiber beigesellt war. Auch erhellt aus einer Abschrift der Gesetze von Nowgorod, daß die Scandische Sitte der zwölf Geschwornen in Rußland ebenfalls bekannt war. Als Zeugen konnten nur Freie vor dem Gerichte erscheinen, und bei Klagen welche mehr als eine halbe Griwan Goldes betrugen, nahm man seine Zuflucht zu Gottesurtheilen.

Die Russischen Kriegsheere wurden fast allemal von den Herrschern selbst angeführt, wenn diese nur einigermaßen auf das Zutrauen und die Achtung ihres Volkes Anspruch machen wollten. Sie bestanden aus den Bojaren, den Kriegswachen der Städte, und bei sehr schweren und gefährlichen Kriegen, besonders im Vertheidigungsfalle auch aus den gemeinen Freien, die hingegen bei den gewöhnlichen Kriegen nicht zugezogen wurden. Nach jedem Feldzuge gaben die Krieger ihre Waffen wieder in die Rüstkammer des Fürsten ab, wo sie bis zu einer andern Unternehmung unter seiner Aufsicht verwahrt wurden. Zu Pferde mögen wohl meistens nur die Vornehmen, die Gemeinen aber, oder die Knechte jener, zu Fuße gedient haben, obschon sich nicht alle hiezu selbst ausrüsteten, sondern denjenigen von den Unterthanen, welche nicht selbst mitzogen, die Lieferung von Pferden oblag. Von allen Waffengattungen scheinen die Bogenschützen im Auslande den größten Ruf verdient zu haben. Die Heere waren nicht mehr so zahlreich als sie im vorigen Zeitraume Nestor angiebt, welches sich übrigens aus der Theilung der großfürstlichen Macht nicht unnatürlich erklären ließe. Keines zählt über 50,000 Mann. An der Spitze der einzelnen Schaaren der Fürsten oder Städte stand ein Oberwojewod, mit der Benennung Tissiakzsky. Die Rüstungen welche zur Erleichterung des Kriegers auf Wagen nachgeführt wurden, zog man erst im Augenblicke der Schlacht an, so daß ein Heer sehr leicht in unbewehrtem Zustande überfallen werden konnte. Was endlich den Belagerungskrieg betrifft, so scheinen die Russen hier viel stärker und erfahrner im Angriff als in der Vertheidigung gewesen zu seyn.

Der unvermeidliche Einfluß Jahrhunderte langer, mit stets neuer Leidenschaft und Erbittrung geführter Bürgerkriege auf

die Sitten eines Volkes, blieb auch in Rußland nicht außen. Während einerseits Herrscher und Unterthanen mit der größten Ergebenheit den von ihrer Geistlichkeit aufgestellten Glaubenslehren huldigten, und die immer zahlreichern Klöster sich mit andächtigen Büßern aus allen Ständen bevölkerten, anderseits die Schwelgerei und Prunksucht des Griechischen Hofes nicht nur an den großfürstlichen, sondern an alle die einzelnen fürstlichen Höfe gedrungen waren, sah man Kämpfe unter Mitbürgern und Brüdern mit einer Rohheit und empörenden Grausamkeit führen, welche sowohl das Christenthum als jede andere höhere Stufe menschlicher Bildung zu verläugnen schienen. Verträge wurden willkürlich gebrochen, Treu und Glaube behandelte man als Spiel. Ueberfall wehrloser Städte und Dörfer, Verwüstung des Landes, Ermordung der friedlichen Bewohner, oder Wegschleppung derselben in drückende Knechtschaft, waren alltägliche, nicht mehr befremdende Erscheinungen. Die Heiligkeit der fürstlichen Gewalt hatte den Glauben der Völker verloren, ohne daß die Willkür durch weise Gesetze beschränkt worden wäre. Aber verwilderte Haufen fanden Befriedigung ihrer zügellosen Begierden in Umstoßung aller Ordnung und Herbeiführung aller Gräuel der Herrschlosigkeit und der Verwirrung. Der kriegerische Geist erhielt sich, aber ohne jenen sittlichen Adel der aus Kriegern Helden schafft, und für die schöne Blüthe des Ritterthums war in diesem Lande kein Gedeihen.

Ungeachtet der häufigen Störungen die er durch die immer wiederkehrenden Kriegszüge leiden mochte, scheint doch der Ackerbau in Rußland nie völlig vernachlässigt worden zu seyn. Die hohe Achtung in welcher er bei weisen Fürsten stand, spricht sich in den Gesetzen aus, und in der Schonung die er bisweilen auch im Kriege von den Wildesten erfuhr. Ein großer Theil der fürstlichen Einkünfte bestand in Getreide. Verbrennung einer Scheuer gehörte zu den schwersten und empfindlichsten Beleidigungen mit denen ein Fürst gekränkt werden konnte. Roggen, Weizen, Hafer und Erbsen wurden in Gruben aufbewahrt, und in Güter wenigstens Rüben gepflanzt. Noch blühender war die Vieh- und Bienenzucht. Das große Bedürfniß von Pelzwerk sowohl

für Rußland als für die Völker mit denen es im Handelsverkehr stand, veranlaßte häufige Jagden in den mit Pelzgewild angefüllten Wäldern. Auch den Bibern wurde von Vielen nachgestellt. In den Städten waren viele Gewerbe bekannt, von denen die gemeinern, besonders die der Steinmetzen und Zimmerleute den Knechten überlassen wurden. Die Mehrzahl der Häuser war von Holz, nur fürstliche Wohnungen und Kirchen wurden von Stein aufgeführt. Einige Städte waren mit Mauern, andere mit Erdwällen umgeben. Aber die größten Fortschritte hatten diejenigen gemacht, welche Stapelplätze des Handels waren. Die unmittelbare Verbindung mit den Griechen, deren Handel sich jetzt vorzüglich in den Händen der Venetianer befand, war durch die Erreignisse dieses Zeitraums mehr oder weniger abgerissen worden. Dessenungeachtet scheute man Mühe und Unkosten nicht, die Handelsflotten welche den Dnieper hinauf nach Kiew segelten, durch zahlreiche Bedeckungen vor den räuberischen Unternehmungen der Cumanen zu schirmen. Alle Jahre erschienen diese Flotten, und der ganze Lauf des Flusses von Kiew bis an das Meer, wurde deswegen die Straße von Griechenland genannt. In Kiew wurden der großen Vortheile des Handels wegen alle Glaubensbekenntnisse geduldet. Griechen, Armenier, Juden, Mähren, Deutsche und Venetianer hatten Alle Niederlassungen innerhalb seiner Mauern. Den katholischen Christen war die freie Ausübung ihrer kirchlichen Feierlichkeiten gestattet, aber jeder Streit über Glaubenspuncte streng untersagt. Auch auf der Wolga wurde den Russen von den Bulgaren in Misjahren Korn, und in gewöhnlichen Zeiten viele Waaren des Morgenlandes zugeführt. Indessen blieb doch das freisinnige Nowgorod der Hauptstapelplatz des Russischen Handels. Seine Bürger waren in beständigem Verkehr mit Scandinavien, und insonderheit mit Gothland, und später mit der mächtigen Hanse. Nowgorodische Kaufleute hatten Wohnungen zu Wisby, wo ihnen eine eigene Kirche eingeräumt war. Eben so fand man eine große Zahl Deutscher und Gothländischer Handwerker in Nowgorod, die man in Sommer- und Winterkaufleute eintheilte. Ihnen war ein eigener Stadtbezirk

eingeräumt, innerhalb dessen sie unter dem Schutze eigener Gesetze und der Aufsicht ihrer Aeltesten lebten. Nur einem Abgeordneten des Fürsten war der Eintritt in dasselbe gestattet. Klagen mußten vor dem Gerichtshofe des Beklagten geführt werden. Seitdem Riga und Wisby der Hanse beigetreten waren, wurde der Verkehr mit Nowgorod viel lebhafter, und die Hanse bildete daselbst eine ihrer Hauptniederlassungen. Sie lieferte den Russen feine, besonders Niederländische Tücher, Salz, Häringe, und selbst Getreide, — und nahm ihnen dafür Pelz, Honig, Wachs, Leder, Hanf und Flachs in großer Menge ab. Ungeachtet des strengen Verbots ihrer Obern brachten die Kaufleute, die ihren eigenen Vortheil nicht dem gemeinen Besten opfern wollten, häufig Gold und Silber nach Rußland, wo sie mit diesen edeln Metallen die vortheilhaftesten Einkäufe machten. Auch das von Nowgorod abhängige Biarmie, und Smolensk waren ihres Handels wegen berühmt. Bis zum dreizehnten Jahrhundert segelten Schwedische und Norwegische Schiffe häufig nach der Mündung der nördlichen Dwina, und Smolensk wurde in den ersten Jahren des folgenden Zeitraums veranlaßt mit Riga, Gothland und den Deutschen Städten einen Handelsvertrag zu schließen, in dessen einzelnen Bestimmungen man die merkwürdigsten Aufschlüsse über den damaligen Zustand des Russischen Handels nnd der Russischen Sitten und Gebräuche findet. In den mittäglichen Fürstenthümern galt noch immer das alte Gewicht, die Griwan. In Nowgorod hingegen hatten die Liefländer das Deutsche um einen Viertheil schwerere Gewicht in Gewohnheit gebracht. Das größte Maß trockner Dinge war die Tonne, zu welcher das Achtel, der Uborok und das Häuptchen in einem nicht genau auszumachenden Verhältnisse standen. Bisweilen wurde Getreide auch nach Körben verkauft. Flüssige Dinge wurden nach Eimern, die Länge nach Faden gemessen. Die Entfernung bestimmte man nach Meilen von tausend Schritten. Ungeachtet der Einfuhr von Gold und Silber, die man durch Befreiung von allen Abgaben zu befördern suchte, wurden doch während dieses Zeitraumes noch keine Münzen geprägt. Reines Silber wurde zu kegelichten Stücken (Rubeln) geformt,

deren Schwere man nach Grivnen berechnete. Zur Scheidemünze dienten noch immer Felle von Mardern und Eichhörnchen in einem wandelbaren Verhältnisse zum Silber.

Wie sich in dem blühenden Handel die Künste des Lebens entwickelten, so gestaltete sich die höhere Kunst aus dem frommen Glauben der Zeit. Im Geiste blieben zwar die Russen dem Geschmacke ihrer Byzantinischen Lehrer getreu, aber in der Ausführung lernten sie fremde Beihülfe entbehren. Bischof Johann von Wladimir fand im Jahr 1194 zur Wiederherstellung der Kirche von Susdal, und zur Errichtung eines bleiernen Daches, einheimische Arbeiter genug in seinem Sprengel, so daß er keines einzigen Deutschen bedurfte. In den Klöstern lernte man von Griechischen Künstlern malen, und was immer an der Zeichnung Unvollkommenes gewesen seyn mag, so zeugt doch der Umstand, daß sie sich noch immer in demselben Glanz und in derselben Frische erhalten haben, für die treffliche Zusammensetzung der Farben. In der Dichtung hatten sich ungeachtet der Glaubensveränderung viele alte Slavische Begriffe erhalten, während Kühnheit der Bilder und Innigkeit des Gefühls, auch Vorliebe für glänzende Schilderungen der Großthaten einheimischer Helden, eine nahe Verwandtschaft mit der Dichtung des Scandischen Nordens zu beurkunden scheinen. Die Erzählung von dem unglücklichen Feldzuge Igors gegen die Cumaner in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gehört zu den merkwürdigsten dichterischen Erzeugnissen dieses Zeitraums. Die alten heidnischen Götter behaupten in demselben ihren Einfluß auf die Natur, und der Hochsinn Russischer Helden glänzt auch im Unglück. Name und Stand des Verfassers sind unbekannt. Um die Macht eines Russischen Großfürsten zu schildern, sagt er zu Wsewolod III.: „Kannst du nicht die Wolga mit den Rudern deiner unzählbaren Schiffe ausschöpfen, und die Wasser des Don, indem du die Helme deiner Krieger füllst?" — Andere Dichter wählen vorzugsweise Wladimir den Großen und seine Heerführer, so wie die Westeuropäischen Karln den Großen und seine Paladine, oder König Arthur und die Ritter der Tafelrunde zum Gegenstand ihrer Gesänge. Uebrigens war alle wis-

senschaftliche Bildung in den Händen der Geistlichen, und der wenigen Großen welche von den Ausgezeichnetsten unter jenen ihre Erziehung erhalten hatten. Die öffentlichen Lehranstalten blieben auf gewöhnliche Schulen beschränkt, in denen man die Griechische und Lateinische Sprache erlernen konnte; aber innerhalb der klösterlichen Mauern wandte man vielen Fleiß auf die Erlernung der Heilkunde und die Erforschung des Laufes der Gestirne. Einige brachten wichtige Kenntnisse aus Griechenland mit, Andere holten sie im gelobten Lande, oder erwarben sie auf anderen Reisen. Viele übersetzten die heiligen Bücher in die Kirchensprachen, oder schrieben über Kirchengebräuche, über den Mönchsstand oder über abgezogene Theile der Griechischen Glaubenslehre. Auch die Kirchengeschichte und besonders die Geschichte ihrer Klöster war eine Lieblingsarbeit der Mönche. Aber neben dem Leben einiger Aebte und anderer gottesfürchtiger Männer des Petscherischen Klosters, schrieb der fromme Mönch Nestor aus dem Höhlenkloster zu Kiew noch eine weltliche Chronik mit welcher er sich den Namen eines Vaters der Russischen Geschichte verdient hat. Diese Arbeit ist das älteste Denkmal der Russischen Geschichte, und hat für die Schilderung der Eigenthümlichkeit jenes Zeitalters, den großen Vorzug, in der vaterländischen Sprache geschrieben zu seyn. Geist und Zeitrechnung bezeichnen den Verfasser als einen Schüler der Byzantinischen Geschichtschreiber, deren Fehler, besonders in der Zeitrechnung, Nestor ebenfalls in sein Werk aufgenommen hat. In der Darstellung naht er sich bisweilen der biblischen Erzählung, vorzüglich in den Aeußerungen seiner Fürsten und Helden, die er gern sprechend einführt. Die vorangehende Beschreibung Russischer Völker und Länder, die ihrer Sorgfalt und Richtigkeit wegen, mehr als bloße Nachahmung einer allgemeinen Gewohnheit der damaligen Geschichtschreiber war, giebt einen günstigen Begriff für die vernünftige Ansicht des Verfassers über das Wesen der Geschichte, und seine Gesinnung scheint für die Wahrheit der Erzählung zu bürgen. Aus verschiedenen Umständen geht hervor, daß Nestor, der in der Mitte des eilften Jahrhunderts geboren war, gegen zwanzig Jahre des zwölften erlebte. Seine

Arbeit wurde von Sylvester, einem Abte des Michaelis-Klosters in Kiew, fortgesetzt, und zwar so, daß sich die Fortsetzung unmittelbar an das ältere Werk anschließt, ohne daß die Stelle wo das eine aufhört und die andere anfängt, genau zu bestimmen wäre. Sylvester starb am 23. April 1123 als Bischof in Perejaslavl, und auf ihn folgten zwei Unbekannte, von denen einer bis 1157, der andere bis 1203 schrieb. Bis dahin kennt man nur diese einzige Reichsgeschichte, da sich mit der Darstellung eines und desselben Zeitraums immer nur ein Einziger beschäftigt hatte, oder wenigstens nur die Arbeit eines Einzigen auf uns gekommen ist. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts hingegen zertheilte sich diese Unternehmung eben so sehr als der Hauptstaat sich zersplittert hatte. Jeder schrieb größtentheils nur die Geschichte des Staates dem er angehörte, oder derjenigen Fürstenthümer mit denen sein Staat in Berührung kam. Die Namen der meisten dieser Erzähler sind verloren gegangen, und aus dem Ende dieses Zeitraumes hat sich nur einer erhalten, nämlich der des Bischofs Simeon von Susdal, der mit großer Umständlichkeit die Begebenheiten Weißrußlands beschreibt, hingegen die des übrigen Rußlands nur viel oberflächlicher berührt hat. Simeon starb im Jahre 1226, also ganz im Anfange des folgenden Zeitraums.

III. Capitel.

Von der Niederlage am Flusse Kalka, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1224 — 1453.

Nach der Schlacht am Flusse Kalka gestatteten die Tataren den Russen eine dreizehnjährige Ruhe, welche diese Letztern zur innern Befestigung ihres Reiches und bessern Anstalten zur Schirmung desselben wider äußere Feinde hätten benutzen sollen. Aber wie die Menschen bei der Entfernung einer großen Gefahr, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit künftiger Wiederkehr, sich schnell wieder in die Gewohnheiten ihres frühern Lebens zu finden suchen, so wüthete auch bald nach der Entfernung der Tataren der Bürgerkrieg in Rußland von neuem. Besonders wurde der Friede des Reichs durch die Unruhen der Nowgoroder gestört. Eine grausame Hungersnoth, und in ihrem Gefolge verderbliche Krankheiten, schienen Vorboten des schweren Unglückes zu seyn, welches das Reich in kurzer Zeit wieder treffen sollte. Dschingischan war im Jahre 1227 gestorben. Sein Sohn und Nachfolger Oktai vertraute dem Fürsten Batu, seinem Neffen, ein Heer von 300,000 Kriegern, um die nördlichen Ufer der Kaspischen See und die benachbarten Länder zu erobern. Im Herbste des Jahres 1237 eroberte er die Hauptstadt der Bulgaren, zerstörte sie, und verschonte weder Geschlecht noch Alter in derselben. Bald bereitete der Uebermuth des Großfürsten Georg, der es vernachlässigte gemeinsame Maßregeln zur Vertheidigung des Vaterlandes zu veranstalten, den benachbarten Russischen Städten ein ähnliches Schicksal. Verschiedene Russische Haufen wurden vereinzelt geschlagen, und Rezan, Moskau, Wladimir, und andere weniger bedeutende Städte auf eine entsetzensvolle Art zu Grunde gerichtet (J. 1238). Mit vielen an-

dern Russischen Fürsten die in diesem unglücklichen Feldzuge ihr Leben einbüßten, fand auch der Großfürst Georg seinen Tod in dem Treffen am Flusse Sitta; glücklich, wenn er mit demselben die nicht unverschuldete Knechtschaft des Vaterlandes hätte abwenden mögen.

Unter dem folgenden Großfürsten Jaroslav ward auch das schöne Kiew, die Mutter der Russischen Städte, in einen Schutthaufen verwandelt. Endlich wurde die Lage des Reiches so traurig, daß Jaroslav sich bequemte, den Tatarischen Feldherrn Batu in seinem Lager aufzusuchen, und ihm zu Handen des Großchans für ganz Rußland zu huldigen. So mußte sich das Russische Volk nach vergeblichem Kampfe zur Knechtschaft beugen. Nur der unsterbliche Ruhm Alexanders Newsky, Fürsten von Nowgorod, der das nördliche Rußland mit glänzendem Erfolge wider die Angriffe ehrgeiziger Nachbarn, und besonders wider die Deutschen Ritter vertheidigte, warf noch einen frohern Schimmer auf diese trübe Zeit. Nach dem Tode seines Vaters Jaroslav (J. 1247) herrschte Alexander noch sechzehn Jahre zur Verherrlichung seines Namens und zum Glücke des Russischen Volks. Die Eigenschaften die am seltensten vereinbar sind, schienen ihn ganz vorzüglich zu dem Fürsten zu eignen, den die Vorsehung dem Russischen Volke unter so schwierigen Umständen zu seiner Erhaltung schenken konnte. Seltene Unerschrockenheit im Kampf, kluge Berechnung der Mittel zu immer bedeutenden Zwecken, genaue Kenntniß seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse, wahre Gottesfurcht und unbegränzte Liebe zum Vaterland zeichneten den Fürsten aus, den die Nachwelt bis auf unsere Tage als groß und heilig verehrt hat. Denn die Völker sehen nicht ohne Grund diejenigen nach ihrem Tode als ihre Fürbitter beim Allerhöchsten an, die sich ihnen bei ihrem Leben als treue Stellvertreter desselben bewährt haben

Nach dem Tode Alexanders genoß Rußland noch eine geraume Zeit lang, wo nicht eines vollkommenen Glückes, das bei der Knechtschaft nicht denkbar ist, doch wenigstens Ruhe, denn die Völker waren mit dem schmerzlichen Gedanken der Abhängigkeit vertrauter geworden, und die Schatzungen der Tata-

ren, und die übrigen Uebungen ihrer herrschaftlichen Rechte fingen an die Russen weniger zu beleidigen. Selbst das volksthümliche Selbstgefühl war lange noch nicht völlig zertreten. Man sah die Herrschaft der Tataren als ein nothwendiges Uebel an, dem kein Volk entgangen war, welches den ungleichen Kampf gegen ihre Uebermacht versucht hatte. Gegen die westlich-europäischen Nachbaren wurde die Ehre des Reiches, wie zuvor, ohne Theilnahme der Tataren behauptet. Nur zur Eintracht vermochte das Unglück weder die Fürsten noch das Volk. Die Befehdungen unter einander, und die unruhigen Auftritte zu Nowgorod nahmen kein Ende; und allmählig fanden sich Fürsten die sich nicht scheuten die Tataren zur Unterdrückung ihrer Landsleute zu gebrauchen, und sich so denselben gegen den schnöden Lohn der Befriedigung ihrer Leidenschaften zum schmählichen Werkzeug zu bieten. So erneueten sich während der Herrschaft des Großfürsten Demetrius auf Veranlassung seines schändlichen Bruders Andreas die abscheulichen Zeiten des ersten Tatareneinfalls. Murom, Susdal, Wladimir, Moskau und andere Städte mehr, wurden verwüstet, und gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts erreichte Andreas seinen verbrecherischen Zweck die großfürstliche Würde zu erlangen. Als den eben so feigen als ehrsüchtigen Verräther nach zehn Jahren der Tod dahinraffte, ward sein Andenken mit der Verachtung und den Verwünschungen seiner Zeitgenossen gebrandmarkt.

Während der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts blieb das Verhältniß der Russischen Völker gegen ihre Tatarischen Oberherren immer noch dasselbe, nur daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, die willkürlichen Maßregeln und der Zorn der Tataren jetzt mehr die Fürsten als ihre Völker traf. Viele edle Russische Fürsten weihten sich willig dem Tode um ihr Land von der Verwüstung zu retten, und die Nachwelt wird das Märtyrerthum des Großfürsten Michael von Twer eben so lange bewundern als das Benehmen seines Neffen Georg jeden Gerechten mit Abscheu erfüllen muß. Das Recht der Thronfolge und die wichtigsten Angelegenheiten der Staatsverwaltung mußten in der Horde entschieden werden, und nie unternahm ein Russischer

Fürst die Reise dahin ohne sich auf das Schlimmste gefaßt zu machen. Das Ausbleiben wurde als Verweigerung des Gehorsams angesehen, und hatte die entsetzlichsten Folgen für ihr unglückliches Land. Doch ließen sich bereits einige Zeichen des Verfalls bei den Tataren erkennen. Von außen wurde ihre Aufmerksamkeit durch bedeutende Ereignisse in Asien abgelenkt, im Innern ihr kriegerischer Sinn durch Prachtliebe und Freude am Genusse geschwächt. Nach dem Tode Usbecks, unter welchem so viele Russische Fürsten dahingeopfert wurden, erschienen diese Zeichen je länger je deutlicher. Auf der andern Seite wurde auch in Rußland eine bedeutende Veränderung durch den Umstand vorbereitet, daß die großfürstliche Würde in dem Hause von Moskau erblich ward, und die Großfürsten welche daselbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, bei der größten äußerlichen Unterwürfigkeit gegen den Großchan, in Rußland wieder feste Grundlagen zur Alleinherrschaft legten. Zu den verheerendsten Uebeln, welche Rußland in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts heimsuchten, gehörte die furchtbare Seuche welche ganz Europa durchzog, und unter dem Namen des schwarzen Todes bekannt ist. Am grausamsten scheinen von derselben Nowgorod und Pskow entvölkert worden zu seyn, in denen kaum der dritte Theil der Bürgerschaft verschont wurde. Dieser Verlust war für Rußland um desto empfindlicher, als diese beiden Städte durch ihre Siege über Schweden, Dänen, Litthauer und Deutsche immer noch am meisten zur Aufrechthaltung des Russischen Kriegsruhmes im Auslande beitrugen. Indessen konnten sie doch der sich furchtbar erweiternden Litthauischen Macht keine hinlänglichen Dämme setzen, und Rußlands westliche Nachbarn fingen in eben dem Maß an gefährlicher zu werden, als die Merkmale des Verfalls bei den östlichen sprechender wurden. Tschernigow und selbst Kiew, die Mutter der Russischen Städte, wurden eine Beute der Litthauer. Halitsch hingegen wurden von den Polen erobert, welche auch Wladimir mit den Litthauern theilten. So wäre das alte Russische Reich allmählig völlig zerstückelt worden, wenn sich nicht Moskau zu einem neuen Brennpuncte für die Kräfte desselben gebildet hätte, von wo aus

für Rußland ein verjüngtes kräftiges Leben auf spätere Jahrhunderte geschaffen wurde.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts trat in dem Verhältnisse Rußlands zu den Tataren eine große Veränderung ein, und zwar wurde sie eben so sehr durch die Trennung und innerlichen Zwiste dieser Letztern als durch die Erweiterung der Macht der Großfürsten von Moskau veranlaßt. Fast zu gleicher Zeit mit dem schwachen Großfürsten Johann, der sein Reich weder im Innern mit fester Hand beherrschen, noch im Aeußern zu größerm Ansehen erheben konnte, war auch der furchtbare Chan Berdibek gestorben (J. 1359). Sein zweiter Nachfolger, Nandrocis, denn der erste, Kulpa, wurde schon nach fünf Monaten umgebracht, hatte das Großfürstenthum, zum Nachtheile des Hauses Moskau, dem Prinzen Demetrius von Susdal verliehen. Allein da um diese Zeit das furchtbare Tugtschakische Reich sich in verschiedene Stämme trennte, so wußte Demetrius von Moskau, ein zwölfjähriger Knabe, die Gutheißung des Fürsten von Sarm zu erhalten, den eine solche Zuerkennung beinahe selbst befremdete, und bemächtigte sich mit Hülfe seiner Bojaren durch Waffengewalt der großfürstlichen Würde. Durch Schlichtung der zwischen den Russischen Fürsten vorkommenden Händel setzte er sich an ihre Spitze, und der gänzliche Sieg, den er im Jahr 1380 über den eben so tapfern als grausamen Tatarenfürsten Mamni auf dem Lulikovischen Felde, westlich vom Don, errang, erwarb ihm, nebst dem Beinamen „des Donischen", unsterblichen Ruhm, und neue Kraft gegen außen. Zwar mußte er wenige Jahre später der Gewalt des Chans Nasir Eddin Buktamisch weichen, der die Sarmische Horde wieder mit der Donischen vereiniget hatte, und Moskau war das unglückliche Opfer dieses Verwüsters geworden. Da aber der Großfürst sich bald wieder im Stande sah wenigstens die Feinde der innern Ruhe, und unter ihnen vorzüglich die meuterischen Bürger von Nowgorod in den Schranken zu halten, so stand sein Nachfolger Wasili II. schon wieder in einem günstigen Verhältniß gegen die Horde, deren innere Zerwürfnisse die Behauptung der Oberherrschaft über Rußland je länger je schwie-

riger machten. Hingegen suchten die Bürger von Nowgorod in der Ausprägung eines eigenen Geldes, nach einem von dem Moskauischen völlig verschiedenen Münzfuße, eine neue Gelegenheit ihre Unabhängigkeit vom Großfürsten zu behaupten. Während seiner 36jährigen Herrschaft, von 1389 bis 1425, zeigte Wasili Dimitriewitsch vielmehr Gewandtheit gefährliche Stürme durch zeitiges Ausweichen und weise Beobachtung zu beschwören, als Kraft ihnen durch offenbare Gewalt zu widerstehen. Die Zwietracht der Tataren wußte er trefflich zu benutzen, um ungestört durch Einziehung der besondern Fürstenthümer die großfürstliche Macht wieder zu stärken. Selbst der Einfall Tamerlans, welcher bis nach Moskau vordrang, und dem Reiche noch einmal den Untergang drohte, wurde in seinen Folgen wohlthätig. Ueber die Nowgoroder vermochte Wasili jedoch nichts zu gewinnen. Einen höchst gefährlichen Nachbar hatte er an dem Litthauischen Großfürsten Witold, seinem Schwiegervater, dessen Ehrgeiz mit der größten Aufmerksamkeit in Schranken gehalten werden mußte. Mit größerer Entschlossenheit würde er die kühnen Entwürfe desselben vielleicht noch schneller und besser vereitelt haben. Aber nichts desto weniger muß Wasili von der geschichtlichen Gerechtigkeit unter Rußlands beste Fürsten gezählt werden, besonders wenn man die Umstände bedenkt, unter welchen er den Thron bestieg. Seine Eigenthümlichkeit schien für die damaligen Bedürfnisse seines Vaterlandes besonders geeignet, um es durch weise Schonung allmählig wieder zu jener Kraft zu erheben, welche zu einer selbstständigen Stellung unter den Europäischen Völkern unentbehrlich schien, und welche zu früh aufs Spiel gesetzt, unwiederbringlich verloren gegangen wäre.

Bei seinem Tode (J. 1425) hinterließ Wasili sein Reich dem zehenjährigen Knaben Wasili III. über den sein Großvater Witold mit den Moskauischen Bojaren die Vormundschaft führte. Aber sein Oheim Georg wendete Alles an, die alte Erbfolge, welche die Brüder verstorbener Fürsten den Söhnen derselben vorzog, wieder geltend zu machen, und so mußte der Streit von Machmuth, dem Chan der Tataren, entschieden werden. Durch die Schlauheit des Moscovischen Bojars Johann wurde

ein Urtheil zu Gunsten Wasilis erschlichen, der indessen nichts desto weniger zweimal von seinem Oheim entthront ward, und nur durch den Tod desselben wieder zum Besitze der Oberherrschaft gelangen konnte. Allein Wasili, der sich übrigens durch eine ziemlich gerechte Verwaltung und durch seine Frömmigkeit, die besonders in einer strengen Rechtgläubigkeit nach den Begriffen der Griechischen Kirche bestand, beim Volke Achtung zu erwerben gewußt hatte, war von allen kriegerischen Eigenschaften, und vorzüglich von Muth und Entschlossenheit so entblößt, daß unter seiner Herrschaft Rußland nur durch den Schutz der Vorsehung von fremder Unterdrückung frei bleiben konnte. Die Söhne des verstorbenen Jurje gaben die Verwirklichung der Entwürfe ihres Vaters nicht auf, und keine der häufigen Versöhnungen die auf mislungene Versuche folgten, war aufrichtig. Wasili sah sich im Kampfe gegen die Kasanischen Tataren, die unter dem Chan Ulu-Mahomet in Rußland eindrangen (J. 1445), verlassen, und hatte als Gefangener der Tataren seine Freiheit nur dem Mistrauen zu verdanken, welches zufällige Umstände dem Sieger gegen Jurjes Söhne einflößten. Bald darauf brachte sein Vetter Dmiter Schemjaka sein abscheuliches Beginnen zu Stande. Er bemeisterte sich der Haupstadt Moskau und der Person des Großfürsten, und ließ ihn blenden (J. 1446); eine Grausamkeit welche dieser früher selbst an dem Bruder Schemjakas, dem scheelaugigen Wasili verübt hatte. Aber gegen den Thronräuber erhoben sich in Kurzem Fürsten, Adel und Volk, durch seine zum Sprichwort gewordenen Ungerechtigkeiten empört (J. 1447). Wasili war durch seinen traurigen Zustand veranlaßt worden, über seine Pflichten tiefer nachzudenken. Seine Verwaltung war jetzt vernünftiger und klüger eingerichtet als zuvor. Aber der Bürgerkrieg begann von neuem, da der entflohene Schemjaka von Nowgorod unterstützt wurde. Die Tataren drangen ebenfalls in Rußland wieder ein, und lagerten sich unter den Mauern der Hauptstadt, deren Vorstädte sie verbrannten. Allein ihre Ohren wurden durch einen außerordentlichen Lärm getäuscht, den sie der Herannäherung Wasilis mit einem furchtbaren Heere zuschrieben; sie entflohen und hinterließen den Ruf-

sen eine ungeheure Beute (J. 1451. Am Schlusse dieses Zeitraumes starb endlich der unversöhnliche Schemjaka an Gift, nachdem man ihn kurz vorher aus Ussiuga vertrieben hatte. Nowgorod behauptete noch immer seine Unabhängigkeit von der großfürstlichen Oberherrschaft, aber es nahte sich seinem Verfall, denn unaufhörliche innere Gährungen, und häufiger Sieg der Leidenschaft über die Vernunft, hatten seine äußere Kraft gelähmt.

Rußland war in diesem Zeitraume tief von der Stelle herabgesunken, die es im frühern unter den Europäischen Völkern einnehmen konnte, und die natürlichen Ursachen dieses Falles müssen eben sowohl in der innern als in der äußern Lage des Reiches gesucht werden. Denn wenn es auf der einen Seite scheinen möchte, die Unterjochung Rußlands sey bei der Ueberlegenheit der Tataren, die ihren Waffen überall den Sieg verschaffte, wo sie einzudringen suchten, eine unausbleibliche Folge der damaligen Weltereignisse gewesen; so wird man bei genauerer Beobachtung finden, daß die Theilung und daraus entstandene Zerrüttung des Reiches dem Feinde den Angriff unendlich erleichterten, während sie einer kräftigen und zweckmäßigen Vertheidigung beinahe unübersteigliche Hindernisse in den Weg legten. Ja, es fällt am Ende in die Augen, daß Rußland, auch wenn es nicht von Asien her einen Unterdrücker bekommen hätte, doch die Beute eines ehrgeizigen Europäischen Nachbars geworden, oder selbst bei gänzlicher Verschonung von außen, an innern Uebeln zu Grunde gegangen wäre. Daher wurde es für die Russen bei so viel schweren Leiden, wenigstens für die Bewahrung ihrer Eigenthümlichkeit eine Wohlthat, daß sie in die Gewalt eines Siegers gegeben wurden, der ihr rauhes Land verachtete, und ihnen gegen den Zoll höchst beschwerlicher Leistungen, wenigstens die Leitung ihrer innern Angelegenheiten überließ, während er ihnen gegen andere äußere Feinde einen Schutz darbot den sie vergebens in ihrer eigenen Kraft gesucht hätten. Als in dem spätern Theile dieses Zeitraums das Reich der Tataren in seinem Innern zerfiel, wurde ein sehr bedeutender und schöner Theil von Rußland von seinen westlichen Nach-

baren abgerissen. Die Litthauer erweiterten ihr Reich nach dieser Seite.

Wenn auch die Tataren sich nicht selbst in dem eroberten Lande niederließen, und mit Ausnahme einiger Urtheile über die Thronfolge, sich der innern Angelegenheiten desselben wenig annahmen; so ließ sich doch im Ablaufe der Zeit der mittelbare Einfluß der Tatarischen Zinsherrschaft so kräftig fühlen, daß der Geist des Volkes, der Verfassung und der Staatsverwaltung, am Ende dieses Zeitraums eine völlige Veränderung erlitten hatte, die größtentheils aus den Verhältnissen der Ueberwundenen zum Sieger hervorgegangen war. Die Stellung der Fürsten blieb nicht mehr die unabhängiger Herrscher zu einem, gewisse Rechte behauptenden Volke, sondern sie waren jetzt Tatarische Statthalter über Tatarische Zinsvölker, und wenn sie einerseits oft in eine drückende Lage gegen ihre Schirmherren kamen, so gab ihnen das Ansehen dieser Letztern desto größres Gewicht gegen ihre eigenen Völker. Die in häufige innere und äußere Kriege verflochtenen Groß-Chane bedurften in denselben der Leistungen ihrer Zinsfürsten, und damit sie dieselben mit Schnelligkeit und Kraft thun könnten, mußten sie ihnen doch wohl durchgreifende Gewalt in ihren Gebieten bewilligen. Uebrigens war es bei den häufigen Reisen in die Horde wo die wichtigsten Geschäfte entschieden werden mußten, und bei der öftern Erscheinung Tatarischer Zinseinnehmer unvermeidlich, daß die Russen allmählig mit den morgenländischen Begriffen von Herrschergewalt vertraut wurden, während mit der Erneuerung der Geschlechter die ältern freiern Einrichtungen sich aus dem Leben und der Erinnerung verloren. So wurden nach und nach die frühern Verhältnisse durch die unbeschränkte Gewalt der Fürsten ersetzt, welche bei der Rohheit der Völker und dem äußern Drange der Umstände vielleicht das geringste Uebel seyn mochte. Nicht, daß deswegen die Fürsten ihre Throne ruhiger, und vor Empörung gesicherter besessen hätten; denn die Völker verloren bloß das Recht einer gesetzlichen Theilnahme an der Entscheidung wichtiger Staatsgeschäfte, nicht aber die Lust, wo es die Umstände gestatteten, mit Gewalt auf eine unbefugte Weise einzu-

greifen. Denn das ist die natürliche Strafe der gesetzlosen Willkür, daß sie durch Einreißung aller Stützen des vernünftigen Staatsverbandes, gerade dasjenige am meisten aufs Spiel setzt, weswegen sie die gesetzliche Schranke selbst zerstört hatte. In den Städten des großfürstlichen Gebietes und der übrigen fürstlichen Länder rief die Glocke nie mehr die Bürger zur Volksversammlung. Nur Nowgorod und Pskow behielten noch diese, übrigens nur zu oft in stürmischen und zwecklosen Aufruhr ausartende Gewohnheit. Nichts wurde mehr öffentlich behandelt, sondern Alles im geheimen Rathe der Fürsten entschieden. Einen sehr wichtigen Einfluß auf die spätere Gestaltung Rußlands hatte die in diesem Zeitraume allmählig unter den Augen, ja selbst mit dem Zuthun der Tatar-Chane errungene Uebermacht der Herren von Moskau, und ihre Befestigung im gesetzlichen Erbe der großfürstlichen Würde. Der größte Theil der Appanagen wurde von den Großfürsten eingezogen, und durch bessere Festsetzung der Erbfolge auf die ältesten Söhne der Verstorbenen thaten sie einen Riesenschritt zur Alleinherrschaft. Eine nicht sehr edle, aber dessenungeachtet sehr ergiebige Quelle der großfürstlichen Macht waren die Steuern die das Russische Volk den Tataren bezahlen mußte. Mit der Eintreibung derselben gewannen die Großfürsten ungeheure Schätze, die sie zum Ankauf von Gütern und zur Besoldung von Miethlingen verwenden konnten. Außerdem bezahlte das Volk noch eine unmittelbare Kopf- und Grund-Steuer, und eine mittelbare Waarensteuer, welche nach Moskau abgeliefert, und größtentheils von den Kosten der großfürstlichen Hofhaltung und Leibwachen nebst den Geschenken an Tataren und inländische Große aufgezehrt wurden.

Obschon im Grunde, seitdem die unumschränkte Herrschaft der Großfürsten galt, alle Theile des Volks in ihrem Verhältnisse zu derselben gleich abhängig waren, so hatte diese Veränderung doch den Unterschied der Stände in Rußland keineswegs aufgehoben. Selbst die alten Formen waren nicht mit dem Geiste der sie belebte, zu Grunde gegangen. Die Bojaren, sonst auf einem sehr freien Fuße gegen den Fürsten, und in ho-

hem Ansehen unter dem Volke, konnten im fünfzehnten Jahrhunderte das Letztere nur noch durch enges Anschließen an den Thron, und blinde Unterwerfung unter den Gebieter behaupten. Vorher waren sie befugt gewesen den Letztern zu wechseln, jetzt würde ein solcher Abfall als Verrätherei bestraft worden seyn. Eine andere Würde als die welche aus dem Dienstverhältnisse hervorging, kam ihnen nicht mehr zu. Desto glänzender suchten die Großfürsten diese Dienstwürde zu machen. Alle hohen Ehrenstellen wurden ihnen zugetheilt, und als Auszeichnung mußte ihrem Namen noch der des Vaters mit der Endigung Itsch beigefügt werden. Diejenigen von ihren Nachkommen, welche nicht zur Bojarenwürde erhoben wurden, bildeten unter der Benennung Bojarenkinder einen eigenen Erbadel, unter welchen jetzt auch häufig Abkömmlinge ehemaliger Fürstenstämme traten. Wie die Bojaren erhielten sie vom Großfürsten Landgüter zur Belohnung, auf denen ihnen die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Leute bewilliget war. Alle diejenigen Hofämter oder wichtigern Staatsämter, zu deren Besetzung die Zahl der Bojaren nicht hinreichend war, wurden Edeln aus den angesehensten Geschlechtern vertraut. Die vom Adel geleisteten Dienste wurden in ein besonderes Buch eingetragen, nach welchem man die Würde eines Stammes zu beurtheilen pflegte. Diejenigen, deren Namen in den am Hofe aufbewahrten Geschlechtsbüchern enthalten waren, hießen: „geschlechtige Leute." So wie die Landbewohner unter der Herrschaft des Adels standen, so gehörten die Städter unter den Großfürsten, zu dessen Eigenthume sogar die meisten von ihnen gerechnet wurden. Nur Nowgorod und Pskow hatten noch ihre freien städtischen Verfassungen. Die Erstere blieb vom Großfürsten dem sie nur einige ziemlich unbedeutende Leistungen schuldig war, beinahe völlig unabhängig; die Letztere ließ sich die höhere Verwaltung eines großfürstlichen Statthalters, gewöhnlich aus fürstlichem, bisweilen sogar aus großfürstlichem Geblüte, gefallen, — und hatte viel von ihrer frühern Unabhängigkeit dahingegeben. Ueber die andern Städte setzte der Großfürst Bojaren oder andere Vornehme mit sehr ausgedehnter Gewalt als Statthalter. Diese führten in den Gerich-

ten den Vorsitz, die übrigen geschwornen Beisitzer durften die Bürger wählen. Unter diesen genossen die Großhändler des höchsten Ansehens. Traten sie in großfürstlichen Dienst, so war ihnen sogar gestattet Güter mit adlichen Rechten zu erwerben. Ihnen folgten im Range hier die Tuch-, und dort die Korn-Händler, dann die übrigen Gewerbe. Aus allen diesen, die vom Kriegsdienste befreit waren, pflegten die Statthalter die städtischen Beamten zu nehmen. Diejenigen hingegen welche auf der untersten Stufe standen, die gemeinen Leute, oder sogenannten Schwarzen, wurden nur zum Kriege gebraucht. An ein eigentliches selbstständiges städtisches Gemeinwesen war, außer in den beiden obenerwähnten Städten, sonst in Rußland nicht mehr zu denken. Alle übrigen endlich, welche außerhalb der Mauern der Städte Gewerbe oder Ackerbau trieben, gehörten zu den sogenannten gezählten Leuten, waren an den Boden gefesselt, und durften nicht ohne Bewilligung Herren wechseln; und zwar lebten die Hörigen des Großfürsten oder der Kirche in keinem günstigern Verhältnisse als die übrigen. Das Schicksal der Knechte scheint sich in diesem Zeitraume nicht verbessert zu haben.

Neben den weltlichen Ständen war in der allgemeinen Bedrückungszeit des Vaterlandes der Priesterstand besonders begünstigt gewesen, und deswegen hatte sich beinahe alles dahingedrängt, was nur irgend in denselben aufgenommen werden konnte. Denn nicht nur war unter so harten Prüfungen der Geist zur Entsagung von den Lebensgenüssen, und der abgezogensten Beschauung aufgelegter, sondern selbst die äußern Verhältnisse der Geistlichkeit waren viel angenehmer als die der übrigen Stände. Bei ihren Mitbürgern genossen die Russischen Priester der höchsten Achtung. Bisweilen benutzten sie diesen Einfluß zu weltlichen Zwecken, Einmischung in die Staatsverwaltung, in die Händel der Fürsten, und den allgemeinen Verkehr des Lebens. Aber häufig sprachen sie Worte des Friedens und der Versöhnung zu den Ohren ehrgeiziger Fürsten und tobender Völker. Diese ehrwürdige Seite scheint auch den rohen Siegern eine Hochachtung eingeflößt zu haben, die sich sonst auf keine Weise erklären ließe. Sie waren von allen Abgaben

befreit, und ihre Fürbitte wirkte oft Wunder. Selbst der furchtbare Usbek, der das Blut der Russischen Fürsten nicht schonte, beurkundete in der Erklärung von 1313 seine Ehrfurcht für die Lehrer des Glaubens. Indem er die Kirche und ihre Güter in seinen besondern Schutz nimmt und ihre alten Freiheiten bestätigt, drückt er sich so aus: „denn alle diese Güter sind geheiligt, da sie Männern angehören deren Gebet uns das Leben erhält und unserm Heere Kraft giebt;" dann weiter unten: „Möge der Metropolitan ein angenehmes und ruhiges Leben führen, möge er frei von Sorge und mit gerechtem Herzen für uns und unsere Kinder zu Gott beten." Noch wurde durch die Kirche eine Verbindung mit Constantinopel erhalten, die in den Staatsverhältnissen völlig erloschen war. Aber diese Verbindung gab, wenn sie auf die Erhaltung einiger Bildung im nördlichen Lande noch vortheilhaft wirkte, dennoch öfters im Innern des Reiches Anlaß zu bedenklichen Zerwürfnissen. Denn so eifrig die Patriarchen von Constantinopel sich auch den Ansprüchen des Römischen Stuhls widersetzten; so wenig trugen sie Bedenken ebendieselben oder wenigstens ähnliche Forderungen gegen die Russische Kirche zu erheben. Daher war auch besonders öftere Zwiespalt über die Wahl und Bestätigung der Metropoliten, deren nicht selten zwei auf einmal die Verehrung des gläubigen Volks und den Gehorsam der Priester in Anspruch nahmen. Der Sitz des Oberhirten war bei dem Untergange von Kiew nach Wladimir, und von da bald nach dem des Großfürsten, nach Moskau verlegt worden. Den Anstrengungen und dem wahrhaft christlichen Geiste des Priesters Stephan gelang es, die Permier zu bekehren, obschon er sowohl in der Eifersucht der Permischen Priester und Wahrsager als in dem Volkshasse gegen die Russischen Ueberwinder ungewöhnliche Hindernisse zu bekämpfen hatte. Stephan, der im Jahre 1396 starb, wird noch heut zu Tage von den Enkeln der Bekehrten verehrt. Etwas früher hatte der weise Dionysius die Irrlehre der Stiripolniks bekämpft, einer Partei, welche kühn gegen alles bestehende Kirchenwesen auftrat, und die Einkünfte der Russischen Priester insgesammt für ungerechte Erpressungen erklärte. Hingegen war im Anfange des fünf-

zehnten Jahrhunderts der unkluge Glaubenseifer des Metropolitans Photius, der die von den Litthauern eroberten Theile seines Sprengels nicht besuchen, und sich zu keiner Aufmerksamkeit gegen den katholischen Fürsten Witold verstehn wollte, Ursache, daß die Litthauischen Bischöfe nach der Weigerung des Patriarchen von Constantinopel, zu Nowgorod den Georg Tschamblak, einen gelehrten Bulgaren, selbst zum Metropoliten von Kiew weihten, und dieser Stuhl von dem Moskauischen auf solche Art getrennt wurde. An den Verhandlungen der Kirchenversammlung zu Ferrara und Florenz, wo die Wiedervereinigung der Lateinischen und der Griechischen Kirche versucht wurde, nahm auch Rußland einen lebhaften Antheil. Isidor von Thessalonich, den man in Constantinopel zum Metropoliten von ganz Rußland geweiht hatte, während der Großfürst und die Russische Geistlichkeit die Erhebung des Priesters Jonas begehrten, gehörte zu denjenigen, die von Griechischer Seite die Sache der Vereinigung am eifrigsten betrieben. Allein als er am Schlusse der Verhandlungen mit der Eigenschaft eines Päpstlichen Legaten für den ganzen Norden in seinen Sprengel zurückkehrte und daselbst die Florentinische Vereinigung einführen wollte, erhob sich der Großfürst, unerschütterlich am alten Glauben haltend, mit einem solchen Nachdrucke gegen ihn, daß die früher nachgiebigere Russische Geistlichkeit ebenfalls wieder Muth faßte sich der Neuerung zu widersetzen, und Isidor mit Verlust seiner Oberhirtenwürde nach Rom entfliehen mußte, wo man ihn durch den Cardinalshut zu entschädigen suchte. Nach Isidors Entfernung trennten sich der nördliche und südliche Sprengel von neuem, die unter ihm seit dem Feuertode des damaligen südlichen Erzbischofs im Jahre 1435 wieder vereint gewesen waren. Der südliche trat den Florentinischen Schlüssen bei, der nördliche hingegen, dem jetzt der von den Russen selbst gewählte Erzbischof Jonas vorstand, blieb unverändert bei der alten Lehre, und riß sich deswegen selbst von Constantinopel los.

Ungleich schlimmer war die Einwirkung der Tatarenherrschaft auf das Russische Gesetzwesen. Das alte, unter dem Namen des „Russischen Rechtes" bekannte Gesetzbuch von Jaros-

lav verlor sich völlig aus dem Leben, und in den neuern gesetzlichen Bestimmungen, welche größtentheils nur aus Gerichtsgebräuchen und einzelnen fürstlichen Verordnungen bestanden, ließ sich die spätere Sittenverwilderung nur zu deutlich erkennen. Die furchtbarsten Strafen konnten allein Leben und Eigenthum sichern, welche ohne dieselben einer beständigen Gefahr ausgesetzt waren. Die Blutrache wurde zwar nicht wieder eingeführt, denn die Fürsten fühlten im Gegentheil das Bedürfniß ihr zuvorzukommen, noch viel dringender. Allein wenn sie vorher durch schwere Bußen ersetzt werden konnte, so mußten jetzt häufige Todesstrafen, und selbst in den gelinderen Fällen schwere körperliche Züchtigungen, Stockschläge, Peitschenhiebe, Knute, Verstümmelungen u. s. w. an ihre Stelle treten. Nur aus der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts vom Großfürsten Wasili Dmitriewitsch für das Land an der Düna gegebenen Ordnung, und dem im fünfzehnten Jahrhundert verfaßten Gesetze von Pskow und Nowgorod spricht ein milderer Geist. In der Gerichtsverfassung herrschte aber die Willkür, die der Drang der Zeit in die Staatsverfassung gebracht hatte. Sie war von oben herab so eingerichtet, daß jeder Höhere einen Stellvertreter ernannte, um über die geringern Stände und Bezirke zu urtheilen; ohne daß die Urkunde und Jahrbücher der Zeit eigentlicher Gerichtshöfe erwähnten. Nur über die Bojaren saß der Großfürst selbst zu Gericht. In den Städten sprachen seine Statthalter, Bojaren oder andere Männer von edler Geburt, Recht; doch konnten hier die Bürger geschworne Beisitzer wählen. Auf dem Lande gab es für gewisse Bezirke Landrichter, und in den Dörfern welche nicht Edelleuten gehörten, Schultheißen, von deren Entscheidung man sich an die städtischen Oberrichter wenden konnte. Die adlichen Güterbesitzer durften auf ihren Dörfern die Schultheißen selbst ernennen. Vor Gerichte galt das Zeugniß eines Adlichen mehr als das Vieler eines geringeren Standes. Gegen die Gemeinen wurde die Folter gebraucht, und zwar goß man ihnen kalt Wasser von oben herab auf den entblößten Leib, oder trieb ihnen gespitzte hölzerne Späne unter die Spitzen der Finger. Endlich war auch noch der gerichtliche Zweikampf trotz dem Widerspruche

der Geistlichkeit, welche die Kämpfer mit dem Kirchenbanne belegte, während dieses Zeitraums noch immer im Gange.

In der Kriegskunst machten die Russen seit der Tatarischen Unterjochung mit Ausnahme der Einführung der Feuergewehre wenig Fortschritte. Der größte Theil des Heeres bestand aus Reutern; aber die Langsamkeit der Leistungen, welche auf das Aufgebot folgen sollten, war Ursache, daß der Feind oft bis unter die Mauern der Hauptstadt vorrückte, ehe man ihm noch ein Kriegsheer entgegenstellen konnte. Den vorzüglichsten Theil desselben machte der Adel aus, und dieser war dabei auf seine Vorrechte so streng aufmerksam, daß die Krieger sich nicht nur weigerten unter demjenigen zu stehen der ihnen an Geburt ungleich war, sondern sogar unter demjenigen dessen Voreltern je unter dem Befehle der ihrigen gestanden hatten. Die Wirkung solcher Streitigkeiten im Augenblick der Gefahr läßt sich denken. Merkwürdig ist, daß gegen den Schluß dieses Zeitraums die Jahrbücher zuerst die Kosaken von Riasan erwähnen, deren Voreltern, theils Russischen, theils Asiatischen Ursprungs, sich wahrscheinlich schon früh am Dnieper niedergelassen, und in den unzugänglichsten Gegenden einen von ihren Tatarischen und übrigen Nachbaren unabhängigen kriegrischen Freistaat gegründet hatten.

Wie sehr auch Rußlands großer und vaterländisch gesinnter Geschichtschreiber der neuesten Zeit sein Volk gegen die Behauptung in Schutz zu nehmen sucht, daß es während der Tatarenzeit viel von den Sitten seiner Bedrücker aufgenommen habe, so scheint uns doch aus der Geschichte dieses Zeitraums das Gegentheil hervorzugehen. Denn wie sehr auch strenge Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, und heftiges Misgefühl über die Bedrückung, die Ueberwundenen von den Siegern geschieden haben mag, so liegt es doch tief in der menschlichen Natur, daß das Thun und Treiben eines glücklichen Siegers bei der Menge Eingang findet, wenn sie demselben ursprünglich auch noch so abhold gewesen wäre. Denn das Glück wird von der Menge als Gottes Wille verehrt, und von dem Erfolge und der Macht schließt sie auf die Rühmlichkeit der Sitten, durch deren Nach-

ahmung sie sich dem Mächtigen an die Seite zu setzen wähnt. Die Vornehmern, die Fürsten selbst, waren schon durch ihren häufigeren Verkehr mit dem Sieger, und durch die Nothwendigkeit sich ihm gefällig zu erzeigen, zu gewissen Nachahmungen seiner Lebensart gezwungen, die sich durch Gewohnheit auch ohne jene Umstände im Leben erhielt. Gewiß ist, daß man von diesem Augenblick an die furchtbarste Verwilderung und eine Sittenverschlimmerung bemerkt, die sich schon allein aus der Grausamkeit der Strafen erkennen läßt, die von diesem Augenblick an gebräuchlich wurden. Zwar ließe sich aus der Knechtschaft allein schon die sittliche Entwürdigung des Volkes genüglich erklären; aber viele Züge derselben haben eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Wesen der morgenländischen Bezwinger des östlichen Europas, daß der völlig unparteiische Beobachter nicht umhin kann ihnen jenen Ursprung zuzuschreiben. So genoß z. B. unter den alten Slaven die Frau nie jener Achtung die sie bei den Deutschen behauptete; aber die tiefe Erniedrigung des Weibes, die wir später bei den Russen antreffen, und mit welcher sich keine eigentliche Häuslichkeit denken läßt, konnte nur in dem wandernden Tatarenleben ihren Ursprung genommen haben. Die Frauen höheren Standes lebten völlig in morgenländischer Eingeschlossenheit, ohne Theilnahme an den häuslichen Geschäften, beinahe einzig und allein den sinnlichen Bedürfnissen des Mannes zur Befriedigung. Die gemeinen Weiber lebten in solcher Verachtung, daß selbst das Thier für unrein galt, welches durch ihre Hand getödtet worden war. Nur die Großfürsten durften ihre Gattinnen nach Belieben unter den edeln Töchtern des Landes wählen, die deswegen auf seinen Befehl an den Hof gebracht wurden. Jeder andere Jüngling mußte seine Braut nehmen ohne sie je vorher gesehen zu haben, wenn die beiderseitigen Eltern über Heirath und Aussteuer einig geworden waren. Selbst als Bräutigam durfte er sie noch nicht besuchen. Zu den vorzüglichsten Genüssen der Angesehnern und Reichern gehörten die Jagd und die Tafel. Wohlbeleibtheit galt für eine natürliche Zierde der höheren Stände. Hingegen kannte man weder Glanz noch Bequemlichkeit der Wohnung. Die Vornehmen

und Reichen lebten in den Städten wie auf dem Lande in schlechten Hütten, mit spärlichem Geräthe, und noch weniger Verzierung. Aber in der Kleidung die der Tatarischen nicht unähnlich war, unterschied sich der Höhere durch die Feinheit und den Reichthum des Stoffes. Auch die Gewohnheit der Mächtigen, vom Großfürsten herab, sich der Menge so selten als möglich, und nie ohne ein zahlreiches standesmäßiges Gefolge zu zeigen, verräth wenigstens nahe Verwandtschaft mit morgenländischen Begriffen.

Der Ackerbau konnte in dem so oft verwüsteten und so lange mit immer neuer Verwüstung bedroheten Lande keine bedeutenden Fortschritte machen, und zwar um so weniger, als die mit Gewild aller Art angefüllten Wälder, und die an Fischen so reichhaltigen Ströme dem Volke eine angenehme, und in ihrer Herbeischaffung noch weniger beschwerliche Nahrung darboten, als die Erzeugnisse des Landbaues, welche sie in einem unglücklichen Tage nach Monate langer vergeblicher Anstrengung verlieren konnten. Auch Viehzucht bot eine bequeme Nahrung dar, und schöne Stutereien waren ein vorzüglicher Reichthum der Großen. Lieber als Getreide baute man Hanf und Flachs, welche, bei der zunehmenden Ueppigkeit in der Kleidung, einträglicher waren, und einen wichtigern Theil des auswärtigen Handels ausmachten. Dieser hatte sich ungeachtet der Tatarenherrschaft auf eine unglaubliche Weise erhalten. Statt der alten so geheißenen Griechischen Straße auf dem Dnieper, hatten sich die Russen, mitten durch ihre Bezwinger auf dem Don nach Asow hin, einen neuen Weg nach dem Morgenlande gebahnt. Der Hauptstapelplatz des Handels mit dem Morgenlande war Kasan, wo die Russen die Europäischen Waaren gegen Asiatische eintauschten. Am 24. Juni fand daselbst der Jahrmarkt statt. Die Russen brachten den Tataren Leder, Sättel, Zäume, leinene und wollene Kleidungsstücke, Deutsche Tücher, Salz, Werkzeuge, Wallroßzähne, Pelz, Falken und Habichte, wofür sie Pferde und morgenländische Waaren empfingen, von denen sie den größten Theil durch die Hanse, von Nowgorod aus, dem westlichen Europa zuführten. Aber bisweilen brachten die Rus-

sen ihre Waaren selbst bis nach Samarkand. So hielten sich ebenfalls viele Tatarische Kaufleute in Rußland, und besonders in Moskwa auf, um die Russischen Waaren an der Quelle selbst, und andere Europäische Waaren bei größerm Zuflusse um billigere Preise einzuhandeln. Mit dem westlichen Europa fand indessen der größte Waarenaustausch zu Nowgorod statt. Aber der Handel war völlig in den Händen der Hanse, welche auch kein Russisches Seewesen in der Ostsee aufkommen ließ. Die Deutschen Kaufleute führten Gold und Silber, Gefäße aus diesen edeln Metallen, seidene und wollene Stoffe und allerlei Geräthschaften ein, wofür sie Pelz, Leder, Talg, Honig, Flachs, Hanf, Werg, Hanfleinwand und Holz abholten. Salz zu bringen war ihnen untersagt, und wenn sie mit ihren Waaren Betrügerei trieben, die Tücher z. B. nicht die erforderliche Länge hatten so wurden sie eingezogen. Sowohl die Tatarchane als die Russischen Fürsten suchten den Handel zu begünstigen, von welchem sie viel reichere Steuern zu hoffen hatten. Die Fürsten behielten in ihren Verträgen die Handelsfreiheit ihrer Unterthanen vor. Für den Binnenhandel war die Einziehung so vieler Theilfürstenthümer durch Erleichterung der Abgaben und Vereinfachung der allgemeinen Staatseinrichtungen äußerst vortheilhaft gewesen. Die vorzüglichsten Gegenstände desselben waren Getreide und Fische. In Fehljahren wußten die Kaufleute den Mangel des Volkes mit dem abscheulichsten Wucher zu benutzen. Seit dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts kamen auch Russische Münzen auf, und zwar nicht als eine Folge der Erweiterung des Handels, sondern als eine Wirkung der Tatarischen Oberherrschaft, da die Sieger die Steuern welche sie zu fordern hatten, nicht in den Kunas, der alten Russischen Pelzmünze, sondern nur in edeln Metallen, die überall gültig sind, annehmen wollten. Man ersetzte sie durch sogenannte Dengen, eine Tatarische Münze, deren die Goldschmiede, welche zugleich Münzmeister waren, 500 aus einem Pfunde reinen Silbers schlugen. Sechs Dengen machten einen Altue, zwanzig eine Grivna, hundert einen halben und zweihundert einen Rubel aus. Im mittäglichen Rußland, wo der Verkehr mit den Tataren häufiger

und lebendiger war, hörte der Gebrauch der Kunen gleich unmittelbar nach der Unterjochung auf. Da aber nur in größern Städten eine hinlängliche Zahl von Münzen zu finden war, so mußte man sich in den übrigen Theilen des Landes zum Behufe des innern Verkehrs mit ganzen Marder- und Eichhörnchenfellen behelfen. Im Norden hingegen verschwanden die Kunas erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts völlig.

Ungeachtet der Vernachlässigung alles dessen was zur Verschönerung des Lebens beitragen mag, in den Einrichtungen der Vornehmen, ging doch die Kunst während dieses Zeitraums nicht völlig zu Grunde. Das schwache Band welches bis gegen die letzten Jahre desselben Rußland an Constantinopel knüpfte, war immer noch hinreichend gewesen das zwar matt brennende Licht zu unterhalten. Wenn auch einzelne Mächtige ihrer nicht bedurften, so gaben doch die Unternehmungen der Großfürsten und die Gebäude der Kirche den Künstlern immer noch Arbeit. Unter der Regierung des Großfürsten Simeon wurden zu Moskau drei Kirchen gemalt, und zwar die von Maria Himmelfahrt durch die Griechischen Künstler des Metropoliten Theognis, die des Erzengels Michael durch die Hofmaler Zacharias Joseph und Niklaus, und die der Verklärung durch den Fremdling Goiten. In derselben Zeit lebte zu Moskau der Metallgießer Boris, ein Russe, der daselbst Kanonen und Glocken goß. Die Maler ließen sich ungern zu einer andern Arbeit als zur Kirchenverzierung brauchen. Außer den Bildern die in den Kirchen aufgestellt wurden, schmückten sie auch kirchliche Bücher mit kleinen Gemälden und verzierten Anfangsbuchstaben. Die Baukunst kam unter den traurigen Umständen des Reichs eher in Verfall, als daß sie sich erhob. Niemand hielt es der Mühe werth viele Sorgfalt auf Gebäude zu verwenden die jeden Augenblick der Zerstörung preisgegeben waren. Erst im fünfzehnten Jahrhundert sah man zu Moskau Privatgebäude von Stein. Im Jahr 1433 ließ der Erzbischof Euphemius von Nowgorod einen steinernen Palast bauen, der dreißig Pforten hatte, und mit Malereien und einer Uhr versehn war. Einen ähnlichen baute sechzehn Jahre später der Metropolit Jonas zu Moskau.

Auch die wissenschaftliche Bildung hatte wenig Fortschritte gemacht. Die Schulen waren unter den Gräueln der Tatarenverwüstung zu Grunde gegangen. Nur unter der Geistlichkeit erhielten sich noch bedeutendere Kenntnisse, und zwar meistens nur unter dem höhern Priesterstande, der noch häufiger aus Griechenland selbst ergänzt wurde; denn die Unwissenheit des Volks und der Mangel an tüchtigen Schulen machten es öfters schwierig eine hinlängliche Zahl von Männern zu den geringern Kirchendiensten zu finden, welche dem Bedürfnisse gemäß lesen und schreiben konnten. Hingegen wurde mitten im heftigsten Sturme der Zeiten die Büchersammlung der Patriarchen zu Moskau gegründet, welche einen reichen Schatz theologischer Schriften und altgriechischer Werke enthielt. Die Geschichte des Landes blieb völlig in den Händen der Geistlichen, welche meistentheils nur die Schicksale der Theilfürstenthümer beschrieben, in denen sie selbst lebten. Aus vielen Werken dieser Art soll, am Ende des vierzehnten und im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, der Metropolit Cyprian eine allgemeine nach der großfürstlichen Geschlechtsfolge geordnete Geschichte, das sogenannte Stufenbuch, zusammengetragen haben. Aber viel bekannter, als diese in den Klöstern verwahrten Jahrbücher, waren dem Volke die aus dem Griechischen übersetzten und nach dem Gesetzmaale des Volks mit allerlei Erfindungen bereicherten Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen und der Römischen Kaiser. Auch die Griechischen und Russischen Legenden fanden viele Leser, so wie neben ihnen Uebersetzungen Arabischer Mährchen. Die einheimischen Dichter wurden meistens durch die Ereignisse der Zeit begeistert. Bald besangen sie unter dem Drucke des Feindes den alten Ruhm des Russischen Volkes, bald gab ihnen eine glückliche Waffenthat ihrer Fürsten neueren Stoff. Zu den merkwürdigsten unter diesen Dichtungen gehören die Schilderung der Schlacht von Kulikof, vom Rezanischen Priester Sophronimus, und das Lob des Demetrius Donskoi, in welchem die Liebe des Großfürsten und seiner Gattinn Eudoxia, und der Schmerz der Letztern über seinen Verlust, aufs rührendste dargestellt sind. Die Sprache in welcher man schrieb, war nicht

die Russische mit Tatarischem vermischte Mundart, welche im gemeinen Leben gebräuchlich war, sondern die reiner erhaltene alte Slavische Sprache, in welcher die heiligen Bücher übersetzt sind. — Nähere Aufmerksamkeit würden vielleicht die Sprichwörter verdienen, welche in großer Zahl ohne schriftliche Abfassung, nur im Gedächtnisse aufbewahrt, und so den Enkeln überliefert, einen reichen Schatz von einfacher unverkünstelter Lebensweisheit enthielten, und die Eigenthümlichkeit des Russischen Volkes wohl am lebendigsten und richtigsten zu schildern vermöchten.

Neuntes Buch.

Die übrigen Slavischen Länder.

Die übrigen Slavischen Länder.

So wie, seit dem fünften Jahrhundert, die Slavischen Stämme von denen die Russen, Polen, Böhmen u. s. w. abstammen, sich nördlich von der Donau ausdehnten, und die Ureinwohner der nördlichen Länder aus ihren Stammsitzen vertrieben; so drangen andre längs der Donau, und südlich in die zwischen diesem Hauptflusse und dem Adriatischen Meere gelegenen Provinzen vor. Unter diesen zeichneten sich vorzüglich diejenigen Wenden aus, die den mittäglichen Theil des nachmaligen Oesterreichischen Kreises besetzten, und neben ihnen der mächtige Stamm der Chrowaten, der bald das ehemalige Römische Illyrien und Dalmatien zu bedrohen anfing. Diese Länder wurden im Anfange des siebenten Jahrhunderts eine Beute der Avaren. Einem so unternehmenden und weit ausgebreiteten Volke jene für das schwache Griechische Reich so gefährliche Besitzung zu entreißen, mußte sich der Griechische Kaiser der Chrowaten bedienen, welche sie zwischen 620 und 630 eroberten, und unter Griechischer Oberherrschaft behielten. In uralter Zeit hatten hier Völker Thracischen Stammes gewohnt, aber die Bevölkerung scheint öfters durch neue Einwanderungen aus Griechenland erfrischt worden zu seyn. Daher belebte Griechischer Freisinn schon frühe die Ostküsten der Adriatischen See, wo unabhängige Freistaaten, Delminium, Salone, u. s. w. Jahrhunderte lang neben einander bestanden, bis sie nach dem Falle von Macedonien, nicht ohne hartnäckigen Widerstand in den letzten Zeiten der Republik sich der Herrscherinn der Welt völlig unterwerfen mußten. Durch die Anlegung Römischer Pflanzstädte und die spätere Einführung des Christenthums wurden diese Völker völlig umgestaltet, und theilten, — bald als Morgenländische,

bald als Abendländische Provinz das Schlimme aller Untertha=nen des sinkenden Römischen Reichs während des Zeitraums der Völkerwanderung, bis im Anfang des siebenten Jahrhunderts die Avaren Herren dieser Länder wurden, denen sie nach weni=gen Jahren die Chrowaten entrissen. Nach der Eroberung ent=ledigten sich die Chrowaten der Fränkischen Fürsten, die sie mit=gebracht hatten, wurden christlich, und wählten sich eilf einge=borne Häupter (Schupane), nach denen man den ganzen Staat in zwölf Bezirke (Schupanien) abtheilte, und über welche ein Erz=Schupan eine Art von Aufsicht führte. Aber allmählig wurde das Band welches ursprünglich die Chrowaten an das Morgenländische Reich gefesselt hatte, immer lockrer, und auch die Römischen Seepflanzstädte fanden die Abhängigkeit von den schwachen Kaisern lästig. So wurde unter Andern Zara veran=laßt sich eigene Dogen zu geben, und im Anfange des neunten Jahrhunderts wurde die Oberherrschaft den Griechen noch von den Franken streitig gemacht. Allein zwischen den rohen Sla=vischen halb nomadischen Staaten und den gebildetern Seestäd=ten in denen noch Ueberreste von altgriechischer oder altrömischer Cultur und Sitte herrschten, war eine engere Anschließung ohne gewaltsame Unterjochung des einen Theils nicht wohl denkbar. Nur der Narentanische Seeräuberstaat, der besonders dem Ve=netianischen Handel mächtige Hindernisse in den Weg legte, ver=band sich mit den Chrowaten. Nachdem Ungern und Deutsche während des zehnten Jahrhunderts zu wiederholten Malen Dal=matien übel verwüstet hatten, so unterwarfen sich mehrere In=seln und Seestädte, worunter nebst andern Zara und Spalatro, der Sitz des Erzbisthums, lieber der Venetianischen Herrschaft, als sich der Gefahr auszusetzen unter die Botmäßigkeit ihrer Sla=vischen Nachbarn zu gerathen. Noch war das Ansehen der Grie=chischen Kaiser in diesen Gegenden nicht völlig erloschen, und die Erz=Schupane, oder wie sie in den Urkunden häufig genannt wurden, Herzoge des Chrowatischen Dalmatiens, fügten ihrem Titel beinahe gewöhnlich die Benennung eines kaiserlichen Pro=tospetarius bei. Hingegen ließ sich im Jahr 1076 der Fürst Demeter Zwonimir von päpstlichen Legaten zum König von Croa=

tien und Dalmatien krönen; aber nach seinem Tode, welcher wahrscheinlich auch 1087 erfolgte, löste sich dieses Königreich wieder in eine Menge unabhängiger Schupanien auf, welche bald darauf den Ungern eine leichte Beute darboten. Um seiner Braut, einer Sicilianischen Prinzessinn, einen sichern Landungsort zu verschaffen, bemächtigte sich König Coloman von Ungern, ohne Widerstand der uneinigen Chrowaten, der damaligen Stadt Belgrad, oder des heutigen Zaravechia, und wurde durch diesen leicht errungenen Vortheil zur Eroberung der ganzen Dalmatischen Küste aufgereizt. Bald darauf begann ein 300jähriger Kampf um dieses Land zwischen Ungern und Venedig, der besonders gegen sein Ende zwischen Kaiser Siegmund und der Republik mit gränzenloser Erbitterung geführt ward. Im Jahr 1421 endete sich dieser Kampf zum Vortheil Venedigs, welches, mit Ausnahme des Ragusanischen Gebietes und der unbedeutenden Besitzungen einiger kleiner Chrowatischer Herren, das ganze eigentliche Dalmatien erwarb, zu welchem damals im strengsten Sinne nur das Küstenland von Nona bis Cattaro gerechnet wurde. Während dieses 300jährigen Streites hatten die Völker selbst mit häufigem Wechsel bald diese bald jene Partei ergriffen, doch waren, im Ganzen genommen, Adel und Geistlichkeit günstiger für Ungern gesinnt, weil der Erstere, und zwar besonders die städtischen Patricier, die Herrschaft derjenigen ungern ertrugen, mit denen sie oft zu wetteifern gewagt hatten, und denen sie selbst so nahe gestanden zu haben sich bewußt waren. In den meisten Seestädten, unter welchen Zara, Sadra, Sebenigo, Spalatro, Almisa, Narenza und Ragusa die berühmtesten waren, hatten sich Patriciatsverhältnisse nach altitalischer Form ausgebildet, die zu gewaltigen Reibungen innerhalb ihrer Mauern Anlaß gaben, während Seeraub die gewöhnliche Richtung blieb, welche ihre Kräfte nach außen nahmen. Das innere Land und diejenigen Theile der Küste welche dem Ungrischen Scepter unterworfen waren, verwalteten Chrowatische oder Ungrische Bane, die gewöhnlich einem königlichen Oberstatthalter, dem Bannus von Croatien und Dalmatien, unter-

worfen waren, welche Ehrenstelle die Könige von Ungern häufig ihren nahen Verwandten verliehen.

In dieser Zeit hatte durch weise Berücksichtigung der Verhältnisse und wechselseitiges Anschließen an die Mächtigen denen seine Fortdauer wünschenswerth seyn mochte, der Freistaat Ragusa wenigstens seine innere Unabhängigkeit vollkommen, und auch von der äußern Selbstständigkeit so viel bewahrt, daß ihm zur Anwendung seiner Kräfte ein ziemlich freier Spielraum übrig blieb. Nachdem die Trebunier in Verbindung mit den Saracenen das alte Epidaurus im J. 656 zerstört hatten, flüchtete sich die Mehrzahl seiner Einwohner in die Felsengegend am Monte Bergato, und baute sich daselbst an. Wegen der vielen Wälder welche diesen Wohnsitz umgaben, nannten ihn die Slaven Dubrownik, die Einwohner selbst hingegen wegen seiner Abgeschlossenheit Rachusa, woraus die spätere Benennung Ragusa entstand. Oefters wanderten hier, durch das Unglück der Zeit getrieben, aus dem benachbarten Italien und andern vom Feinde verwüsteten Dalmatischen Seestädten, neue Flüchtlinge ein, so daß in dieser neuen Freistätte bald Sprache und bürgerliche Einrichtungen der damaligen Italischen Municipalstädte einheimisch wurden. Schon in Epidaurus hatten Patriciats-Verhältnisse gegolten. Daher sind sie in Ragusa, wo auch die spätern Einwanderer in der Heimath mit denselben bekannt gewesen waren, uralt. Frühe wußten die Bürger dieses Staates durch weise Einleitung freundschaftlicher Verhältnisse mit mächtigen Nachbaren der eigenen Schwäche zu Hülfe zu kommen, ohne sich mit Verlust der Selbstständigkeit dem übermächtigen Schirmherrn völlig hinzugeben. So genoß Ragusa in seiner Jugendzeit den Schutz der Serbischen Fürsten zu Lande, und der Griechischen Kaiser zur See. Am Schlusse des neunten Jahrhunderts fanden eine Menge Einwohner der benachbarten Slavischen Provinzen zu Ragusa eine Zuflucht vor der Wuth der Bulgaren. Man sieht nicht, daß ihre Ankunft auf den Geist der Verfassung gewirkt hätte, — aber ihre Sprache vermischte sich mit der Italischen Mundart der Eingebornen, und da späterhin neue Slavische Einwanderungen statt fanden, so entstand nach und nach

aus der Mischung eine eigene Italisch-Slavische Mundart, welche sofort die herrschende wurde. Seit dem zehnten Jahrhundert versuchte Ragusa seine Kräfte auf der Adriatischen See, trat in Verbindungen mit dem Räuberstaate Narenta, und gerieth deshalb bald in feindselige Berührung mit Venedig, welches die aufkeimende Nebenbuhlerinn gern sogleich in ihrem Beginnen unterdrückt hätte. Am Ende des zehnten Jahrhunderts mußten die Ragusaner den Venetianern eine Steuer bezahlen, welche Verpflichtung indessen nur sehr vorübergehend blieb. Mittlerweile hatten auch die damaligen hierarchischen Verhältnisse zur Erhebung Ragusas beigetragen. Am Ende des eilften Jahrhunderts erhielt ein Bischof von Ragusa, an der Stelle der eingegangenen Erzbischöfe von Antivari, das erzbischöfliche Pallium, und wußte es sowohl als seine Nachfolger trotz den Einsprüchen des Erzbischofs von Spalatro zu behaupten. Indessen veranlaßte diese Erhöhung manche Zerwürfnisse mit den benachbarten Slavischen Staaten, besonders mit Bosnien, wo die katholische Kirche viel mit den Griechen und Patarenern zu kämpfen hatte, und sich nur mit Mühe neben ihnen erhalten konnte. Von da an suchte der Freistaat in der Stille durch Erweiterung seines Gebietes und seines Handels seine Macht zu vermehren. Nicht ohne schwere Bekümmerniß hatte Ragusa die Eroberung von Constantinopel durch die Lateiner, und die daselbst begründete Venetianisch-Französische Herrschaft gesehen. Bald zeigten sich die schlimmen Folgen eines Ereignisses welches ihr einen Beschützer entriß, der den Gedanken sie zu unterwerfen längst aufgegeben hatte, und sie hingegen der Uebermacht einer Nebenbuhlerinn preisgab, die von den ersten Zeiten an auf ihr Verderben bedacht schien. Als daher im Jahre 1203 Damianus Juda, ein ehrgeiziger Bürger, der das Amt eines Rettore verwaltete, nachdem er sich dasselbe bereits ein Jahr über die gewöhnliche Zeit hatte verlängern lassen, das Staatsgrundgesetz nach welchem der Rettore allein den großen Rath versammeln konnte, zur Verhinderung einer neuen Wahl durch Nichtversammlung desselben misbrauchte, glaubten die Anhänger der Freiheit, und unter ihnen als Haupt, des Rectors Eidam, Pyrrhus Benessa

das Gemeinwesen nur durch Anschließung an Venedig herstellen zu können. Die Venetianer boten hülfreiche Hand. Damianus durch Täuschung von seinem Eidam auf eines ihrer Schiffe gelockt, brachte sich ums Leben als er seine Herrschaft verloren sah; Ragusa nahm hingegen einen Venetianischen Patricier mit dem Titel eines Conte als Oberhaupt an. In kurzem zeigte sich, daß von allen Schirmherrschaften die des wetteifernden Freistaates die drückendste, und für die innere Unabhängigkeit gefährlichste seyn mußte. Im Jahre 1230 hatten die Ragusaner den strengen und gebieterischen Dandulo unter dem Vorwande der Annäherung einer Griechischen Flotte zu entfernen gewußt, allein schon zwei Jahre später nöthigte sie die Unsicherheit des Handels und die daher rührende Unzufriedenheit vieler ihrer Bürger von neuem um den Schutz der Herrinn des Adriatischen Meeres anzuhalten, den sie jetzt mit noch strengern Unterwürfigkeits-Verhältnissen erkaufen mußten. Venedig und Ragusa sollten dieselben Freunde und Feinde haben, die Ragusaner dem Doge den Eid der Treue schwören, jährlich zwölf junge Leute aus patricischen Geschlechtern als Geisel stellen, in Venedig selbst nur mit den Venetern, nicht aber mit den dort sich aufhaltenden Fremden, Handel treiben dürfen, u. s. w. Unter der Venetianischen Vormundschaft mußten Handel und Außenmacht Ragusas in Verfall gerathen, da der Vortheil des Schirmherrn in so offenbarem Widerspruch mit dem des Beschirmten lag. Desto fester hingen sie an eigenthümlicher Verfassung und einheimischen Gesetzen, deren Umgestaltung nach Venetianischer Art sie jedoch nicht völlig verhindern konnten. Endlich fanden die Bedrängten im Jahre 1358, als die Republik Venedig mit dem König von Ungern, nachdem dieser in Dalmatien Vortheile errungen hatte, einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, Gelegenheit die drückende Vormundschaft des wetteifernden Freistaats gegen den nützlichern Schirm der Könige von Ungern zu vertauschen. Bei dieser Veränderung betrugen sich die Ragusaner, eingedenk des häufigen Wechsels der menschlichen Schicksale, mit der größten Mäßigung; sie schieden von den Venetianern, als ob sie wirk-

lich nichts als Gutes von ihnen erfahren hätten. Unter der mit wenig lästigen Bedingungen verknüpften Schutzherrschaft der Ungrischen Könige blieb Ragusa den ganzen Ueberrest dieses Zeitraums hindurch. Doch fingen die Ragusaner seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts an, sich mit dem neu eingewanderten Volke, welches in diesen Gegenden die Uebermacht zu erlangen schien, mit den Türken, auf einen freundschaftlichen Fuß zu setzen, und von denselben gegen eine bestimmte Abgabe Schutz anzunehmen. Diesem Verhältnisse verdankten sie größtentheils ihre Selbstständigkeit, als in den letztern Jahren dieses Zeitraumes das Waffenglück den Venetianern alle Besitzungen der Ungern in Dalmatien in die Hände gab. Nie war Ragusa reicher und mächtiger als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Den großen Freiheiten welche sie im Türkischen Gebiete erhielten, verdankten die Ragusaner einen sehr ausgebreiteten Handel nach der Levante, Africa und den Europäisch-Türkischen Provinzen, und von da eine sehr starke Spedition nach Italien und dem abendländischen Europa, so daß das Adriatische und Mittelmeer von mehr als 300 Ragusanischen Schiffen bedeckt wurde. Im Innern war die Verfassung des Freistaates streng aristokratisch, und hatte während der Schirmherrschaft Venedigs Vieles von der Venetianischen in sich aufgenommen. Der große Rath bestand aus der Gesammtheit der Edeln welche das achtzehnte Jahr erreicht hatten. Aus seinen mehr als vierzigjährigen Mitgliedern bildete man den aus 45 Personen bestehenden Senat, in welchem alle Geschäfte zur Entscheidung des großen Rathes vorbereitet wurden. Sieben Senatoren machten hinwiederum den kleinen Rath aus, dem die ausübende Gewalt vertraut ward. Endlich stand an der Spitze der Regierung der Rettore, mit viel ausgebreiteterer Gewalt als der Venetianische Doge; denn das war eine wesentliche Verschiedenheit im Geiste der beiden Verfassungen, daß in der Venetianischen der Gefahr welche von dem allzuhohen Ansehen des Staats-Hauptes zu besorgen seyn mochte, durch Beschränkung der Gewalt selbst, in der Ragusanischen durch Beschränkung der Dauer vorgebeugt war; das Amt des

Rettore dauerte nur vier Wochen. Drei Senatoren, die man Provveditori nannte, wachten über die Aufrechthaltung der Gesetze. Alle fünf Jahre wechselte das Amt eines Tesoriere oder Oberschatzmeisters, der 1200 Pfund zu geheimen Almosen verwenden durfte, so wie überhaupt die jungen Edlen sich eine Ehre daraus machten die Sache der Witwen und Waisen zu führen, wohl eingedenk, daß Gerechtigkeit und Großmuth die einzigen Grundlagen sind, auf denen sich ein aristokratisches Gemeinwesen erhalten mag.

Am Ende des achten Jahrhunderts hatten sich unter Fränkischer Oberhoheit in der ehemaligen Pannonia Savia, in den Gegenden zwischen der Save und der Drave, Wendische Slaven niedergelassen, und daselbst das Land bevölkert, welches man heut zu Tage Slavonien nennt. Sie hatten eigene Häupter, wurden aber bald von den Bulgaren übel mitgenommen, dann späterhin von den Ungern bei ihren ersten Streifereien unterjocht. Südlich von diesem Bezirke liegt das heutige Croatien, welches im Mittelalter ebenfalls Slavonien genannt wurde, während man unter der Benennung Croatien das innere Dalmatien begriff. Auch dieses Land, ein Theil der ehemaligen Pannonia Savia, gerieth frühe unter die Herrschaft der Ungern; doch beraubte man seine Völker nicht aller eigenthümlicher Einrichtungen. Indessen suchte man die Einwohner dieser Gegenden durch adeliche Gerichtsbarkeiten und andere den Lehensverhältnissen ähnliche Anordnungen zu entwildern, und für damalige Bildung empfänglicher zu machen. Bald waren es Personen fürstlichen Stammes, und zwar nahe Anverwandte der Könige, welche Slavonien als Herzoge oder Bane beherrschten. Am Schlusse dieses Zeitalters hatten endlich, neben den Bischöfen von Ingrab, die Grafen von Cilley ein außerordentliches Ansehen in dieser Provinz zu erlangen gewußt.

Oestlich von Croatien und Slavonien, südlich von der Donau, und nordöstlich von Dalmatien, hatte sich ein Zweig der

Sorben, die Servier, angesiedelt, deren Erzschupane in eben dem Verhältnisse zu dem Byzantinischen Hofe standen, wie die Erzschupane der Chrowaten. Im zehnten Jahrhunderte war ihr Land von den Bulgaren sehr hart mitgenommen worden, die noch lange den Byzantinern die Oberherrschaft in diesen Gegenden streitig zu machen suchten. Unter diesen Umständen hatten sich die Servier den Ungern genähert, und den wohlthätigen Schutz Ungrischer Könige genossen. Zu gleicher Zeit trennte sich Bosnien als eigenes Fürstenthum. Zwei Jahrhunderte lang, von 1165 — 1367, herrschte der Stamm Neemans mit dem Krals- oder Königstitel über Servien. Die Fürsten dieses Hauses waren kriegerisch, klug, unternehmend und glücklich, aber ihre unbezähmbare Herrschsucht, welche in dem unbestimmten Erbrechte nur zu viele Nahrung fand, rief die furchtbarsten Familienzerwürfnisse hervor, in welchen Brüder, Väter gegen Söhne, und Söhne gegen Väter alle Gefühle von Menschlichkeit verläugneten. Daher mag von den glänzenden Vortheilen welche die Servier während dieser Zeit errangen, eben so viel der Schwäche ihrer Nachbarn, der Bulgaren und Griechen, als der eigenen Kraft zugerechnet werden. Einen hohen Glanz glaubten sich die letzten Fürsten des Neemannischen Stammes durch die Annahme des Kaisertitels zu geben, wozu sie sich durch Eroberung eines wichtigen Theiles der Byzantinischen Besitzungen, und unter Anderm Macedoniens, für berechtiget hielten. Merkwürdiger noch als durch seine Kriegsthaten, ist für die Nachwelt der Kral Stephan Duschan, der zuerst den Kaisertitel annahm, und von 1336 — 1356 herrschte, durch sein Gesetz, beinahe das einzige Denkmal welches uns über den damaligen Bildungszustand des Servischen Volkes bestimmten Aufschluß giebt. Großes Ansehen genoß die Geistlichkeit, besonders die des Griechischen Christenthums. Aber der Streit zwischen den Bekennern beider Lehren hörte nie auf, und da sich der Ehrgeiz desselben mit Vortheil zu weltlichen Zwecken bedienen konnte, so war er eine nie versiegende Quelle des abscheulichsten Unfugs in diesen Ländern. Der Adel besaß seine Güter ungefähr auf dem Fuße der Deut-

schen Lehensverbindung. Die Bojaren oder höhern Beamten die der Zaar oder Kral aus den Adelsgenossen wählte, wußten in der Verwaltung viel mehr Einfluß an sich bringen, als ihnen gesetzlich gebührte, und ohne außerordentliche Kraft eines Fürsten konnten sie nicht mehr in den gehörigen Schranken gehalten werden. Im eigentlichen Servien war an keinen Bürgerstand zu denken, hingegen fanden die Servier einen solchen in den Städten Dalmatiens die sie sich unterwarfen. Kaufleute wurden durch das Gesetz vor den räuberischen Unternehmungen des Adels besonders in Schutz genommen. Auch die Leibeigenen waren durch Zaarische Verordnungen gegen ihre Herren geschützt, wenn diese Letztern ihre gerechten Forderungen überschreiten wollten. Auf die Vergehen waren äußerst harte Strafen gesetzt, aber der Fehlende mag ihnen oft entgangen seyn. Einige Gesetze lassen vermuthen, daß die scheußlichsten Laster nicht unbekannt waren. Krieg, Jagd, und körperliche Uebungen aller Art machten das Leben des Adels, des wichtigsten Theiles des Volkes, aus. An den Hof war durch die Verhältnisse und öftern Verbindungen mit dem Byzantinischen Kaiserhof etwas von Griechischer Verfeinerung gekommen, was sich auf wunderbare Art mit ursprünglicher Rohheit verband, und doch größtentheils das Gepräge der letztern trug. Auch die Wissenschaften fanden hie und da bei der Geistlichkeit Eingang, und erzeugten wenigstens einheimische Chroniken. Nach dem Untergange des Neemannischen Hauses, welcher mit dem Tode Urosch V. im Jahre 1367 erfolgte, wurde bei der schnell anwachsenden Macht der Türken die Lage Serviens immer bedenklicher, und zwar um so mehr als das benachbarte Ungern ihm seinen Schutz nur gegen Anerkennung einer gewissen Schirmherrschaft gewähren wollte, deren Beleidigendes die Zaaren und Krale von Servien oft über die dringende Gefahr der gänzlichen Unterjochung verblendete. Bald nach dem Aussterben des Neemannischen Hauses hatte sich Lazar, einer der mächtigsten Bojaren, auf den Thron geschwungen. Trotz ihrer Tapferkeit konnten sich dieser Fürst und sein Sohn Stephan, der ihm im Jahre 1389 folgte, bei den

beständigen innern Empörungen nur mit Mühe gegen den Erbfeind der Christenheit behaupten, und Bosnien ward bei ähnlichen Zerrüttungen, bald eine Beute der Ungern, und bald der Türken. Ihr Nachfolger, Georg Brankowitsch suchte sich durch öfteres Hin- und Her-Wenden, und durch öftere Winkelzüge zwischen Türken und Ungern aufrecht zu erhalten; allein dieses schiefe Betragen wirkte wesentlich zum Falle von Constantinopel mit, und konnte in der Folge den Untergang doch nicht abwenden.

Seit dem fünften Jahrhundert fing ein Volk Tatarischen Ursprungs, die Bulgaren, an, dem Morgenländischen Reiche durch öftere Einfälle gefährlich zu werden; sie wohnten in der Gegend des Mäotischen Sees, und wurden von ihren Feinden öfters mit den Hämischen Uturguren und Cuturguren verwechselt. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts bezwangen sie die Ueberreste der Hunnen, und während des sechsten waren sie durch ihre Tapferkeit der Schrecken der entnervten Römer. Uneinigkeiten welche von diesen Letztern öfters angefacht und immer genährt wurden, schwächten die Bulgaren, welche in der Mitte des sechsten Jahrhunderts sich den Avaren unterwerfen mußten, von der sie erst der Aufstand des tapfern Kuvrat in der Mitte des siebenten befreite. Gegen seinen Rath theilten sich nach seinem Tode seine fünf Söhne in die Herrschaft, und trennten sich mit ihren Untergebenen von einander. Der älteste, Bajan, blieb im Vaterlande der Cuturguren, der zweite, Kotray, ging ins Land der Uturguren, der dritte, Asgnauth, ging über die Donau und gründete das mächtigste Reich der Bulgaren in Mösien oder Thracien, der vierte stiftete ein Bulgarien an der Theiß, und der fünfte wendete sich nach Italien, wo er sich freiwillig dem Longobardischen Könige Grimmwald unterwarf. Die Bulgaren fanden in Thracien, welches sie dem Byzantinischen Hofe abdrangen, Slavische Einwohner, welche sich allmählig mit ihnen vermischten, und die herrschenden Begriffe des Volks nach und nach umgestalteten. In der Mitte des neunten Jahr-

hunderts bekehrten sich die Bulgaren unter Michael Bogoris zum Christenthum. Der Stamm des Kuvrat war mittlerweile ausgestorben, und Mächtige verschiedenen Stammes hatten in der Herrschaft abgewechselt. Die Wahl der Fürsten hing von den Bojaren ab; jedoch wurde auf die Abstammung Rücksicht genommen. Das Reich war in zehn Gaue abgetheilt, denen Bojaren vorstanden. Die übrigen Bojaren hielten sich am Hof auf, und sechs unter ihnen bildeten den engern Staatsrath des Königs. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts ward die Bulgarei an der Theiß eine Beute der Ungern. Auch in Thracien verfiel allmählig die Bulgarische Macht, und im Jahre 1019 mußte sie sich den Byzantinern völlig unterwerfen. Unter der Byzantinischen Herrschaft hatten die Bulgaren eben so sehr von ihren Herren selbst, als von den gefährlichen Nachbarn, welche die Schwäche des Reiches benutzten, und zwar insonderheit von den Utzen und Petschenegen zu leiden. Allmählig verlor sich alle Spur ihres Tatarischen Ursprungs, und das Volk gestaltete sich immer mehr nach Slavischer Art. Sogar ihr Name fing an sich aus der Geschichte zu verlieren, und die meisten Schriftsteller ihnen den Namen Wlochen oder Wlachen zu geben. Unter diesen Bedrängnissen hatten sie mehrmals versucht, durch Aufstände die alte Freiheit wieder zu erkämpfen; aber diese Versuche waren alle unglücklich abgelaufen, bis es endlich im Jahr 1186 den Brüdern Peter und Asan, aus welchem Geschlechte ist unbekannt, gelang, das Joch abzuschütteln, und ein eigenes unabhängiges Wlachisches Reich zu stiften. Mit Ausnahme einer vorübergehenden Herrschaft der Tataren am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, erhielt sich dieses Wlachische Reich über 200 Jahre frei und selbstständig, bis es am Ende des vierzehnten Jahrhunderts der furchtbar anwachsenden Macht der Türken unterliegen mußte, und die Bulgaren als selbstständiges Volk von da an gänzlich aus der Geschichte verschwanden.

Länger als die Bulgarei erhielt sich der nördlich von derselben gelegene Schwesterstaat der Wallachei. Lange war diese

Gegend ein Tummelplatz der Horden gewesen, welche von Asien und dem Norden her das Morgenländische Reich bestürmten. Im siebenten Jahrhunderte wurden die Bulgaren Herren desselben, und bevölkerten sie im Anfange des neunten mit Rumuniern oder Thracischen Kriegsgefangenen. Im Jahre 915 fiel das Land in die Hände der Petschenegen, welche es 1088 wieder den Cumanern, Tatarischen Horden, welche vom Cumaflusse herkamen, räumen mußten. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts eroberten die Deutschen Ritter Cumanien, und erhielten nebst den Johannitern eine Oberherrschaft über dies Land, die ihnen indessen bald von den Ungern entrissen wurde. Im Jahre 1290 machte sich Radul der Schwarze während der Unruhen in Ungern und Siebenbürgen zum unabhängigen Knäs von Fogaras und Telmats in der heutigen Wallachei. Dieser Staat, in seiner Verfassung der Bulgarei ähnlich, erhielt sich unter mannigfaltigen Kämpfen mit den Türken und Ungern, und zwar bald ganz unabhängig, bald eine gewisse Schirmherrschaft der Letztern anerkennend, bis ans Ende des Mittelalters. Im Jahre 1452 hatte der tapfere Hunyad, Wlad den III. zum Woywoden der Wallachei eingesetzt, der sich hauptsächlich durch den Schutz seines heldenmüthigen Gönners gegen die Türken behauptete.

Bis ums Jahr 1359 war die nordöstlich von der Wallachei gelegene Moldau ebenfalls fast immer ein Tummelplatz wilder Horden gewesen, ohne daß von einem einigermaßen gebildeten Volke daselbst ein ordentlicher Staat gegründet worden wäre. Avaren, Bulgaren, Petschenegen, Cumanen, Mongolen, Tataren hatten sich aus diesem Lande verdrängt, und keines dieser Völker einen festen Wohnsitz in demselben aufgeschlagen. Im Jahre 1359 siedelte sich der Knäs Dragosch mit einem Gefolge unter königlich-Ungrischer Bewilligung von der Marmarosch aus, in der Moldau an, und wurde daselbst erster Woywode. Von da an übten seine Nachfolger eine durch Ungern und Polen bedrängte, und öfters durch Aufruhr und Familien-

zerwürfnisse getrübte Herrschaft. Seit 1449 war der junge Woywode Alexander im Kampfe mit einem gewissen Bogdan, und nach diesem mit andern Usurpatoren, so daß er erst im Jahre 1453 von den Polen wieder in sein väterliches Erbe zurückgeführt wurde.

Zehntes Buch.

U n g e r n.

I. Capitel.

Das älteste Pannonien, und die erste Zeit der Ungern bis auf den Tod des heiligen Stephan. 1038.

Vom 34. bis zum 44. Grad östlicher Länge, und vom 45. bis über den 49. nördlicher Breite hinaus, südöstlich von Deutschland, südlich von Polen, und nordwestlich von den Besitzungen der Türken in Europa, erstreckt sich das schöne, ziemlich gebirgigte, im Ganzen aber fruchtbare Ungern, der Wohnsitz tapferer, hochsinniger und Freiheit liebender Völker; einst das Bollwerk der abendländischen Reiche gegen die Einfälle der Türken, seit langer Zeit der Grundpfeiler der Macht des Oesterreichischen Hauses, und vermittelst desselben aufs innigste mit Deutschland verbunden.

Die Unterjochung der Päonier oder Pannonier, eines Volkes, welches von der Nordseite der östlichen Verlängerung der Alpen bis an die Save, später bis an die Donau hin wohnte, begann in den letzten Zeiten der Römischen Republik, wurde aber erst unter dem Tiberius vollendet. Seine Einrichtung als Provinz scheint Pannonien unter dem Claudius erhalten zu haben, und zwar bekam es das Gebirge, welches sich von Cilley bis gegen Wien erstreckt, und unter dem Namen des Trojanerberges und Kalenberges bekannt ist, zur West-, von Emona (Laibach) her, das südlich von der Save gelegene Gebirge zur Süd- und die Donau bis zur Mündung der Save, zur Nord- und Ostgränze. Nach einer eingebildeten Linie von Bregetium (Szony) bei Comorn gegen Süden, bis zur Save zum Einflusse des Verbas in dieselbe, theilte man die ganze Provinz in der Folge in Ober- und Nieder-Pannonien ein, so daß man mit

der ersten Benennung das westliche, mit der letztern das östliche bezeichnete. Von Nieder-Pannonien riß im vierten Jahrhundert Kaiser Galerius einen Bezirk ab, der, nach seiner Gattinn Valeria genannt, durch die Drave, die Donau und den Raabfluß von dem Uebrigen geschieden war. Der Ueberrest des niedern Pannoniens blieb lange unter dem Namen Pannonia secunda und ein Theil davon unter dem Namen Pannonia Savia, das obere unter dem Namen Pannonia prima bekannt. Im vierten Jahrhundert wurden die Illyrischen Provinzen, zu denen auch Pannonien gehörte, in zwei Theile getheilt, von denen das sogenannte Abendländische Illyrien, welches nebst Pannonien auch Noricum und Dalmatien in sich begriff, den Römischen, das Morgenländische den Byzantinischen Herrschern zufiel. Zu dem letztern gehörten nebst Macedonien, Thracien, Thessalien u. s. w., auch Mösien, welches sich von dem Gebirge Scardus her, zwischen der Donau und den Dalmatischen Bergen, bis gegen den Pontus hin erstreckte; der Fluß Ciabrus theilte es in Ober- und Nieder-Mösien. Aus dem erstern führte eine von Trajan erbaute, und von seinem engherzigen Nachfolger Hadrian zerstörte Brücke in das von jenem großen Kaiser eroberte Dacien. Dacia Trajana nannte man die Gegend vom Karpathischen Gebirge bis an die Donau, und von der Theiß bis an den Dniester. Trajan hatte sie zur Römischen Provinz eingerichtet, mit vielen Pflanzbürgern aus Italien bevölkert, und durch Beförderung eines sehr ergiebigen Bergbaues zu einer Quelle reicher Einkünfte für den kaiserlichen Schatz gemacht. Aber schon im dritten Jahrhundert sah sich Aurelian gezwungen den Gothen und Vandalen Thracien preiszugeben, welche es hingegen im vierten wieder den Hunnen überlassen mußten. In der Mitte des fünften Jahrhunderts konnten die Römer selbst Pannonien nicht mehr gegen die Tapferkeit und das Glück des Attila vertheidigen. Die Westgothen hatten den Römern bereits das ebene Land von Pannonien entrissen, während sich im Gebirge und in einzelnen festen Plätzen die alten Herren immer noch zu behaupten vermochten; und nach dem Abzug der Westgothen war den Römern diese Provinz auch wieder zugefallen. Allein

dem Attila mußte es Aëtius sogar durch einen feierlichen Vertrag völlig abtreten, um ihn, wenigstens für den Augenblick, von gefährlichen Angriffen auf andere Theile des Römischen Gebietes abzuhalten. Bei dem gänzlichen Verfalle, in welchen die Hunnenherrschaft in diesen Gegenden nach dem Tode Attilas gerieth, bemächtigten sich mit Bewilligung der Morgenländischen Kaiser, die es nicht zu behaupten vermocht hätten, die Ostgothen Pannoniens, mit Ausnahme einiger innerer Theile, in welchen die Satagen, wahrscheinlich ein altpannonischer Stamm, noch eine Zeitlang unabhängig blieben. Italien, Sicilien, Rhätien, Vindelicien, Noricum, das Land der Karner, Prävalis, Dalmatien, Liburnien und Istrien, Savien, Siscien, Pannonien, Moesia prima, Dacia mediterranea und Dacia ripensis, waren alle der Herrschaft Theodorichs unterworfen. Im heutigen Ober-Ungern, von der Donau her nördlich von der Theiß bis nach Siebenbürgen und die Moldau hin, hatten sich noch Hunnen unter Herrschern aus Attilas Stamme erhalten, welche öfters Einfälle in das Gothische Gebiet versuchten, aber immer von den Gothen zurückgeschlagen wurden. Ihr Land behielt den Namen Hunnivar. Bei dem Verfalle der Gothischen Macht war ganz Illyrien wieder dem Kaiser Justinian zugefallen, der, um die benachbarten Gepiden zu demüthigen, einen Theil des Gothischen Pannoniens nebst andern Ländereien, den Longobarden einräumte, welche sich schon seit längerer Zeit in diesen Gegenden aufhielten. Als in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts die Longobarden Italien eroberten, überließen sie ihre alten Sitze ihren Bundesgenossen, den Avaren, einem Asiatischen Volke, mit dessen Hülfe sie die Gepiden bezwungen hatten, und die von den Morgenländischen Kaisern öfters mit Vortheil wider die um diese Zeit furchtbaren Slaven gebraucht worden waren. Einige kriegerische Fürsten gaben der Macht der Avaren eine furchtbare Ausdehnung, der Schwäche des Griechischen Hofes trotzten sie eine Bewilligung nach der anderen ab, und die übrigen benachbarten Slavischen Völker mußten meistentheils als gezwungene Bundsgenossen für ihre Sache fechten. — Am Schlusse des sechsten Jahrhunderts besaßen die

Avaren schon den weiten Landesstrich nördlich von der Donau bis an die Elbe, die Karpathen und den Dnieper, und von der östlichen Gränze des heutigen Königreichs Baiern bis gegen den Don hin. Aber während des siebenten Jahrhunderts fing die Avarische Macht an zu sinken. Die Chazaren drängten sie auf der Morgenseite bis an den Bog zurück, und in Böhmen, Kärnthen und an der Drau errangen Slavische Stämme die Selbstständigkeit. Endlich wurden sie in den letzten Jahren des achten Jahrhunderts, da sie sich mit dem Baierschen Tassel gegen Karln den Großen vereinigt hatten, von diesem Fürsten, der seine Völker zu diesem Kampfe vorzüglich durch Glaubenseifer zu begeistern wußte, aufs härteste gedemüthigt; und da sie eingedenk des alten Glanzes, obwohl durch Uneinigkeit und verderbliche Laster geschwächt, das Glück der Waffen noch einmal versuchten, hatte das Mislingen dieses Kampfes im Jahre 803 den völligen Verlust ihrer Selbstständigkeit zur Folge.

Nach der Wiedereroberung Pannoniens durch Karln den Großen erhielt das Land seinen alten Namen wieder, und wurde nach Fränkischer Weise durch Gränzgrafen verwaltet, die, ohne von den Baierschen Herzogen oder Grafen abzuhangen, unmittelbar vom Kaiser bestellt wurden, und nur ihm selbst über ihre Verwaltung Rechenschaft gaben. Gegen diese Beamten standen die Slavischen und Avarischen Fürsten im Lande, in einem untergeordneten Verhältnisse, und mußten die Bewilligung des Aufenthalts durch Beiträge an Geld und Mannschaft erkaufen. Durch Einwanderungen aus Franken, Baiern und Kärnthen, wurde der Bevölkerung wieder aufgeholfen, die in den blutigen Kriegen die den Umsturz der Avarischen Herrschaft herbeiführten, so entsetzlich gelitten hatte. Allein nach Karls des Großen Tode wurde das Ansehen der Fränkischen Herrscher in diesen Gegenden immer mehr geschwächt, ohne daß sich indessen die Avaren von dem einmal erlittenen Stoße zu erholen vermocht hätten. Ihr Name verschwand im Gegentheil immer mehr aus der Geschichte. Die übrig bleibenden wurden häufiger mit der Benennung Slaven bezeichnet. Sie konnten es nicht verhindern, daß kriegerische Nachbarvölker wie die Mährischen und Chrowatischen

Slaven, die Wlachen, Bulgaren, Chazaren und Petschenegen sich in diesen Gegenden um die Oberherrschaft stritten, und sie immer mehr beschränkten und in Abhängigkeit brachten. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts hatten jedoch die Mähren unter Swiatopolk den ersten Rang unter den Völkern dieser Gegenden erstritten, und Kaiser Karl der Dicke belehnte den mächtigen Herzog mit Pannonien, welches ihm auch Arnulf in der Folge bestätigte, und ihm zur Belohnung wichtiger Dienste sogar seine Rechte auf Böhmen abtrat; so daß die Herrschaft Swiatopolks in diesen Gegenden den bedeutendsten Mächten Europas an Kraft und Ausdehnung gleich kam.

Seit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts hielten sich zwischen der Wolga, dem Don und dem Ural, Völker, höchst wahrscheinlich Türkischen Stammes, auf, welche lange Zeit unter den Finnen des nördlichen Asiens ein herumwanderndes Leben als Hirten geführt hatten, sich selbst Magyaren nannten, ihren Finnischen und übrigen Nachbaren hingegen unter dem Namen Ugern (Ungern) bekannt waren. Als Kampfgenossen der Chazaren, welche südwestlich von ihnen wohnten, zogen sie im Jahre 626 im Byzantinischen Heere des Kaisers Heraklius wider den Persischen Schach Cosroes, zerstörten bei dieser Gelegenheit eine Stadt in Persien, deren Trümmer man noch gegenwärtig Madschar nennt. Da am Ende des siebenten Jahrhunderts die Chazaren ihre alten Wohnungen an der Kaspischen See verließen, um sich an den Ufern des schwarzen Meeres niederzulassen, so wanderten mit ihnen auch die Magyaren in Europa ein, und ließen sich in der Gegend zwischen dem Dneper und Don am Ingulflusse nieder, wo sie über 200 Jahre lang in enger Verbindung mit den Chazaren blieben.

Im Jahr 884 während der Regierung Karls des Dicken entschlossen sich die Magyaren, sey es aus einem neu erwachten Thatentrieb, sey es daß der bessere Zustand ihrer Nachbarn sie anlockte, zu Unternehmungen, welche ihnen bessere Wohnsitze verschaffen sollten. Die sieben Stämme des Volkes vereinigten sich, und ihre Häupter erwählten den schon bejahrten Almus zum Oberanführer, welche Stelle in seinem Stamme für erblich

erklärt wurde, mit der Bedingung, daß hingegen sowohl die gegenwärtigen Stammhäupter als ihre Nachkommen, zu keiner Zeit vom Rathe des Herzogs ausgeschlossen werden könnten. Verletzung dieses Vertrages sollte an den Häuptern und ihren Nachfolgern mit dem Verlust ihrer Rechte und der Verbannung bestraft werden. Als mehrere Jahre darauf die Ungern und Chazaren unter Lebed von den Petschenegen harten Verlust erlitten, übertrug der Chan der Chazaren dem Arpad, einem Sohne des Almus, die herzogliche Würde der Ungern. Der Unternehmungszug der Magyaren ging jetzt über Halitsch und Wladimir gegen Pannonien zu. In diesen Gegenden herrschten damals die Mähren bis an die Wag und den Granfluß; bis an die Donau erstreckte sich das Gebiet Kaiser Arnulphs, welches in der Gegend von Weißbrunn mit Deutschen, südlicher mit Italischen Ansiedlern bevölkert war. Zwischen der Donau, der Theiß und der Wag herrschte der Bulgarische Fürst Salan. Am linken Ufer der Theiß bis an den Marosfluß gebot der Chazarische Fürst Marot, unter Byzantinischem Schutze, zwischen dem Marosflusse und Desom der Bulgarische Fürst Glad, der aus Widdin gekommen war, und Petschenegische Krieger mitgebracht hatte, und endlich im heutigen Siebenbürgen Gelu, wahrscheinlich ebenfalls Bulgarischer Abkunft, dessen Unterthanen lauter Wlachen waren. Die Magyaren rückten von der Seite von Halitsch und Wladimir her, über Ungvar und Munkacs ein, und drangen am rechten Ufer der Theiß dem Salan den ganzen Strich Landes von den Karpathen bis zum Einfluß des Sajo in die Theiß als Geschenk ab, welches er ihnen, da ihm der Angriff zu unerwartet kam, auf keine Weise verweigern konnte. Nun suchte man sich auch auf dem linken Ufer der Theiß zu erweitern, und drängte hier den Marot immer mehr zurück. Dann ging es gegen Siebenbürgen zu, wo man den Gelu überwand und tödtete, und einen Theil seines Gebietes mit dem Eroberten vereinigte. Jetzt mußte Salan einen neuen Bezirk bis an den Zagyrfluß abtreten. Hierauf nahmen die Ungern den Mähren nach einem Siege über dieselben an der Neitra, alles Land bis an den Marchfluß ab, und eine Niederlage

des Salan gab den Magyaren den ganzen Bezirk zwischen der Theiß und der Donau bis Belgrad, so wie ein Sieg über den Glad und seine Bulgarischen, Petschenegischen und Wlachischen Völker, Orsowa, Pantsova und Kewe. Nach dem im Jahre 899 erfolgten Tode des Kaisers Arnulf konnten die Vormünder des jungen Ludwig die Magyaren nicht verhindern, das Land zwischen der Donau und der heutigen Oesterreichischen Gränze zu erobern, obschon die Italischen Ansiedler ihr Schloß Weißbrunn aufs hartnäckigste vertheidigten. Endlich konnte Marot sein Land Byzor nur dadurch retten, daß er seine kleine Tochter dem jungen Zultan, einem unlängst geborenen Sohne des Arpad, verlobte; und da er bald hierauf ohne andere Erben starb, fiel das Land ohne fernern Widerspruch dem Zultan zu. Nach Arpads Tode, der im Jahre 907 erfolgte, wurden die Ungern unter Zultan erst der Schrecken ihrer Nachbaren und bald des halben Europas. Griechen, Bulgaren, Slaven, Deutsche, endlich sogar Italiener und Franzosen mußten den Uebermuth dieser streifenden Krieger dulden, deren schnellen Bewegungen, Ausharrung und Kühnheit kein Heer der damaligen Zeit zu widerstehen vermochte, und die sich durch einzelne Unglücksfälle nie von neuen Unternehmungen abschrecken ließen. Obschon von den Deutschen öfters, und unter Anderm von Heinrich dem Vogelsteller bei Merseburg in einem ziemlich entscheidenden Treffen geschlagen, wagten sie doch in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts immer neue Einfälle in die Länder ihrer Nachbaren, und ließen in Griechenland, Deutschland, Italien und Frankreich, besonders aber in Deutschland und Italien die grausamsten Spuren ihrer Anwesenheit zurück, die sich gewöhnlich nur durch Raub, Mord und Brand verkündete. Aber als Deutschlands großer König Otto die Schaaren seines Volkes zusammenraffte, und sie der Ungrischen Kriegesart begegnen lehrte, brachte er den Verwüstern im Jahre 955 auf dem Lechfelde bei Augsburg eine so vollkommene Niederlage bei, daß das Deutsche Reich von da an auf immer verschont blieb, und die Ungern aus Erschöpfung, statt der ewigen Kriege und Raubzüge, auf wohlthätigere Künste des Friedens und die Wieder=

herstellung ihrer Bevölkerung bedacht seyn mußten. Die letzten Jahre seiner Herrschaft brachte der alte Zultan damit zu, daß er die Gränzen seines Reiches überall sorgfältig bezeichnen und verwahren ließ. Gegen Steiermark war die Brücke von Giducil, vielleicht das heutige Czillendorf an der Leytha, die Gränze, von wo an eine große Wüste bis zu der Erlach das Ungrische Reich hinlänglich gegen Deutschland sicherte. Von dem Gebiete der Mähren war Ungern durch die March geschieden, so wie durch die Karpathen von Polen. Oestlich trennten die Karpathen und die Alauta das Reich von den Ländern der Wlachen und Petschenegen, so wie südlich das sogenannte eiserne Thor (porta wacil), die Donau und Save von den Bulgaren, Serviern und Chrowaten.

Zultans Nachfolger, Bakßony, der in beständigem Kampfe mit den ihm verhaßten Griechen lebte, erlitt am Ende seines Lebens, im Jahre 970, eine völlige Niederlage von denselben. Dieses Unglück, und die Abnahme der Bevölkerung, welche die langwierigen und blutigen Kriege der vorigen Zeiten zur Folge gehabt hatten, bestimmten seinen Sohn Gecse (Geysa) nach neuen vernünftigern und der Wohlfahrt des Reiches viel zuträglichern Grundsätzen zu herrschen. Muhamedanische Einwanderer aus der Asiatischen Bulgarei und Petschenegen mußten der Bevölkerung aufhelfen; aber das schnellste und sicherste Mittel zur Milderung der Sitten des Ungrischen Volks, und zur Sicherstellung der herzoglichen Gewalt, schien dem Fürsten, auf welchen ohne dies seine schöne und geistreiche Gemahlinn Sarolta, die der christlichen Lehre zugethan war, einen sehr großen Einfluß hatte, die Einführung des Christenthums, und Erhebung desselben zur Staatsreligion. Zu einem solchen Zwecke boten ihnen der Deutsche König und die Deutsche Geistlichkeit gern hülfreiche Hand. Allein Geysa fand in der Stimmung seines Volkes ein großes Hinderniß zu Erreichung seiner Absichten, und erst seinem mit einer Baierischen Fürstentochter, Gisela, vermählten, und mit den Deutschen Herrschern innig verbundenen Sohne, Stephan, gelang es, nach einem, meist durch Deutsche Völker errungenen Siege, das Christenthum mit dem

Schwerte einzuführen. Da schien dem Herzog Stephan zu Befestigung und Erweiterung seiner Gewalt die Erlangung der königlichen Würde das sicherste und nothwendigste Mittel. Papst Sylvester gewährte dem Ungrischen Gesandten Astrikus gern sein Gesuch für einen Fürsten, den er in frohem Erstaunen über die unerwarteten Fortschritte der Kirche in Ungern, einen wahren Apostel Christi nannte. Stephan erhielt vom heiligen Stuhle eine Krone, die wahrscheinlich noch heut zu Tage einen Theil der Ungrischen Reichskrone ausmacht, und eine völlige Gutheißung der Anordnungen seines Reiches. Am 15. August des Jahres 1000 geschah die feierliche Krönung des Königs und der Königinn zu Gran durch den Erzbischof dieser Stadt, und darauf wurden in einem großen Reichsrathe, dem alle bei der Krönung anwesenden geistlichen und weltlichen Herren beiwohnten, die Grundgesetze des Reichs abgefaßt. Die Demüthigung seines mütterlichen Oheims Gyula, der sich allein sowohl der königlichen Herrschaft als der Einführung des Christenthums widersetzte, schien dem Stephan eine ungetrübte Herrschaft zu versprechen. Aber die Einfälle der Petscheneger und ein Zerwürfniß mit Deutschland, welches die Ausschweifungen christlicher Pilger in Ungern, und die hierdurch veranlaßte Weigerung des Königs, denselben ferner den Durchzug durch das Reich zu gestatten, verursachte, schafften ihm viele Sorge, und der Verlust seines einzigen Sohnes, des andächtigen Emmerich, bereitete ihm ein kummervolles Alter. Krank und schwach, war dieser einst so kräftige Fürst in seinen letzten Tagen fast gänzlich dem Willen der Königinn Gisela hingegeben, welche selbst Verbrechen nicht scheute, um ihrem Liebling, dem Neffen Stephans, Petern, — einem Sohne seiner Schwester Gisela und des Doge Otto Orseolo von Venedig, dem Befehlshaber der königlichen Leibwache, den Weg zum Throne zu bahnen. Stephan I. oder der Heilige starb, nachdem er, nicht ganz freiwillig, in Gegenwart der Vornehmsten des Reiches, diesen Peter zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, am 15. September 1038. So lange die Ungern sich am Ural, und zwischen dem Dneper und dem Don aufgehalten hatten, waren sie nur durch einen sehr lockern Volks-

verband vereint gewesen. Bei ihrer wandernden Lebensweise als Hirten, blieben die Hausväter in ziemlicher Unabhängigkeit von den Stammhäuptern, und hatten hingegen eine sehr ausgedehnte Gewalt über ihre Hausgenossen. Diese freiern Verhältnisse der Ungern fanden, so wie die der Deutschen, ihr Grab in der Eroberung eines neuen Landes, welche nicht ohne größere, strengere Macht der Fürsten, und einen engern innigern Verband unter dem Volke selbst, statt finden konnte. Nicht einmal die in dem feierlichen Vertrage mit Almus, bedingten Rechte und Freiheiten konnten in ihrem ganzen Umfang erhalten werden. Denn obschon die Stammhäupter noch immer das ausschließliche Recht behaupteten, den Herzog im Felde zu begleiten und seinen Rath auszumachen, so sah man diesen letztern doch als den rechtmäßigen Eigenthümer des neu erworbenen Grundes und Bodens an, den er nach Gefallen, an wen er wollte, verschenken konnte. Auch hatten sich die Herzoge häufig dieses Rechtes bedient, um sehr ansehnliche Güter nicht nur an einheimische tapfere und ausgezeichnete Krieger, sondern auch an Vornehme, Cumanischen, Slavischen oder Deutschen Geschlechtes zu verschenken. Diese waren wie die Fränkischen Leute in ein besonderes Verhältniß zu ihnen getreten, und viele von ihnen den ursprünglichen Magyarischen Stammhäuptern an Macht und Würde wenigstens gleich, wo nicht zuvor gekommen. Auf solche Art hatte die herzogliche Gewalt immer mehr an Ausdehnung gewonnen, und die öffentlichen Angelegenheiten seit der Eroberung Pannoniens völlig dieselbe Wendung genommen, wie im Frankenreiche nach der Besetzung Galliens. Zur Befestigung dieser Einrichtungen hatte die Einwanderung so vieler Deutschen, und die unter den spätern Herzogen angeknüpften freundschaftlichen Verhältnisse mit dem Reiche und seinen Herrschern, nicht wenig beigetragen. Als nun vollends das Christenthum in Ungern einheimisch ward, und Stephan I. sich die königliche Krone und Salbung geben ließ, erhielt das Lehenwesen auch kirchliche Bekräftigung, und über die königliche Gewalt nahm man dieselben Begriffe an, die im gläubigen Europa damals überall herrschend waren.

Auf dem nach seiner Krönung gehaltenen Reichstage hatte König Stephan in frommem Sinne das Göttliche über Alles erhebend, den Priesterstand für den ersten im Ungrischen Reiche erklärt. Schon die Römer hatten das Christenthum in Pannonien und Dacien eingeführt. Allein in den Stürmen der Völkerwanderung hatten heidnische Eroberer es wieder unterdrückt, und in den darauf folgenden Zeiten war jeder neue Versuch diese Gegenden dem Glauben der Kirche zu gewinnen, durch neues Eindringen ungläubiger Völker, wie der Avaren, dann der Ungern, völlig vereitelt worden. Indessen machte man von Salzburg und Passau aus immer wieder Anstrengungen das Christenthum in Pannonien wiederherzustellen, und insonderheit ließ sich der fromme Bischof Piligrin von Passau das Bekehrungswerk sehr angelegen seyn. Aber erst unter dem friedlichen Geysa und seiner Gemahlinn, der schönen Sarolta, wurden diese Bemühungen mit mehr Erfolg gekrönt. Man duldete es, daß die christlichen Knechte ihren Gottesdienst ungestört ausübten, und die Lehrboten dieses Glaubens selbst unter den freien Eingebornen viele Anhänger werben durften. Ja sogar der Herzog Geysa selbst ließ sich taufen. Endlich ward die Ankunft des heiligen Bischofs Adelbert von Prag am Ungrischen Hofe im Jahre 994 die Losung zur völligen Anerkennung des Christenthums; der 16jährige Sohn Geysas, Weik, erhielt feierlich die Taufe, und in derselben den Namen Stephan, und der Hof verhehlte fortan die Absicht nicht, das Christenthum zur herrschenden Staatsreligion zu erheben, und das Heidenthum hingegen völlig auszurotten. Geysa würde seinen Glauben sofort mit der äußersten Strenge eingeführt haben, hätte ihn der besonnene Adelbert nicht auf die Gefahr eines solchen Versuches bei der Schwäche der Deuschen Hülfsvölker aufmerksam gemacht. Denn die Ungern, besonders durch die Freisprechung der Christensclaven aufgebracht, waren einem allgemeinen Aufstande nahe, dessen Dämpfung bei der geringen Macht des Herzogs und der noch sehr beschränkten Zahl der Anhänger des Christenthums mehr als zweifelhaft scheinen mochte. Daher war das Einschlagen eines Mittelweges unter diesen Umständen schlechterdings nothwendig.

Die Befreiung der Christensclaven mußte aufgegeben, die gottesdienstlichen Handlungen der Glaubensgenossen beider Lehren friedlich neben einander geduldet, und in vielen Fällen sogar die christlichen Kirchengebräuche mit heidnischen Feierlichkeiten vermischt werden, die dem Eifer der Strengern ein Gräuel waren. Indessen war ein solches Nachgeben das einzige Mittel, das Christenthum in Ungern so lange aufrecht zu erhalten, bis Geysas Sohn und Nachfolger, Stephan, unter günstigern Umständen nach dem Siege über den Obergespan von Symegh, Kuppan, und die heidnischen Ungern, es wagen durfte, nachdrücklichere Maßregeln zu ergreifen, und, nach der Weise anderer berühmter Bekehrer, das Christenthum mit dem Schwerte einzuführen. Eine Menge Geistlicher aller Grade wurde aus den benachbarten Ländern, vorzüglich aus Deutschland, nach Ungern berufen, und nebst ihren Kirchen mit den einzogenen Gütern der Ueberwundenen ausgestattet, um das Volk zu bekehren. Um die Menge zu einem schnellen Entschlusse zu zwingen, sprach Stephan alle Christensclaven frei, und verdammte hingegen alle Eingebornen die sich nicht taufen lassen wollten, zur Knechtschaft. Ueberhaupt fanden die äußern Feierlichkeiten des christlichen Gottesdienstes ziemlich leicht Eingang, aber desto fremder blieb ihm der innere Geist desselben, welcher mit den angestammten Neigungen und Gewohnheiten unbezähmter Krieger in völligem Widerspruche stand, und die Abgabe des Zehntens, welche jetzt mit großer Strenge im ganzen Reiche zu Gunsten der Geistlichen eingeführt wurde, schien den Meisten im Volke äußerst drückend. Indessen errichtete Stephan nebst einigen Klöstern zehn Bisthümer zu Colocza, Backs, Raab, Weszprim, Fünfkirchen, Watzen, Erlau, Maros, Großwardein und Weißenburg in Siebenbürgen. Alle Bischöfe waren dem Erzbischofe von Gran, dem Oberhirten von ganz Pannonien untergeordnet. Erst als er die kirchliche Einrichtung des Reiches ganz vollendet hatte, wendete er sich nach Rom, um die königliche Krone und Bestätigung des von ihm eingerichteten Kirchenwesens, und erhielt beide, nebst der ausgedehntesten Vollmacht zu ferneren Vorkehrungen in kirchlichen Dingen. In frohem Erstaunen hatte

Sylvester ausgerufen: „Er, der Papst, sey nur apostolisch, aber König Stephan hingegen ein Apostel selbst."

Bis zur Eroberung Ungerns war unter den freien Magyaren kein anderer Unterschied gewesen, als die Erblichkeit der Herzoge und der Stammhäuser. Später bildeten die von den Herzogen mit Grundeigenthume beschenkten Magyaren und Ausländer einen besondern Adelsstand. König Stephan setzte die Adlichen, die man milites oder servientes regales nannte, in die vollen Rechte des Deutschen Lehens-Adels. Sie besaßen ihre Güter ohne andere Verpflichtung als die des Heerbanns, und vererbten sie nach den gewöhnlichen Grundsätzen des Lehenrechtes. Im Falle des Hochverrathes oder Lehensfrevels wurde nur der Verbrecher selbst, nicht seine unschuldigen Söhne, ihres Rechtes verlustig. Alle Adeliche mußten Christen seyn, denn Rückfall zum Heidenthume würde sie in den Stand der Knechtschaft gebracht haben. Nach der Beschaffenheit seiner Güter zerfiel der Adel in zwei Abtheilungen. Diejenigen Adlichen die auf ihren Ländereien heidnische Sclaven oder Leibeigene, oder christliche Zinsbauern, vielleicht gar ärmere Adliche als Schildknappen (milites servientes) hatten, nannte man Seniores, als Krieger, weil sie unmittelbar bei dem Panner des Königes dienten, servientes regales. Den zweiten Rang behaupteten die Aermern, welche weder Sclaven noch Unterthanen auf ihren Gütern hatten, in Kriegszeiten die Besatzungen der Burgen ausmachten, und deswegen auch cives castri, castrenses, ihre Befehlshaber Jobagyones castri hießen. Aus den Adlichen wurden die Obergespänne genommen, die das Amt der Deutschen Grafen verwalteten. In ihrem Bezirke (Varmegge), Gespannschaft, hatten sie die oberste Leitung des Kriegswesens, so wie ihnen auch die Gerichtsbarkeit und bürgerliche Verwaltung desselben zukam. Einen Drittheil der Einkünfte des Bezirks bezog der Obergespann für seine Rechnung, zwei Drittheile für Rechnung des Königs, woraus der Unterhalt der Besatzung und die Kosten der übrigen Verwaltung bestritten wurden; was hiefür nicht aufging, floß in die königliche Schatzkammer.

Neben dem Adel gab es noch einen Stand freier Leute ohne Grundbesitz, der sich theils aus den alten Einwohnern Pannoniens, die bei der Eroberung keinen Widerstand leisteten, theils aus später freigelassenen Christensclaven gebildet hatte. Diese waren es aus welchen sich in der Folge der Bürgerstand erhob, weil sich die nicht adlichen Freien meistens in den Marktflecken um die Städte ansiedelten, und daselbst Gewerbe trieben. König Stephan hatte es jedem adlichen Besitzer christlicher Sclaven freigestellt, dieselben bei seinem Leben oder auf seinen Todesfall ledig zu sprechen. In diesem Falle waren die Freigelassenen zu einer jährlichen Seelmesse für ihren Befreier, und zu einigen Leistungen gegen die Kirche verpflichtet. Daher nannte man sie udvornici ecclesiarum. Wollten sich die Besitzer zu dieser völligen Freisprechung nicht bequemen, so mußten sie ihren christlichen Knechten wenigstens Grundstücke gegen jährliche Abgaben oder Leistungen zur Bearbeitung überlassen. Solche Zinsbauern nannte man conditionarii; sie konnten sich, wenn sie ledig waren, mit 24 Byzantinern, wenn sie verheirathet waren mit 100 Byzantinern für sich und ihre Familie von ihrem Senior völlig loskaufen. Endlich hatte der König um ein bestimmtes Lösegeld viele christliche Gefangene von ihren Besitzern freigekauft; diese waren ihm hiefür zu gewissen Leistungen verpflichtet, und hießen deswegen udvornici regales; im Uebrigen wurden sie von dem Gesetze als völlig freie Leute betrachtet.

Die Knechte lebten bei den Ungern im erniedrigendsten Zustande. Nicht nur besaßen sie kein einziges staatsbürgerliches Recht, sondern sie wurden vielmehr in der Regel völlig als Sache behandelt. Außer den mit dem Schwert in der Hand ergriffenen alten Einwohnern Pannoniens, und den Kriegsgefangenen andrer den christlichen Glauben nicht erkennenden Völker, bestanden sie auch aus Magyaren, welche wegen besondrer Vergehen in diesen Stand herabgesunken waren. Hiezu rechnete man das Ausbleiben vom Heerbanne, dreimal wiederholte Unzucht mit einer Magd, Heirath mit einer solchen, hartnäckige Anhänglichkeit am Heidenthume, Diebstahl, und Vernachlässigung richterlicher Pflichten. Von allen Knechten war das Loos

derer welche durch fromme Vermächtnisse der Kirche anheim fielen, das erträglichste, weil sie, bei übrigens gleichen Rechten, am schonendsten behandelt wurden. Die heidnischen Sclaven nannte man Ubech (Weggelaufene), weil sie von der Taufe weggelaufen waren. In gewissen Fällen wurden jedoch auch Knechte bewaffnet, und dann konnten sie durch ihre Tapferkeit und treuen Dienste die Freiheit, ja bisweilen selbst den Adel erringen.

Die Gesetze gab der Herzog oder König mit Zuziehung der Vornehmsten des Volks weltlichen und geistlichen Standes. Die Grundzüge des Rechtes welches in Ungern gelten sollte, wurden mit den Reichsgrundgesetzen auf dem Landtage nach der Krönung König Stephans entworfen. Sie deuten auf einfache Lebensverhältnisse, und auf die Nothwendigkeit bei einem feurigen, kriegerischen und noch sehr ungebildeten Volke Eigenthum, Ehre und Leben der Staatsbürger vermittelst Androhung sehr strenger Strafen vor den Ausbrüchen ungezügelter Leidenschaft zu bewahren. Die oberste richterliche Gewalt ging vom Herzog oder Könige aus. In seinem Namen saßen in ihren Bezirken die Obergespänne (Comites, Grafen) zu Gericht, und als unterste Behörde die Edelleute oder Dorfrichter. Von diesen letztern konnte man an die Comites, und von diesen wieder an den König appelliren. Ward die Berufung als Unrecht erkannt, so bezahlte der Berufer eine Geldstrafe, aber im entgegengesetzten Falle der Richter eine noch schwerere, nebst doppeltem Ersatze des zugefügten Unrechts. Ueberhaupt wurden die Richter für ungerechte Aussprüche sehr strenge bestraft, indessen mußten sie nicht länger als ein Jahr dafür haften; nach Verfluß dieser Zeit durften sie nicht mehr dafür angegriffen werden. Beweise wurden in der Regel durch unbescholtene Zeugen von freier Geburt geführt, doch kamen später auch die Gottesurtheile auf.

Nach der von Kaiser Leo dem Weisen, der sie im Jahr 889 als Hülfsvölker brauchte, entworfenen Schilderung, waren die Magyaren damals ein unternehmendes freisinniges Volk, welches fast immer zu Pferde focht, und seinen Feinden, besonders aus der Ferne durch Werfen und Abschießen von Speeren und Pfeilen großen Abbruch that. In Kämpfe in geschlossenen Reihen, und in

Handgemenge ließen sie sich nur ungern ein. Ihre Kriegskunst bestand in immerwährender Beunruhigung des Feindes, Abschneiden der Zufuhr, Anlegung von Hinterhalten, Ueberfällen, und verstellter Flucht, um dann in des Feindes beim Nachsetzen getrennte Reihen einzubrechen. Waren sie durchaus genöthigt sich in gedrängte Schaaren zu vereinigen, so stellten sie Haufen von je tausend Reutern, einen vor dem andern auf, um sich zu unterstützen. Wurfspieße, Bogen, Pfeil und ein ihnen ganz eigenthümlicher Säbel waren ihre Waffen. Als in der Folge das Lehenwesen in Ungern aufkam, und daselbst einheimisch wurde, veränderte sich das Kriegswesen nach den Einrichtungen desselben. Der gesammte Adel ging mit der Uebernahme des Grundeigenthums die Verpflichtung der Heerfolge ein. Die Ritter (servientes regales) folgten unmittelbar dem Panner des Königs; die Uebrigen den Grafen, deren Gespannschaften sie zugetheilt waren. Diese Letztern, welche als bewaffnete Krieger zum Dienst einer Burg verpflichtet waren, nannte man Burg-Jobagyen, zum Unterschiede von denen die das Feld bestellen sollten, und die man coloni, Burgdiener, Burghörige hieß. Die Schaar einer Gespannschaft führte der Graf, so wie das königliche Heer der König selbst, oder sein Pfalzgraf (palatinus), an.

Selbst als sie Pannonien erobert hatten, blieben Jagd und Krieg die Hauptneigung und Lieblingsbeschäftigung der Ungern, und weder das Christenthum noch die Vermischung mit fremden Einwanderern, die größtentheils selbst an dieser Lebensart hingen, konnten die Rohheit ihrer Sitten auf eine sehr bedeutende Art mildern. Indessen geben uns die Urkunden des Mittelalters wohl die Ungern als ein wildes, nicht aber als sittlich verdorbenes Volk zu erkennen. Ausbrüche des Zorns und der empörendsten Grausamkeit gegen überwundene Feinde sind häufig; Beispiele von schändlicher Ausschweifung, Verrath und innere Zwietracht selten. Für eingewurzelte, volksthümliche Begriffe, für dasjenige was ihre Väter als recht und heilig erkannten, hatten sie die größte Achtung, und nur der Streit über das was der Mensch als das Höchste verehrt, den Götterglauben, konnte die Ungern wider ihren Herzog bewaffnen. Freisinn, Thatendurst,

Abscheu vor leerem Geschwätze, und Treue an Fürst und Vaterland waren die Grundzüge ihrer Denkungsart, welche auch dann nicht unterging, als der eigentliche Magyarische Stamm sich unter der Menge fremder Einwanderer zu verlieren schien. Durch Deutsche und Slavische Gefangene wurden die Ungern allmählig mit dem Ackerbau und den übrigen Künsten des Friedens bekannt, deren Gedeihen auch durch das einsichtvollere friedlichere Streben der späteren Fürsten seit Geysa, unendlich befördert wurde. Mehrere Schenkungs-Urkunden König Stephans deuten auf einen wohl besorgten Ackerbau, auf die Einführung des Weinbaus, und eine sehr ergiebige Viehzucht. Andere erwähnen allerlei Handwerker, welche Bedürfnisse eines schon gesittetern Lebens zu erkennen geben, und von denen nicht alle Gefangene oder Knechte, sondern viele Freie verschiedenen Standes waren. Zu den Zahlreichsten gehörten die Schmiede und Gerber, doch scheinen auch schon Leinweberei und Tuchwirkerei bei den Ungern bekannt gewesen zu seyn. Seit König Stephan ward der Bergbau eine der reichhaltigsten Quellen der öffentlichen Einkünfte. Unter ihm wurde das erste Ungrische Geld geprägt, und zwar eine Scheidemünze aus reinem Silber, Pfenninge (Derar) zu 12 bis 14, und Heller (Filer) zu 6 bis 7 Gran. Vorher kam das Silber der Ungern aus Böhmen, ihr gemünztes Geld aus Italien und dem Byzantinischen Reiche. Nach der Unterjochung der Bulgaren durch die Byzantiner, hatten sich die Ungern alles Handels zwischen den Letztern und Deutschland bemächtigt, und außerdem führten sie für höchst bedeutende Summen Wein, Pferde, Schlachtvieh und Steinsalz aus. Den Binnenhandel beförderten Märkte, wozu das Recht vom Könige den Burgen, Flecken und Abteien bewilligt wurde. Um die zahlreichern Jüdischen Kaufleute wenigstens zum Theile des Uebergewichts zu berauben, welches sie im Handel behaupteten, mußte im folgenden Zeitraume König Bela alle Märkte des Landes, die man aus Achtung für die Religion nicht länger am Sonntage dulden wollte, auf den Sonnabend verlegen.

Wissenschaftliche Bildung darf man keine erwarten als die, welche kümmerlich genug zum Dienste der Kirche in den Klöstern

und geistlichen Schulen genährt wurde. Im Gefolge des Christenthums war auch die Lateinische Sprache nach Ungern gekommen, und von den vielen fremden Priestern ziemlich schnell wenigstens durch die höhern Stände verbreitet worden. Dadurch hatte sie sich sogleich zur Hof- und Geschäftssprache erhoben, und die eigenthümliche Magyarische blieb völlig zu den niedrigern Ständen und Lebensverhältnissen hinabgedrängt. Schöne Künste kannten sie größtentheils nur von Constantinopel her, und was etwa zum Bedürfnisse weltlicher oder kirchlicher Prachtliebe in Ungern hervorgebracht wurde, mag durch Byzantinische Künstler in Byzantinischem Geschmacke geschehen seyn.

II. Capitel.

Vom Tode König Stephans bis zum Aussterben des männlichen Arpadischen Stammes. 1038—1301.

In den letzten Tagen des heiligen Stephan hatte seine Gemahlinn, die Königinn Gisela, kein Bedenken getragen, durch die Blendung Wasileis, eines Vetters des Königs, ihrem Lieblingsneffen Peter den Weg zum Throne zu bahnen, und der alte, kranke und schwache Fürst vermochte seinen andern Verwandten den drei Söhnen Ladislavs des Kahlen, eines Neffen des Geysa, Andreas, Bela und Leventa kein besseres Erbtheil zu hinterlassen, als den guten Rath nach Böhmen zu fliehen, ehe sie ebenfalls das Opfer ihrer Verbrechen geworden wären. Für den Augenblick wagte es Niemand sich der Herrschaft Peters zu widersetzen, welche überdies noch durch Stephans, wenn gleich im Grunde unfreiwillige Uebertragung geheiliget schien. Allein der leidenschaftliche Venetianer schändete den Thron durch die abscheulichsten Ausschweifungen jeder Art, und da ihm nicht verborgen seyn konnte, wie sehr die Ungern dem einheimischen Stamm Arpads anhingen, verdrängte er sie aus allen wichtigen Stellen um sie durch Deutsche und Italiener zu ersetzen. Durch solches Verfahren aufs Aeußerste gebracht, vereinigten sich die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs im Jahre 1041 zu Stuhlweißenburg, wo sie dem Peter feierlich allen Gehorsam aufkündigten, und den Comes Aba, des heiligen Stephan Schwager, zum König ernannten, der in der Taufe den Namen Samuel erhalten hatte. Allein Aba, von Geburt ein Cumaner, herrschte nicht besser als sein Vorgänger, denn kaum hatte er seinem Hang zur Willkür und Grausamkeit durch die empörendste Behandlung aller bekannten und vermuthlichen An=

hänger Peters, freien Lauf gelassen, so suchte er ihn auch noch durch Verfolgung der Bischöfe, und zuletzt aller Ungrischen Großen zu befriedigen, deren er vierzig auf die unmenschlichste Art, ohne sie nur verhört zu haben, auf Pfähle ziehen ließ. Daher konnte im Jahre 1044 der Deutsche König Heinrich III. den Peter, der zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, wieder in sein Reich führen, und ihm dasselbe zu Lehen geben, unter der Bedingung es nach Deutschen Rechten zu beherrschen. Aba hingegen wurde nach einer Niederlage bei Mensö, eine Stunde von Raab, auf der Flucht nach der Theiß, gefangen und enthauptet. Allein Peter verfiel bald wieder in seine alten Fehler, und da die Ungern ihre Theilnahme an dem Schicksale des Ladislaus keineswegs zu verbergen suchten, wurde er zu neuen Grausamkeiten gereizt. Durch die Unterstützung seines Schwiegervaters, des Großfürsten Jaroslav Wladimirowitsch von Kiew, sah sich Prinz Andreas im Stande, sich mit seinem Bruder Leventa an die Spitze eines Heeres von Misvergnügten zu setzen, welches ihn gegen die Versicherung der Aufhebung alles Religionszwanges zum Herrscher ausrief. Vergebens suchte sich Peter nach Deutschland durchzuschlagen; er fiel in die Hände seiner Gegner, und ward geblendet (J. 1046).

Zum zweiten Male verdankte jetzt Arpads Stamm die Krone der Zuneigung des Ungrischen Volkes, und Dankbarkeit und Klugheit geboten gleich dringend dem neuen König Berücksichtigung der heißesten Wünsche desselben. Daher konnte Andreas, der ohnehin bei seinem Aufenthalt in Kiew mit den Griechisch-christlichen Begriffen vertraut worden war, nicht verhindern, daß bei weitem die Mehrzahl der Ungern, wie vom drückendsten Zwange befreit, schnell zur Verehrung der alten Magyarischen Götter zurückkehrte, und sich den wildesten Ausbrüchen des lange zurückgehaltenen Unwillens gegen die Oberhirten und Lehrer des Römisch-katholischen Glaubens überließ. Viele wurden Opfer dieses heidnischen Glaubenseifers. Erst als sein Bruder Leventa, einer der wärmsten Anhänger des Heidenthums, gestorben war, gelang es dem Andreas eine strengere Ordnung, und mit ihr auch den christlichen Glauben wieder einzuführen. Leider gerieth er

in der Hoffnung, daß ihm seine Bemühungen würden erleichtert werden, auf den unglücklichen Gedanken seinen Bruder Bela aus Polen zu berufen, und ihm die besondre Verwaltung eines Drittheils des Reichs mit dem herzoglichen Titel zu übergeben. Zwietracht unter den Brüdern, Streben nach völliger Unabhängigkeit von Seiten Belas und offener Bürgerkrieg waren die traurigen aber natürlichen Folgen dieser unzweckmäßigen Verfügung. Ungeachtet der Deutschen Hülfsvölker welche ihm Markgraf Wilhelm von Thüringen und Bischof Eggo von Zeiz im Jahre 1061 zuführten, erlitt Andreas von seinem Bruder Bela, der ihm mit drei Polnischen Haufen und vielen Ungrischen Misvergnügten entgegen gerückt war, an der Theiß eine völlige Niederlage, und starb, da er schon einmal aus den Händen seiner Feinde entwischt war, an Erschöpfung auf der Flucht. Auch Bela konnte sich nicht verbergen, daß er die Krone hauptsächlich der Sehnsucht der Ungern nach einer ihren Lieblingsbegriffen gemäßen Herrschaft verdanke. So wie er indessen seinen Zweck erreicht hatte, schien ihm die Pflicht der Dankbarkeit nicht mehr die dringenden Forderungen des Glaubens dem er zugethan war aufzuwägen. Die Befriedigung des allgemeinen Verlangens nach der Rückkehr zum Heidenthume verschob der König auf einen Reichstag, zu welchem er neben den Bischöfen, Hofbeamten und Obergespännen, welche bis jetzt ausschließlich den Reichsrath ausgemacht hatten, je zwei Abgeordnete aus jeder Gespannschaft und den höhern Grundeigenthümern (Seniores) berief, und auf diese Art einen neuen Stand bei der Versammlung vertreten ließ. Dieser Reichstag fand zu Stuhlweißenburg statt, wo sich Bela hatte krönen lassen. Als sich die Stimmung der Mehrheit auf eine Art an den Tag gelegt hatte, die keinen Zweifel über ihre Gesinnungen übrig ließ, schloß sich der König, drei Tage Bedenkzeit fordernd, mit den Bischöfen, den Obergespännen, die er alle für seine Sache gewonnen hatte, und den geistlich gesinnten Ungern in die Stadt ein, überfiel dann die Gegner unvermuthet, und stellte dann, nachdem die Häupter derselben hingerichtet waren, und er an der Spitze eines Heeres die misvergnügten Gespannschaften beruhiget hatte, innerhalb

Jahresfrist den Landfrieden und das Christenthum wieder her. Indessen genoß Bela die Früchte seiner gewaltsamen Bekehrung nicht lange. Die Vormünder des jungen Königs Heinrich IV. hatten die Absicht den Prinzen Salomo, den sein Vater König Andreas beim Ausbruche des Bürgerkriegs an den kaiserlichen Hof geschickt hatte, auf den väterlichen Thron zu setzen, um die Lehensverbindung Ungerns mit Deutschland zu erneuern, und sich vielleicht auch in jenem Reiche dieselbe Gewalt anzumaßen, die sie jetzt in dem letztern ausübten. Bela wollte der Ausführung dieser Entwürfe zuvorkommen, und wagte einen Einfall in Oesterreich, der jedoch vom Markgrafen mit ziemlichem Verluste für Bela abgewiesen ward, — und als dieser Fürst zu Dömos in der Graner Gespannschaft neue Völker zusammenzog, endigte ein unglücklicher Zufall sein Leben (J. 1063).

Nach Belas Tode konnten Heinrichs Vormünder ihre Absichten ungehindert ins Werk setzen. Salomo bestieg, von Deutschland gegen Anerkennung der Lehensoberherrschaft unterstützt, den Ungrischen Thron ohne Widerstand, und Belas Söhne, Geysa, Ladislaus und Lambert mußten nach Polen fliehen. Aber Herzog Boleslav der Kühne gab dem Geysa ein Heer, mit welchem er in Ungern eindrang, und den Salomo nöthigte sich in Wieselburg einzuschließen. Durch den Bischof von Raab wurde ein Friede vermittelt, in welchem die Krone dem Salomo blieb, Geysa hingegen nebst der herzoglichen Würde einige Gespannschaften an der Theiß erhielt. Zehen Jahre lang wurde dem Vertrage von beiden Seiten mit großer Treue nachgelebt, und während dieser Zeit von den Ungern wider die Russen, Cumaner, Petschenegen, Bulgaren und Griechen mit vielem Vortheile Krieg geführt. Allein im Jahr 1074 kam es zwischen dem König Salomo und dem Herzog Geysa zu einem offenbaren Bruche, da endlich die schon mehrere Jahre im Stillen genährte Zwietracht durch Anfachung besonders des Grafen Veit in helle Flammen ausbrach. Man focht mit abwechselndem Glücke, die erste Schlacht war dem Könige günstig, aber Ende März 1075 erfocht der Herzog bei Thinkota an der Donau einen vollständigen Sieg, und erhielt mit demselben die Verwaltung des Reichs in

seine Hände. Zu Stuhlweißenburg versammelten sich die Großen kirchlichen und weltlichen Standes zu einer wichtigen Berathung, und da es sich ergab, daß Salomo dem Deutschen Kaiser, wenn er einen Einfall nach Ungern wagen wollte, unter Bürgschaft von zwölf Geiseln den Lehenseid und die Abtretung von sechs Städten angeboten hatte, so wurde ein Fürst der sich nicht gescheut, dem Nutzen des Reiches, der Ehre und Freiheit des Ungrischen Volkes so empfindlichen Schaden zuzufügen, für des Thrones verlustig und unfähig, und überdies noch als Feind und Verräther des Vaterlandes erklärt. Denn so glaubten es die Ungern rächen zu müssen, daß derjenige welchem die Unabhängigkeit und das Wohl seiner Völker das Heiligste seyn sollte, zur Befestigung eigener Herrschaft das Vaterland den Fremden preiszugeben dachte. Der allgemeine Wunsch der Großen erhob den Geysa auf den Thron, der indessen anfänglich nur die großherzogliche, erst im Jahre 1076 die königliche Würde annahm, und den Gedanken einer Aussöhnung mit Salomo keinesweges völlig aufgab. Diesen Letztern, welcher auf den Besitz von Preßburg und Wieselburg nebst ihren Bezirken beschränkt war, begünstigte noch die Geistlichkeit, welche Geysas Hinneigen zum Griechischen Kirchenwesen fürchtete. Vielleicht würde Geysa auf das Zureden des Erzbischofs Desiderius von Colocza, selbst wider den Willen der Stände, dem Salomo einen großen Theil des Reichs zurückgegeben haben, wäre er nicht im Jahr 1077 vom Tode überrascht worden. Geysa hinterließ einen einzigen Sohn, den bucklichten, lahmen und stotternden Coloman. Weder dieser noch Salomo, konnten es als Nebenbuhler mit des letzten Königes Bruder, dem schönen und kräftigen Ladislaus aufnehmen, dessen Anhänglichkeit an den reinen katholischen Lehrbegriff, auch die Geistlichkeit des Reichs sogleich für seine Ansprüche gewann. Ladislaus würde auch sehr schnell den päpstlichen Segen erhalten haben, hätte er sich dazu verstehen wollen, die Römische Lehenshoheit anzuerkennen. Aber der hochsinnige Fürst dachte viel zu edel, Ungerns Selbstständigkeit der kirchlichen Bekräftigung zu opfern. Im Jahre 1081 kam endlich mit Salomo ein Vergleich zu Stande, in welchem dieser

Letztere gegen einen Jahrgehalt auf die Krone Verzicht that, und sich am Hofe des Ladislaus aufhalten sollte. Als man ihn indessen wegen neuer Ränke zu Wissegrad eingekerkert, dann auf Fürbitte der Geistlichkeit wieder freigelassen hatte, begab er sich zu Cumanern und Petschenegischen Räubern, und nur sein ums Jahr 1087 erfolgter Tod konnte ihn verhindern, den Ungern neue Feinde zu erregen.

Gleich im Anfange seiner Herrschaft (J. 1078) hatte Ladislaus in einer Reichsversammlung auf dem Martinsberge, zur Herstellung der Ordnung im Innern des Reiches, weise Beschlüsse über die Rechtsverwaltung und über die Unterwürfigkeits-Verhältnisse der Bischöfe, Obergespanne und Edelleute erlassen. Im Jahre 1089 benutzte er in Croatien ausgebrochene Unruhen, um sich dieses Land bis an die Kulpa zu unterwerfen, worauf er den eroberten Theil dem Prinzen Almus, einem Sohne seines verstorbenen jüngern Bruders Lambert, mit dem herzoglichen Titel zur Verwaltung übergab. Einige Jahre später, 1092, erließ er zu Szabolcs wichtige Beschlüsse zur bessern Gestaltung des Kirchenwesens, und zur gänzlichen Ausrottung des Heidenthums. Bei Gelegenheit des ersten Kreuzzuges wurde ihm der Oberbefehl eines Heeres angeboten, den er mit Freude annahm. Als er aber seinem Freunde Bezalislav von Böhmen, der unvermuthet von den Polen überfallen ward, zu Hülfe eilte, und bei dieser Gelegenheit sein misvergnügter Neffe Coloman, den man zum Priester weihen wollte, zu den Polen entkam, soll ihm der Gram eine tödtliche Krankheit zugezogen haben, an der er am 25. Juli 1095 nach einer achtzehnjährigen ruhmvollen Regierung starb.

Colomans gebrechlicher und misgestalteter Körper barg einen desto kräftigern, eindringendern und umfassendern Geist. Daher verdrängte er den furchtsamen Almus, welchen Ladislaus zum Nachfolger bestimmte, bald aus seinen Rechten, und vertauschte ihm auch sein Herzogthum Croatien gegen einige weniger bedeutende Gespannschaften an der Theiß. Die ersten Zeiten seiner Herrschaft wurden durch die Kreuzesschaaren getrübt, gegen deren Unfug er sein Land schützen mußte. Dann erwei-

terte er die Eroberungen seines Vorfahren bis zur Adriatischen See, wo er Jadra, Spalatro, Veglia, Arbe und Cherso erwarb, deren Behauptung jedoch, da es den Ungern gänzlich an einer Seemacht fehlte, mit unendlicher Schwierigkeit verbunden war. Auf der Reichsversammlung von Tarkzal am Schlusse des eilften Jahrhunderts, entwarf Coloman Gesetze, die ein sprechendes Denkmal von der Schärfe seines Verstandes und seiner für die damalige Zeit ausgezeichneten Bildung sind. In den letzten Jahren seiner Herrschaft wurde Coloman durch die Bemühungen seines Vetters Almus auf den Thron zu gelangen, in beschwerliche Händel mit Deutschland verwickelt. Der König hatte die wiederholten Versuche dieses Fürsten bis jetzt mit ungewöhnlicher Nachsicht behandelt, und kein Mittel unversucht gelassen seine Freundschaft zu erwerben. Ueber den Undank seines Vetters ergrimmt, und der ewigen Unruhen müde, dabei auch durch häusliches Unglück erbittert, ließ Coloman im Jahre 1113 den mit List gefangenen Almus nebst seinem fünfjährigen Sohne Bela, und drei Grafen ihres Anhanges, blenden, und würde sie noch haben entmannen lassen, wäre der Vollzieher seiner Befehle nicht menschlicher gewesen als der König. Diese Grausamkeit, mit welcher er eine ruhmvolle Herrschaft verdunkelte, überlebte Coloman nur ein Jahr.

Sein Sohn Stephan, bei seiner Thronbesteigung erst dreizehn Jahre alt, würde nicht unbedeutende Anlagen besser entwickelt haben, hätte er sich nicht frühe durch wollüstige Ausschweifungen entkräftet. Seine Regierung wurde durch kriegerische Auftritte häufig beunruhigt, deren viele in der auffahrenden, übermäßig reizbaren Gemüthsart des Königs ihre Veranlassung fanden. Gegen Venetianer, Böhmen, Polen, Russen und Griechen kämpften die Ungern mit abwechselndem Glücke, jedoch öfter zu ihrem eigenen Nachtheil. Nach nur dreizehnjähriger Herrschaft starb König Stephan, nachdem er im Jahre 1129 den blinden Jüngling Bela, des Almus Sohn, der durch die Geistlichkeit verborgen gehalten ward, und von dem er erst jetzt erfuhr, daß er noch am Leben sey, zu seinem Nachfolger erklärt,

vermählt, und im Jahre 1130 erlebt hatte, daß diesem schon ein Erbe geboren ward, den man Geysa nannte.

Bela, durch das Unglück gebeugt, und durch seine Blindheit vollends zur genauen Beaufsichtigung der Staatsverwaltung untauglich gemacht, überließ das Ruder derselben seiner innigst geliebten Gattinn, der ihm mit unbegränzter Treue und Anhänglichkeit ergebenen, geistreichen und thätigen Königinn Helena, einer Tochter des Servischen Fürsten Urosch. Diese scheute kein noch so heftiges Mittel die Ruhe des Staats zu erhalten, und die an ihrem Manne in seiner Jugend verübte Missethat zu rächen. So erhielt sie diesem Letztern den Thron, und vermochte die Partei zu unterdrücken, welche den Fürsten Boris, einen natürlichen Sohn Colomans, auf denselben erheben wollte. Allein Bela II. oder der Blinde starb schon im 33. Jahre seines Alters (J. 1141).

Ueber den jungen Geysa, der bereits im zehnten Jahre die Krone trug, führte seine Mutter Helena die Vormundschaft mit vielem Ruhme, und als er die Verwaltung selbst übernahm, zeigte er im Kampfe gegen Oesterreicher, Russen und Griechen, und in den letzten Jahren seiner Regierung wider seine eigenen Brüder Ladislaus und Stephan, eben so viel Kraft als Gewandtheit. Allein leider starb Geysa ebenfalls schon im 30. Jahre nach einer zwanzigjährigen ruhmvollen Herrschaft.

Die ersten Jahre der Regierung seines Sohnes Stephan III. wurden durch einen harten Kampf um die Krone mit seinen väterlichen Oheimen Ladislaus und Stephan, welchen man gewöhnlich Stephan IV. nennt, ausgefüllt. Nachdem diese Kronenräuber aber beide gestorben waren, vereitelte Stephan die weiten Entwürfe des Kaisers Manuel Comnenus auf eine für ihn und sein Volk höchst rühmliche Art. Dalmatien war seit langem ein Zankapfel, um den sich Ungern, Griechen und Venetianer mit abwechselndem Glücke schlugen. Jetzt sollte es Bela, Stephans Bruder, mit der herzoglichen Würde besitzen, allein unter der Oberherrschaft des Griechischen Hofes, an dessen Vortheile durch die Verlobung mit der Griechischen Fürstinn Irene, die Aussicht auf die Thronfolge zu Constantinopel geknüpft ward.

Dies letztere Verhältniß hörte indessen durch die unerwartete Geburt eines Sohnes des Kaisers Manuel auf, die auch die Heirath des Bela rückgängig machte. Dafür wurde er bei dem im Jahre 1173 erfolgten Tode seines Bruders Stephan durch die Ungrische Krone entschädigt, obschon die Geistlichkeit aus Besorgniß, er möchte wegen seines langen Aufenthaltes am Griechischen Hofe, und der Griechischen Bildung welche er daselbst angenommen hatte, auch dem Griechischen Kirchenwesen zugethan seyn, viel lieber seinen Bruder Geysa gekrönt hätte. Deswegen ließ Bela den Letztern eng verwahren. Im übrigen ist seine Regierung in sehr rühmlichem Andenken. Unter ihm unterwarf sich Halitsch der Ungrischen Schutzherrschaft, die auch nach einem mit dem Polnischen König Casimir hierüber geführten Krieg, im Frieden feierlich bestätiget wurde. Seinem Sohne Emmerich, der dem Vater im Jahre 1196 folgte, würde es weder an Verstand noch Entschlossenheit gefehlt haben, das Staatsruder mit Kraft und Würde zu lenken, hätte er nicht, von einem Italischen Mönche erzogen, und durch die Verhältnisse und den Glauben seiner Zeit bewogen, der Geistlichkeit seines Reiches und dem Römischen Stuhle viel mehr eingeräumt, als mit dem Wohle des Staats und einer zweckmäßigen Verwaltung verträglich war. Seine Herrschaft wurde vorzüglich durch die Bemühungen seines Bruders Andreas auf den Thron zu gelangen, beunruhigt. Sein Tod (J. 1204), und der bald darauf erfolgte Tod des Kindes Ladislaus III. (J. 1205) verschaffte dem Herzog Andreas den Thron.

Andreas II., der es niemals über sich vermocht hatte, den Besitz der Krone seinem Bruder Emmerich ruhig zu überlassen, schien ihn jetzt nur darum erlangt zu haben, um alle Rechte welche mit demselben verknüpft waren, der Willkür seiner Gemahlinn Gertrud von Meran und ihrer Verwandten, der Anmaßung des Römischen Stuhls und der hohen Geistlichkeit des Landes, und der Habsucht einiger begünstigter Großen zum schändlichsten Misbrauche preiszugeben. Während seiner dreißigjährigen Regierung sank die bereits unter seinem Vorgänger erschütterte königliche Macht immer tiefer herab, und nach seiner Rückkehr

aus dem heiligen Lande, mußte er 1222 den Ständen in der sogenannten goldenen Bulle einen Freibrief geben, der dem um dieselbe Zeit von den Engländern dem Könige Johann abgedrungenen nicht unähnlich war. Den Thronerben Bela, der als Mann vergebens für die Verbesserung der Gesetze und der Verwaltung eiferte, hatte Andreas schon als Kind, noch beim Leben der geliebten Gertrud, die im Jahre 1212 wegen unerhörter Erpressungen ermordet wurde, zum Könige krönen lassen, und ihm mit der königlichen Würde auch unbestimmte Theile der königlichen Gewalt übergeben. Seinen andern Sohn, Coloman, machte Andreas zum Könige von Halitsch, wo er ihn indessen gegen die Angriffe der Russischen Fürsten nur schlecht zu unterstützen vermochte. In den letzten Jahren seiner Regierung hatte Andreas öfters Händel mit Oesterreich, dessen Fürsten von unzufriedenen Großen mehr als einmal auf den Thron gerufen wurden. In diesen Kriegen gaben ihm Zahl und Tapferkeit seiner Getreuen den Vortheil, und Oesterreich mußte den Frieden mit Geld erkaufen. Andreas starb im Jahre 1235.

Bela IV. begann seine Regierung mit strengen Maßregeln gegen alle die, welche sich unter seinem Vater als seine persönlichen Widersacher gezeigt hatten. Auch suchte er die königliche Gewalt ohne Scheu der kräftigsten, wenn auch nicht immer der gerechtesten und billigsten Mittel, wieder empor zu heben. Allein als er die Ungrischen Edelleute, welche allein zunächst der Geistlichkeit den thätigen Theil des Volkes ausmachten, durch Einziehung der ursprünglich zum Dienste der Burgen gehörigen Besitzungen bereits in hohem Grade gereizt hatte, verfiel er auf den unglücklichen Gedanken, die Einheimischen durch eine den, vor den Mongolen flüchtigen Cumanern bewilligte Einwanderung in den Schranken des Gehorsams zu erhalten. Vierzigtausend Familien siedelten sich unter ihrem Fürsten Kuten in Ungern an, wurden vom Könige mit Grundeigenthume beschenkt, im Range dem Ungrischen Adel an die Seite gestellt, und bei allen Gelegenheiten vom Könige den Eingebornen vorgezogen. Doch bald zeigte sich, daß wenn ein Zwangsherrscher zwar durch gewaltsame Maßregeln sein Volk im Innern unterdrücken kann,

beim Herannahen einer großen äußern Gefahr nur da mit Glücke gefochten wird, wo Herrscher und Beherrschte zum Wohle des Vaterlandes vollkommen einig sind. Diese wichtige Lehre empfing Bela bald darauf zu seinem und des Reiches großem Unheil von den Mongolen. Beim Andringen dieses Volkes rufte Bela seine Ungrischen und Cumanischen Schaaren zusammen. Aber unter diesen brach sofort eine furchtbare Zwietracht, und dann ein allgemeiner Unwille beider gegen den König aus. Die Cumaner gingen zum Feinde über, die Ungern fochten schlecht, und erlitten endlich im Jahre 1241 auf dem Felde Moky am rechten Ufer des Flusses Sajo eine völlige Niederlage, in welcher beide Erzbischöfe, drei Bischöfe, und viele Obergespänne ihren Tod fanden, des Königs Bruder Coloman schwer verwundet entfliehen mußte, und auf dieser Flucht an seinen Wunden starb, der König selbst aber nur mit genauer Noth nach Oesterreich entkam. Ganz Ungern war jetzt den Mongolen preisgegeben, die sich im Anfange stellten, als ob sie das Land wirklich behalten und zu einer Niederlassung für sich einrichten wollten; es indessen nach einer Behandlung deren Schilderung das menschliche Gefühl empört, wieder verließen. Diese fürchterliche Lage des Königs hatte der Herzog Friedrich von Oesterreich auf die unedelste Art misbraucht, um dem zu ihm Geflüchteten 10,000 Mark Silbers als Entschädigung für alles was er seit König Andreas II. im Kriege gegen die Ungern verloren, abzupressen. Drei Gespannschaften an der Oesterreichischen Gränze mußten dem Herzog hiefür verpfändet werden. Vergebens suchte man, gegen das freiwillige Erbieten die Oberlehensherrschaft anzuerkennen, Hülfe bei Kaiser und Reich; Friedrich nahm wohl den Huldigungseid an, sandte aber keine Hülfe, weswegen der König von Ungern in der Folge vom Papste von seinem Lehenseid entbunden wurde. Nur auf den Dalmatischen Inseln fand Bela mit Weib und Kind eine sichere Zuflucht vor den nachsetzenden Mongolen. Als diese sein Reich wieder verlassen hatten, sah es Bela in dem grausamsten Zustande der Verwüstung wieder. Eine furchtbare Hungersnoth zwang die Einwohner, sogar Menschenfleisch zu essen. Der König sorgte jedoch auf die

thätigste und väterlichste Weise für das Wiederaufblühen seines Landes, das er aufs neue mit Deutschen Gästen, denen große Freiheiten bewilliget wurden, bevölkerte. Im Jahre 1246 führte Bela seine Völker zur Befreiung der drei Gespannschaften und zur Rache wegen Verletzung der Gastfreundschaft gegen den Herzog von Oesterreich, welcher zur Sühne seines Frevels an seinem 35. Geburtstage als der Letzte seines Stammes im Treffen an der Leytha das Leben ließ. Da erhob sich über die Länder des erloschenen Babenbergischen Hauses, die der Kaiser gern für sich behalten hätte, heftiger Streit. Nach dem Tode des Markgrafen Herrmann von Baden, der die Nichte des letzten Herzogs, Gertrud, Witwe des Ladislaus von Böhmen, geheirathet hatte, trat als Nebenbuhler auf, König Bela von Ungern, dem die Gertrud gegen einen Witwensitz in Mödling, ihre Ansprüche abtrat, und Ottokar von Böhmen, der sich im 24. Jahre mit der 46 jährigen Fürstinn Margaretha, Schwester Friedrichs des Streitbaren vermählte, die bis jetzt als Nonne in einem Kloster zu Trier gelebt hatte. Ein Krieg zwischen beiden Bewerbern wurde durch den Preßburger Frieden (J. 1254) beendigt, in welchem Bela Steiermark, Ottokar hingegen ganz Oesterreich ob und unter der Ens erhielt. Die Verwaltung des neu erworbenen Landes ertheilte Bela seinem Sohne, dem Thronerben Stephan, den er schon als Kind hatte zum Könige krönen lassen; wie er selbst bei seines Vaters Lebzeiten gekrönt worden war. Als aber König Ottokar die Unzufriedenheit der Steiermärker mit der Ungrischen Verwaltung benutzend, nach einem Siege über die Ungern auch Steiermark eroberte, welches ihm in einem Vergleiche völlig abgetreten wurde, entstand zwischen dem Prinzen Stephan und seinem Vater Bela heftiger Zwist. Stephan sollte nämlich für sein verlorenes Land durch die ihm unter gewissen Einschränkungen überlassene Beherrschung von Siebenbürgen, und durch die Einkünfte des Cumaner Landes entschädiget werden, da doch sein jüngerer und bei den Eltern beliebterer Bruder Bela, als Herzog mit dem viel einträglichern Slavonien ausgestattet ward. Es erneuten sich die für das ganze Reich so ärgerlichen Auftritte, welche in den letzten Jahren der

Herrschaft des Königs Andreas II. statt gefunden hatten. Diesen Zwist machte sich der Adel zu Nutze, um auf der Reichsversammlung von 1267 die alten Rechte feierlich bestätigen und noch mit neuen Bewilligungen vermehren zu lassen. Drei Jahre hierauf starb König Bela IV., nachdem ihm kurz zuvor sein jüngerer Sohn der Herzog Bela vorangegangen war.

Die zweijährige Regierung Stephans IV., welchen diejenigen die den Stephan, Oheim und Gegenkönig Stephans III., auch in die Reihe der Könige zählen, Stephan V. nennen, ward nur durch einen Krieg mit Ottokarn merkwürdig, welcher ohne andere erhebliche Folge als großer Schade für die Völker und Länder beider Fürsten zu Ende ging. Als der Graf Joachim Pectari, des Königs Vertrauter, während der Abwesenheit desselben sich herausnahm, den zweiten Sohn Stephans, Andreas, zum Rudolf von Habsburg zu entführen, der ihn zum Sohne annahm, und dem Grafen dafür eine Provinz Ottokars versprach, starb König Stephan, als er dem Räuber, bei dem er schlimmere Absichten vermuthete, zu eifrig nachsetzte, an ungewohnter Erhitzung und Müdigkeit. Ueber den zehnjährigen Ladislaus maßte sich dann jener Joachim, der nach Stephans Tode in sein Vaterland zurückkehrte, ein unbegränztes Ansehen an, und durch seinen Einfluß ließ sich Ungern in sehr enge Verhältnisse mit Rudolf von Habsburg ein, deren Vortheile gänzlich auf Seiten des Letzteren waren. Vor allen trugen diese Verhältnisse nicht wenig zum gänzlichen Siege Rudolfs über Ottokar bei, ohne daß die Ungern den geringsten Theil der dem Ottokar abgenommenen Länder erhielten, wie sie es doch billiger Weise hätten erwarten mögen. Vielmehr suchte der Deutsche König allen Dank den er ihnen schuldig war, mit schönen Worten abzukaufen. Bald zeigten sich jetzt an Ladislaus die Folgen einer gänzlich verwahrlosten Erziehung. Statt sich um die Angelegenheiten des Reiches zu bekümmern, und die aufrührischen Großen in den gesetzlichen Schranken zu erhalten, ließ er seine Gemahlinn in ein Kloster einsperren, und ging unter die Cumaner, die er, weil seine Mutter aus ihrem Volke war, als halbe Stammsgenossen betrachtete. Hier nahm er völlig ihre Sitten an, und über-

ließ sich dabei den schmählichsten Ausschweifungen; welches schlimme Beispiel von einer großen Menge aus dem Adel, und von vielen Geistlichen sogleich befolgt wurde. Diese Lebensart zu verlassen, mußte ihn der Papst durch die stärksten von seinen Legaten ausgesprochenen Drohungen zwingen. Auf solche Art brachte man ihn, wiewohl mit großem Widerwillen von seiner Seite, dahin, von den Cumanern zu begehren, daß sie sich einmal ernstlich zum Christenthume bekehren, und mehr unter die übrigen Einwohner vertheilen lassen sollten. Dieses wurde aber in der That nicht durchgesetzt; vielmehr ließ der König, als der Papst auf der Entfernung der Cumanischen Räthe beharrte, den Legaten gefangen nehmen und den Cumanern ausliefern. Eine grausame Hinrichtung erwartete den päpstlichen Abgesandten, als die Ungrischen Großen, um eine so frevelhafte Gräuelthat von dem Reiche abzuwenden, den König selbst in Verhaft nahmen, und so lange darin behielten, bis der Legat wieder auf freien Fuß gestellt ward. Ladislaus zeigte sich bei seiner Loslassung reuig, und verfuhr jetzt auf päpstliche Mahnung sogar gegen die Cumaner mit Ernst, überwand sie, zwang sie zur Vertheilung, und wenigstens zur äußerlichen Annahme des Christenthums, wofür sie ihm im Herzen die bitterste Rache zuschworen. Aber nach einigen Jahren faßte der König eine eben so große Neigung zu den Wlachen, denen er ebenfalls Niederlassungen in Ungern bewilligte, und sie mit dem Namen Neuungern (Neoungari, Neugari) beehrte. Seine Gattinn Isabella ließ er jetzt sogar auf die grausamste Art einkerkern, und lebte mit Ismaelitischen Dirnen unter den Wlachen. Die Geistlichkeit und der Adel, über ein solches Betragen, welches die Würde des Thrones in den Augen Aller heruntersetzte, entrüstet, fingen an auf seine Absetzung zu denken, und ihr Augenmerk auf den Prinzen Andreas zu richten, den man den Venetianer nannte, und der ein Enkel Andreas II. von seinem nachgeborenen und mit einer edeln Venetianerinn, der Katharina Morosini, vermählten Sohne Stephan war. Allein Andreas wurde mit List von einem Oesterreichischen Grafen gefangen, und dem Herzog Albrecht von Oesterreich ausgeliefert, der ihn in Verwahrung be-

hielt. Auf einer Reichsversammlung zu Gran (J. 1287) wurde Ladislaus noch einmal ermahnt sich zu bessern, was er zwar feierlich versprach, aber hernach nichts desto weniger sogleich seinen gewöhnlichen Lebenswandel vornahm. Die Kreuzesschaaren, welche der päpstliche Legat und der Erzbischof von Gran gegen ihn zusammenpredigten, richteten nichts aus. Allein im Augenblicke wo ihm das Waffenglück am günstigsten schien, traf den König Ladislaus im 28. Jahre seines Alters die meuchelmörderische Hand erboßter Cumaner.

Der Tod des Ladislaus setzte auf einmahl mehrere Bewerber um die Ungrische Krone in Bewegung. Nicht ungegründet schienen die Ansprüche des Prinzen von Neapel Carl Martel, dessen Mutter die Könnigimn Maria, Tochter Stephans IV. und also Schwester des letztverstorbenen Königs Ladislaus war. Am beleidigendsten für den Freisinn und das volksthümliche Selbstgefühl der Ungern mußten hingegen die Rechtsgründe Herzog Albrechts von Oesterreich seyn, dessen Vater, König Rudolf, sich auf die freiwillige Anerbietung der Lehensunterwürfigkeit unter Bela IV. berufend, Ungern als ein dem Reiche wieder anheim gefallenes Lehen betrachten, und seinen Sohn damit belehnen wollte. Doch, fest entschlossen des Reiches Unabhängigkeit, der Würde des Ungrischen Volkes gemäß, vor fremder Herrschaft und fremdem Einflusse zu bewahren, ließ die vaterländisch gesinnte, hohe Geistlichkeit den zu Wien verwahrten Prinzen Andreas durch Mönche heimlich entführen, krönte und vermählte ihn sogleich mit der Fenena, Tochter eines aus Polen vertriebenen Herzogs von Cujavien, damit das Reich nicht durch die Heirath mit einer Fürstinn aus einem mächtigen Hause in fremde Händel verwickelt würde. Ungeachtet des päpstlichen Widerspruches, denn zu Rom hatte man auf den Karl Martel die Augen geworfen, und ungeachtet daß sich Croatien und Dalmatien für den Neapolitanischen Bewerber erklärt hatten, blieben die Ungern dem Arpadischen Könige getreu, welches Andreas III. hauptsächlich der Standhaftigkeit der Ungrischen Geistlichkeit zu danken hatte, da sich verschiedene weltliche Große durch ihren besonderen Vortheil gelockt, für den fremden König gewinnen lie-

ßen. Diese Nebenbuhlerschaft wurde indessen durch den Tod Karl Martels, dessen Ansprüche der noch ganz junge Karl Robert erbte, weniger gefährlich, und Herzog Albert, der von der Feindschaft der Ungern für sich und sein Land viel Schlimmes erfahren hatte, entschloß sich nach dem Tode seines Vaters, da in Oesterreich bedenkliche Unruhen ausbrachen, zum Frieden mit Andreas, mit dem er sich jetzt sogar in enge Freundschafts-Verhältnisse einließ. Andreas unterstützte seinen neuen Bundsgenossen treulich und kräftig gegen seine aufrührischen Unterthanen und den Adolph von Nassau. Die Gefahr welche dem Reiche durch die Anmaßungen und Hartnäckigkeit Bonifacius VIII. drohte, bewog den König, nach dem treulosen Abfall des neuerwählten Erzbischofs von Gran, dem Rathe des Erzbischofs von Colocsa Gehör zu geben, und im Jahre 1298 eine allgemeine Reichsversammlung auf dem Felde Rakos bei Pesth, unter freiem Himmel zusammenzuberufen, auf der sich König und Volk wieder mit engeren Banden vereinigten. Dieses setzte den Andreas in Stand, sich den Entwürfen jenes treulosen Prälaten, der als päpstlicher Legat von Croatien her, mit gewaffneter Hand in Ungern erscheinen wollte, mit Gewalt zu widersetzen, und den Verräther aus dem Reiche zu treiben. Aber was dem Neapolitanischen Anhang auf dem Wege des offenen Kampfes nicht gelingen wollte, brachte er besser durch Meuchelmord zu Stande. König Andreas III. starb im Juni 1301 an Gift. Er war der Letzte des Arpadischen Fürstenstammes, welcher das Ungrische Reich gegründet, erweitert und im Ganzen über 400 Jahre mit großem Ruhme beherrschet hatte.

Im Ablaufe der 263 Jahre dieses Zeitraums, besonders in der ersten Zeit bis auf die Tage der Herrschaft König Emmerichs, hatten Staat und Volk große Fortschritte gemacht. Mehrere ausgezeichnete Fürsten hatten auf dem Throne gesessen, hatten des Reiches Gränzen erweitert, im Innern die Ordnung befestigt, und die Verwaltung durch weise Einrichtungen verbessert. Gegen Mittag hatte das Ungrische Panner an der Narenta geweht, gegen Morgen die Servier, Bosnier, Bulgaren, Wlachen und Cumaner, den Ungern gehuldigt, und gegen Mit-

ternacht saßen auf den fürstlichen Stühlen von Halitsch und Wladimir, Lehensträger der Ungrischen Krone. Nur gegen Abend hatte in den ersten Jahren dieses Zeitraums Samuel Aba im Drange der Umstände den schönen Bezirk von der Leitha bis an den Kalenberg abgetreten. Die Könige besaßen die ausgedehnteste Gewalt; denn so lange ihre Verwaltung von der Mehrheit der Ungern tüchtig befunden wurde, so lange sich Geistlichkeit und Adel nicht Rechte und Freiheiten erworben hatten, die das königliche Ansehen völlig umstürzen mußten, wachte man nicht strenge über die Erfüllung des alten Grundvertrags, der den Großen des Reiches Theilnahme an den Berathungen über wichtige Gegenstände zusicherte. Wie in allen übrigen christlichen Reichen, so herrschte auch in Ungern der Begriff von der Heiligkeit der Majestät, dem Volke vermittelst der Salbung durch priesterliche Hände versinnlicht. Dazu hing man mit großer Gewissenhaftigkeit und Liebe an dem einheimischen Stamme der Arpadischen Fürsten. Samuel Aba war der einzige Unterthan der bei der durchaus elenden Regierung des Königes Peter, mit Zustimmung der Reichsstände den Thron bestieg. Den Königen flossen aus dem Ertrage der zu den königlichen Burgen gehörigen Güter, aus den Zöllen, der Marder Abgabe, der Kopfsteuer der unter dem Namen Gäste begriffenen fremden Ansiedler, aus den Salz- und Bergwerken reichliche Einkünfte zu. Ihr Hoflager war nicht an einem bestimmten Orte des Reichs, sondern sie zogen mit demselben von Gespannschaft zu Gespannschaft, und begingen auf den königlichen Burgen, wo ihr Unterhalt größtentheils den Obergespännern zur Last fiel, die kirchlichen und weltlichen Feste. Alle bedeutenden Reichswürden und Aemter wurden von den Königen verliehen. Auf der allgemeinen Reichsversammlung von 1078 hatte der heilige Ladislaus wider die ungehorsamen Obergespänne und selbst wider die Bischöfe welche die königlichen Befehle außer Acht lassen würden, Strafen festgesetzt. Aber der Mangel eines bestimmten Gesetzes über die Thronfolge erzeugte, als weniger kräftige Herrscher das Scepter führten, Gährungen, die den Verfall der königlichen Macht zur Folge hatten. Nur aus Gewohnheit übertrug man in den

meisten Fällen die königliche Würde dem ältesten Sohne des letztverstorbenen Königs. Bisweilen wurden auch die Ansprüche anderer Brüder beachtet, und wenn ein König bei seinem Tode unmündige Söhne hinterließ, so zog man ihnen nicht selten des Verstorbenen Bruder, oder irgend einen andern Fürsten des Arpadischen Hauses, der zur Regierung tüchtiger schien, vor. Daher mußten in streitigen Fällen die Fürsten die Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen, manchmal noch die päpstliche Bekräftigung mit großen Einräumungen erkaufen, wodurch immer wichtigere Vorrechte der Krone veräußert wurden. Ueberdies sahen sich die Könige genöthigt, ihren Verwandten, welche beinahe so gut wie sie zur Krone berechtigt wären, sehr ansehnliche Abfindungen zu geben. Nicht selten wurden die Ansprüche eines Nebenbuhlers durch Uebertragung der herzoglichen Würde, nebst der Herrschaft über mehrere Gespannschaften abgekauft, wo denn der Herzog in einem ganz unbestimmten Verhältnisse zum Könige stand, und am Ende nur sein Ehrgeiz zu neuen Unternehmungen geweckt wurde. Oefters hatte dieses nämliche Verhältniß in der Vorliebe eines Königs für seinen jüngern Sohn seinen Ursprung gefunden, und in diesem Falle beobachtete man sich so lange mit der ängstlichsten Eifersucht, bis am Ende der Bürgerkrieg in helle Flammen ausbrach. Endlich hatten die Ungrischen Könige, um den Verwirrungen welche der Mangel eines bestimmten Gesetzes über die Thronfolge herbeiführte, abzuhelfen, zu dem Mittel ihre Zuflucht genommen, wodurch es den Königen von Frankreich aus dem Stamme Hugo Capets, gelungen war, die Krone in ihrem Hause zu erhalten. Sie ließen nämlich ihre ältesten Söhne noch bei ihren Lebzeiten krönen, damit sie beim Tode der Väter bereits die kirchliche Bekräftigung erhalten hätten. Aber diese in Frankreich dem königlichen Hause so vortheilhafte Maßregel kam in Ungern viel zu spät. Man war der Bürgerkriege zwischen den Fürsten des Arpadischen Stammes gewohnt. Vielmehr gab das Verhältniß des sogenannten jungen Königs zum eigentlichen Herrscher Ungerns, da es noch viel unbestimmter war als das der Herzoge, noch mehr Anlaß zur inneren Zwietracht, die das Reich an den Rand

des Verderbens zu bringen drohte. Andreas II. hatte als Herzog, durch seine Bemühungen, noch beim Leben seines Bruders Emmerich die Krone an sich zu bringen, der königlichen Macht den heftigsten Stoß versetzt. Seine Regierung trübten, nebst dem Widerstande der geistlichen und weltlichen Großen, die Eingriffe seines Sohnes Bela, der, als jüngerer König, zwar an sich selbst heilsame Vorkehrungen durchsetzen wollte, die aber, weil sie wider den Willen des Vaters, auf gesetzwidrige Art behauptet werden mußten, das Ansehen der königlichen Würde immer tiefer herunter brachten. So von allen Seiten gedrängt, gab Andreas II. den Freiheitsbrief von 1222. In dieser Urkunde, welche unter dem Namen der goldenen Bulle bekannt ist, wurden zwar viele Misbräuche, welche seit langer Zeit eingerissen waren, abgestellt, aber die Gewalt welche die ersten kräftigen Könige nach dem heiligen Stephan errungen hatten, ging verloren; die Steuerfreiheit des Adels hingegen, und das Recht seine Güter zu vererben, wurden wieder auf eben den Punct hergestellt, wie jener erste König sie bewilliget hatte. Am verderblichsten für die königliche Gewalt war die der Geistlichkeit und dem Adel staatsrechtlich zugestandene Befugniß des Widerstandes im Falle der Verletzung eines Theiles der goldenen Bulle von königlicher Seite. Das Verhältniß zwischen dem Könige und den Städten fing an sich zu verändern. Es war nicht mehr der Herr, der seinen Unterthanen aus freiem Antriebe seiner königlichen Gnade bewilligte was er für gut fand, sondern es kamen Verträge zu Stande, in welchen beide Theile mit gleichen Rechten auftraten. Die Ungern nahten sich immer mehr dem Zustande eines freien Volkes, wo die Verwaltung nach den Zwecken der Gesammtheit beurtheilt, die Willkür durch den allgemeinen Willen beschränkt wird. Daher wird man es weniger bedauern, daß in der letzten Hälfte dieses Zeitraumes selten ausgezeichnete Fürsten auf dem Throne saßen, wenn man bedenkt, daß unter diesen schwächern Königen unter vielem Drange der äußern Umstände alle Stände des Volkes sich so frei und schön entwickelten. Die Reichsversammlungen oder Landtage wurden bedeutender. In der großen Versammlung von Stuhlweißenburg, wo König

Bela, vielleicht ohne Vorbedacht, durch augenblickliche Noth gezwungen, zur Aufrechthaltung des Christenthums, ein so furchtbares Blutbad anrichten ließ, hatte dieser Fürst zum erstenmale jetzt zwei Abgeordnete aus jeder Gespannschaft einberufen, da doch früherhin nur die Bischöfe, Obergespänne und Hofbeamten zu Rathe gezogen worden waren. Adel und Geistlichkeit erschienen jetzt immer zahlreicher auf den Landtagen, die deswegen unter freiem Himmel gehalten wurden. Auf dem berühmten Landtage auf dem Felde Rakos bei Pesth, unter Andreas III. warf man dem König im Eingange der Verhandlungen Lauheit in Erhaltung der Rechte des Ungrischen Volkes vor. Man erwählte einen eigenen, aus zwei Bischöfen und mehrern Adlichen bestehenden Rath, welcher aus den königlichen Einkünften besoldet werden mußte, und ohne den ein König keine wichtige Reichsangelegenheiten führen, und vorzüglich keine bedeutenden Aemter oder Güter verleihen sollte. Denn durch verschwenderische Schenkungen an die Kirche und an weltliche Lieblinge waren das Grundeigenthum und die Einkünfte der Krone so tief herabgesunken, daß die zur Verwaltung des Reiches nothwendigen Ausgaben immer weniger damit bestritten werden konnten, und der König deswegen völlig von dem guten Willen der Stände abhing. Ueberhaupt war während der beispiellos schlechten Regierung Ladislaus des Cumaners die königliche Würde auf eine Art beschimpft worden, die der Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes wenigstens eben so gefährlich war als die Willkür des Herrschers. Die zweimalige Verhaftung des Königs, durch seine Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze nothwendig gemacht, hatte die Ehrfurcht vor der Majestät, und den Glauben an die Unverletzbarkeit derselben, eine unentbehrliche Stütze des Gemeinwohls und der öffentlichen Sicherheit, geschwächt. Ladislaus hatte, wie einst Johann ohne Land, durch den schändlichsten Lebenswandel seine Völker gezwungen das Wohl des Staates auf ungesetzlichem Wege zu suchen. Der Krönungseid, den man zuerst von Andreas III. forderte, wurde jetzt immer nothwendiger geachtet. Vergebens suchten die Könige, während ihr Ansehen im Glauben ihres Volkes immer tiefer sank,

der Krone durch äußeres Gepränge höhern Glanz zu geben. Bela III., der übrigens auch zuerst eine ordentliche Canzlei einrichtete, führte, durch langen Aufenthalt zu Constantinopel an Griechische Sitte gewöhnt, an seinem Hofe viele von den Griechischen Hofgebräuchen und Hofämtern ein, zu welchen letztern ein Oberstmundschenk, Oberstruchseß, Oberststallmeister, Oberstkämmerer und Oberstthürhüter gehörten, die dann alle von ihren Nachfolgern beibehalten wurden. Ein höchst wichtiges Amt wurde später das des Pfalzgrafen oder Palatinus, welches bei der Schwäche der Könige und der zunehmenden Macht der Großen, immer mehr Aehnlichkeit mit dem der bekannten Französischen Hausmeier erhielt.

Das Verhältniß der weltlichen Staatsgewalt zur Kirche hatte sich im Ablaufe dieses Zeitraumes, wie in allen übrigen Europäischen Ländern, so auch in Ungern sehr zum Vortheile der letztern verändert. Der Glaube der Zeit, das Ansehen des heiligen Stuhls, und die reichlichen Schenkungen der Frommen mußten den Priesterstand auf die höchste Stufe erheben, während die innern Zerwürfnisse im Reiche, die Kämpfe zwischen den Fürsten des königlichen Hauses um die Krone, wo die Stimme der Geistlichkeit entscheidend war, und die Schwäche so vieler Herrscher die königliche Macht, besonders im Verhältnisse zu der priesterlichen Gewalt, immer tiefer stürzten, bis sie ihr am Ende beinahe untergeordnet war. Die ersten kräftigen Könige dieses Zeitraumes wußten, als ehrerbietige und gehorsame Söhne der Kirche, dennoch ihr Ansehen selbst in kirchlichen Dingen, sowohl gegen den Römischen Stuhl als gegen die Geistlichkeit ihres Reiches ungetrübt zu behaupten. Doch gab schon Coloman das sogenannte Investitur-Recht mit Ring und Stab freiwillig auf, sich lediglich die weltliche Belehnung vorbehaltend, die er allein für das ächte Sinnbild der Uebertragung weltlicher Güter und weltlicher Herrschaft hielt. In der Reichsversammlung auf dem Martinsberge im Jahre 1078 hatte der heilige Ladislaus verordnet, daß die Bestrafung der Bischöfe, wenn sie die Gesetze überträten, vom Könige abhängen sollte. Auch nach ihm wurde dieser Grundsatz noch eine Zeitlang festgehalten. Ste-

phan III. gab hingegen dem Cardinal-Legaten Albert de Mora, den Alexander III. nach Ungern gesendet hatte, im Jahre 1169 die Versicherung, daß er keine Absetzung oder Versetzung eines Bischofes, Abtes oder Propstes, ohne Wissen und Willen des Papstes vornehmen, erledigte Bisthümer nicht durch Laien, sondern nur durch rechtschaffene Geistliche verwalten, und ihre Einkünfte nur in der dringendsten Noth, und selbst dann nicht ohne Berathung der Bischöfe zu königlichen oder Reichsbedürfnissen verwenden wollte. Hätte sich dieses Wechselverhältniß zwischen den Königen, dem heiligen Stuhl und der Ungrischen Geistlichkeit in einem vernünftigen Gleichgewicht erhalten können; so würde es unter den damaligen Umständen für Kirche und Staat gleich heilsam geworden seyn. Das Ansehen des heiligen Stuhles hätte die Kirche in ihrer Würde und Reinheit erhalten, und vor Eingriffen der weltlichen Gewalt geschützt; die Macht der Könige, durch die kirchliche Salbung befestigt, durch die Einsprüche der Päpste und des Ungrischen Priesterstandes in Schranken gehalten, wäre nur Schutzwehre, nie ungerechtes Zwangsmittel der Völker geworden, und die Geistlichkeit, vom Römischen Stuhle genau beaufsichtiget, von den Königen unter dem Gehorsam der Gesetze erhalten, hätte sich in jener Würde und Unbeflecktheit erhalten, die für den kirchlichen Lehrstand unerläßlich bleibt. Aber die ungleiche Kraft und Denkungsart der Ungrischen Könige stand in zu großem Nachtheile gegen das folgerechte Verfahren der Römischen Kirchfürsten, als daß ein Gleichgewicht hätte von Dauer seyn können. König Emmerich, der sich im eigentlichen Verstande unter den Schutz des heiligen Stuhles begab, ließ sogar zu, daß der Propst von Stuhlweißenburg, als gesetzlicher Bewahrer der Krone und der Reichskleinodien, beim Papste um Erlaubniß anfragte, das ihm Vertraute aus den Händen zu lassen. Eben dieser Fürst stellte ohne Widerstand von Seiten der Bischöfe den Grundsatz auf, daß die königlichen Propsteien, so wie in weltlicher Hinsicht dem Könige, so in kirchlichen Angelegenheiten unmittelbar dem Papste untergeordnet seyn sollten. Nur Erzbischof Job von Gran widersprach der vom heiligen Stuhle gern bestätigten Verordnung, und erhielt

zu Rom eine Ausnahme in Betreff der von ihm abhängigen Propsteien. Emmerich hatte schon im Anfange seiner Regierung dem Erzbischofe von Gran den Zehnten von allen königlichen Einkünften überlassen, und bei der Erledigung dieses Stuhls im Jahre 1204, bewilligt, daß die Domherren von Gran ohne sein Zuthun den Erzbischof von Colocsa zum Erzbischofe von Gran, und Oberhirten des Reiches erwählten. Später wurde das Verhältniß zwischen den Königen, der Ungrischen Kirche und dem Papstthum immer ungünstiger für die Erstern. Die Schwäche der Könige, und die Anerkennung der Isidorischen Decretalen, gaben den Päpsten immer mehr Gewalt über das Ungrische Reich in die Hände. Könige und Bischöfe wendeten sich in streitigen Fällen nach Rom, und beurkundeten auf diese Art selbst das päpstliche Recht zur Entscheidung. In dem Concordate von 1233 wurden der Kirche ihre sehr ansehnlichen Rechte, und unter diesen fast alle Einkünfte von den Salzwerken und dem Salzverkaufe bestätigt. Unter Bela IV. ging der Römische Stuhl immer weiter, er mischte sich sogar in die bischöflichen und andern Wahlen ein, ersetzte, kraft seiner oberpriesterlichen Machtfülle, das Ungesetzliche derselben, und nahm den Neuerwählten einen feierlichen Eid der Treue ab. Aber der günstigste Augenblick die kirchliche Allgewalt zu begründen, erschien unter Ladislaus dem Cumaner, wo, ohne Widerspruch der Geistlichkeit, und ohne den Glauben des Volkes an den Priesterstand und die Heiligkeit der Aussprüche des Römischen Stuhls, durch die schändliche Verwaltung des Königs, Ungern in bürgerlicher, sittlicher und kirchlicher Hinsicht, völlig verwildert wäre. Als hingegen Andreas III. der Ungrischen Geistlichkeit in der ersten Reichsversammlung auf dem Felde Rakos bei Pesth ihre ansehnlichen Freiheiten wieder völlig bestätiget hatte, fühlte sie, wie sehr in den Angriffen des Papstes auf diesen König, die Würde des Ungrischen Volkes und der Ungrischen Kirche selbst, beleidiget war, und stand in diesem Kampfe treu zum Könige, zur gemeinsamen Erhaltung volksthümlicher Selbstständigkeit. Sowohl durch die Zunahme an Bevölkerung, als durch die größere Ausdehnung des Reichs hatten sich die bischöflichen Stühle ansehnlich vermehrt.

Neben dem Erzstuhle von Gran erhob sich der Erzstuhl von Colocsa, und kam zu jenem ungefähr in dasselbe Verhältniß wie in England der Erzstuhl von York zum Erzstuhle von Canterbury stand. Nach der Eroberung Croatiens (J. 1092) hatte König Ladislaus ein Bisthum zu Agram gestiftet. In Dalmatien waren nebst den Erzbischöfen von Spalatro die bischöflichen Stühle zu Arbe, Tinen, Traw, Belgrad an der Küste, Jadra, Veglia und Osero, welche von Coloman in allen Rechten der Ungrischen hohen Geistlichkeit gleich gesetzt wurden. Mit edler Uneigennützigkeit errichtete im Jahre 1186 Erzbischof Peter von Spalatro, für die Grafschaft Corbavia, die in seinem eigenen Sprengel, aber vom Hauptsitze abgelegen war, einen eignen bischöflichen Stuhl zu Corbavia, den er von seinen Tafeleinkünften begabte. So erhob auch Bela II. die Propstei Neitra, wo es seit der Flucht des Bischofs Viching bei dem Einfalle der Magyaren in Großmähren keine Bischöfe mehr gab, zum Bisthum. In ihren Sprengeln verwalteten die Bischöfe die kirchlichen Angelegenheiten ohne Einspruch der weltlichen Macht, die ihnen vielmehr zu Gebote stehn mußte, wo sie ihre Pflichten nicht ohne Beistand des weltlichen Gewalthabers erfüllen konnten. Drei Theile der Einkünfte ihrer Kirche waren für die Geistlichkeit, den Gottesdienst und die Armen bestimmt, nur über den vierten verfügten sie nach Belieben. Seitdem die Könige auf das Investiturrecht Verzicht geleistet hatten, wurden die Erzbischöfe von den Bischöfen ihres Erzsprengels und ihrem Domcapitel, die Bischöfe und Pröpste von ihren Capiteln, und die Aebte von ihren Klostergemeinden erwählt. Die Könige hatten kein Recht sich in diese Wahl einzumischen, wohl aber dasjenige, sie zu bestätigen, und sie dann mit den weltlichen Gütern zu belehnen.

Neben der Weltgeistlichkeit nahm auch während dieses Zeitraumes die Klostergeistlichkeit auf eine sehr ansehnliche Weise zu. Wegen ihres strengen Wandels und ihres ganz der Andacht geweiheten Lebens wurden die Mönche bei Fürsten und Volk unter allen Priestern am meisten verehrt. Gern wählte man aus ihnen Bischöfe, weil sie an größere Entbehrung gewöhnt, in Verwendung der kirchlichen Einkünfte sparsamer waren. Im

eilften Jahrhunderte gab es in Ungern schon fünfzehn Benedictiner-Abteien, welche alle von den Königen sehr reichlich begabt waren. Allmählig erhielten auch die meisten Aebte und Pröpste von Königen und Päpsten völlige Befreiung von den Unterwürfigkeits-Verhältnissen gegen die Bischöfe ihres Sprengels, denen sie in dem Gebrauche äußerer Ehrenzeichen gleich gestellt wurden. Während des zwölften Jahrhunderts vermehrten sich die Propsteien, und der Benedictiner-Orden erhielt sechs neue Abteien. Unter Stephan II. kamen zuerst Prämonstratenser nach Ungern, und Bela II. berief die ersten Cistercienser in sein Reich. Nicht weniger freigebig waren die Könige von Ungern gegen die geistlichen Ritterorden. Besonders hatten sich unter König Emmerich die Templer reicher Schenkungen zu erfreuen. Während des zehnten Jahrhunderts wurden ihre Reichthümer so unermeßlich vermehrt, daß sie, im weltlichen Treiben verloren, sich um kirchliche Angelegenheiten und Glaubenssachen wenig mehr bekümmerten. So erhielten auch die Deutschen Ritter das sogenannte Burzenland zu Lehen, gegen die Verpflichtung dieses Land durch Anlegen hölzerner Burgen wider die Einfälle der Cumaner zu schirmen, und es mit Deutschen zu bevölkern; aber schon nach zwölf Jahren verloren sie es wieder, weil sie im Einverständnisse mit dem Papste Honorius III. sich der Oberherrlichkeit der Ungrischen Krone entziehen wollten. Andreas II. Frömmigkeit brachte den Orden der Chorherren vom heiligen Grabe, die er selbst von seinem Aufenthalte in Palästina her kannte, nach Ungern. Auch wurden im dreizehnten Jahrhundert die männlichen und weiblichen Orden des Franciscus und Dominicus hieher verpflanzt. Mehrere Fürstinnen aus dem königlichen Hause nahmen im Kloster von St. Clara den Schleier. Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts kamen auch Karthäuser nach Ungern. In volksthümlicher Hinsicht war jedoch der Orden der Eremiten des heiligen Paulus, der merkwürdigste von allen, da er in Ungern selbst seinen Ursprung nahm (J. 1225), und sich unter allen Orden am meisten im Vaterlande ausbreitete. Diese frommen Brüder weihten sich einem durchaus beschauenden Leben; mehr mit der innern Erhebung des Geistes zur Er-

kenntniß des Höchsten, als mit äußern Bußübungen beschäftigt. Neben der blühenden Lateinischen Kirche, konnte die Griechische in Ungern weder äußern Glanz noch festen Bestand erlangen, obwohl der nördliche Theil Ungerns und Siebenbürgens mit vielen ursprünglichen Russen und Wlachen bevölkert war, die der Griechischen Lehre zugethan blieben. Denn auf der einen Seite suchten sowohl der Römische Stuhl als die Lateinische Geistlichkeit in Ungern, in Ungern das Aufkommen eines Griechischen Kirchenthums mit strenger Wachsamkeit zu verhindern, — auf der andern waren weder das Betragen des Byzantinischen Hofes und der Griechischen Strenggläubigen gegen die Lateiner, noch der Wandel der in Ungern befindlichen Griechischen Mönche geeignet, bei dem Ungrischen Volke Achtung und Liebe für das Griechische Kirchenwesen zu begründen. Ueberhaupt hatte, wie überall, der übermäßige Reichthum der Kirche, der seit langer Zeit nicht mehr bloß zur Erhöhung des Glanzes beim Gottesdienste verwendet ward, die Geistlichkeit von jener Demuth und Sittenreinheit entfernt, der sie sich noch im Anfange dieses Zeitraumes rühmen durfte. Den päpstlichen Beschluß über die Ehelosigkeit der Priester hatte man in Ungern nur allmählig und mit großer Schonung geltend gemacht. Unter Ladislaus konnten verheirathete Priester ihr Amt ungestört bekleiden, nur die zweiten Ehen wurden für ungültig erklärt. Hingegen wurde unter Coloman Niemand mehr ohne das Gelübde der Enthaltsamkeit geweiht, und selbst die bereits Verheiratheten mußten es mit Einwilligung ihrer Gattinnen ablegen, oder ihrem Stande entsagen. Allein von der Graner Kirchenversammlung wurde diese Bestimmung wieder gemildert. Doch wurde in der Folge der Kirchenbeschluß in seiner ganzen Strenge eingeführt. Indessen scheint in Ungern diese Verfügung auf die Sittenreinheit des Priesterstandes keinen sehr günstigen Einfluß geübt zu haben. Wenigstens erhellet aus den Verhandlungen zwischen dem heiligen Stuhle, den Königen und der Geistlichkeit, daß die Kirchenzucht in großem Verfalle war. Statt rechtmäßiger Weiber hielten sich die Priester Beischläferinnen, oder trieben gar mit ihren nächsten Verwandten Blutschande. Höhere und niedere

Geistliche klagten sich wechselseitig des Meineides und der Simonie an. Befehdungen und Gewaltthaten aller Art wurden häufig, da neben der Verwaltung des reichen Kirchengutes, den Priestern auch die Uebernahme von Hof- und andern weltlichen Aemtern gestattet ward. Aber kein Laster setzte sie mehr in den Augen der Gläubigen herab, als das der Unkeuschheit. Denn keine Tugend wurde in Ungern höher, und heiliger geachtet als die der Enthaltsamkeit, daher Fürsten und Fürstinnen oft zu nicht geringem Schaden des Reichs, wunderbare Opfer der Entsagung brachten. Dabei war innige Verehrung der Mutter Gottes besonders durch den Orden der Cistercienser verbreitet, tief in alle Gemüther gedrungen, und der Gegenstand sowohl häuslicher als kirchlicher Andacht. Auf Reliquien hielten die Ungern nicht soviel wie andere Völker; doch brachte ihrer die besondere Ehrfurcht Andreas II. für das Geheimniß der Auferstehung des Heilandes auch mehrere aus dem Morgenlande nach der Heimath.

Gleich den Verhältnissen der Geistlichkeit, nahmen auch die des Adels dieselbe Richtung, welche der Geist der Zeit in den übrigen Europäischen Reichen herbeiführte. Zwar wurde der Kampf zwischen den Königen und dem nach Unabhängigkeit strebenden Adel mit abwechselndem Glücke geführt, und unter einzelnen kräftigen Königen gingen für den Letztern oft die Früchte langer Anstrengungen wieder verloren; allein die Unordnung welche unter den letzten Regierungen dieses Zeitraumes einreißen mußte, war der Erfüllung der Absichten des Adels viel zu günstig, als daß er sie nicht aufs beste dafür hätte benutzen sollen, und bei den Verhandlungen des Landtages von Pesth wurden sie völlig sicher gestellt. Schon König Coloman mußte in seinen Gesetzen mehreren vom Adel allmählig eingeführten Misbräuchen nach Kräften steuern. Unter der Benennung Udvornici hielten sie christliche Leibeigene, welche sie aber auf Colomans Befehl alle zu Zinsbauern (Conditionarii) umschaffen mußten. Eben so fingen die Adlichen an, ihre Güter, wider den Gebrauch des Lehenrechts, auch auf ihre Töchter zu vererben. Coloman bewilligte dieses nur in Hinsicht der vom heiligen Stephan erhaltenen Schenkungen. Auch die zu den königlichen Bur-

gen gehörigen Dörfer, welche der Adel den Königen entlockt hatte, mußten wiedergegeben werden. Dieselbe Maßregel wurde auf der Reichsversammlung zu Arad (J. 1136) auch gegen die Anmaßungen der Obergespänne genommen, deren die Königinn Helena bei dieser Gelegenheit so viele auf die grausamste Weise umbringen ließ. Die Erblichkeit dieser Würde, die sich seit Coloman häufig eingeschlichen hatte, wurde wieder abgestellt. Aber unter der kriegerischen Herrschaft Stephans III., wo der König der Dienste des Adels so häufig bedurfte, ließ sich der Letztere wieder viele Güter schenken, welche zu den königlichen Burgen gehörten, und zu Unterhaltung derselben nothwendig gewesen waren. Daher hatte Bela's IV. Sohn und Nachfolger, Andreas II. der eifrigste Gegner der Vorrechte, die sich besonders der hohe Adel angemaßt hatte, schon beim Leben seines Vaters einen heftigen Kampf mit demselben durchzuführen, um die frühern Rechte und Verhältnisse wieder geltend zu machen. In der goldenen Bulle wurde bestimmt, daß ganze Grafschaften oder Reichsämter nicht mehr erblich übertragen werden durften, im übrigen aber die alte Comitatsverfassung wiederhergestellt. Die Adlichen erhielten die Versicherung, daß keiner von ihnen mehr mit Hintansetzung der gerichtlichen Formen gefangen gesetzt, oder gar seiner Güter beraubt werden sollte. Von dem Erblaß eines Adlichen in Lehengütern, sollten die Töchter nur einen Viertheil zu ihrer Ausstattung erhalten, über die drei andern Viertheile konnte der Erblasser nach Gutdünken verfügen, und sogar ohne königliche Bewilligung einen Sohn annehmen. Die Witwe erhielt bloß ihr Nebengut und die Morgengabe in beweglichen Sachen. In Ermanglung eines letzten Willens kam das Gut an einen Schwertmagen, und nur wenn kein solcher vorhanden war, an den König. Von den Grundstücken der Einhäusler und der Zinsbauern des begüterten Adels durften keine Abgaben gefordert werden, auch waren die servientes von aller Verpflegung durchreisender Beamter u. s. w. frei. Die Obergespänne sollten ein Drittheil aller Einkünfte der königlichen Burgen beziehen, und zwei Drittheile an den König einliefern, die Jobagones Regis (Reichsbarone) sich aller Erpressungen

auf ihren Reisen von und zu Hofe, und aller Bedrückungen der Aermern enthalten. So mußte Bela, um die gefährlichen Entwürfe des hohen Adels zu vereiteln, dem niedern desto größere Vortheile einräumen. In dem neuen Versicherungsbriefe den Bela an der Spitze des niederen Adels im Jahre 1231 seinem Vater abdrang, ward ebenfalls festgesetzt, daß der niedere Adel ohne Löhnung nicht außerhalb des Landes zu dienen brauche. Als er endlich den Thron bestiegen hatte, suchte er den hohen Adel noch mehr zu demüthigen. Nachdem er zu Stuhlweißenburg mehrere durch List gefangene Große hatte hinrichten lassen, erklärte er, daß er es nicht mehr dulden würde, wenn sich die Reichsbarone in seiner Gegenwart niedersetzten, und auf der nächsten Reichsversammlung kam ein Gesetz zu Stande, vermöge dessen alle Schloßgüter ohne Unterschied durch eigens bestellte Richter in jeder Gespannschaft, sollten eingezogen werden, welche Verordnung mit der größten Strenge, ungeachtet des Unwillens der Besitzer durchgesetzt wurde. Den niedern Adel beleidigte er vorzüglich durch die Erklärung, daß er künftig den mündlichen Bitten seiner Unterthanen kein Gehör mehr geben würde, sondern alle Geschäfte und Anliegen schriftlich abgehandelt werden sollten. Die traurigen Folgen des allgemeinen Misvergnügens der Ungern, und besonders der Erbitterung des Volkes über die Einwanderung der Cumaner, deren Familienhäupter dem Ungrischen Adel an Rechten gleich gestellt wurden, sind bereits erzählt. Als sich zwischen Bela und seinem Sohne Stephan jene ärgerlichen Auftritte erneuten, die schon zur Zeit des Königs Andreas das Reich erschüttert hatten, drang der Adel den beiden Fürsten im Jahre 1267 die Zurückstellung aller den Adlichen geschenkten und später wieder zu den Schlössern gezogenen, und mit königlichen Udvornicis bevölkerten Güter ab. Dazu mußte dem Adel noch die Vererbung seiner Güter auf die Spielmagen, die mündliche Verhandlung seiner Angelegenheiten bei Hofe, und eine jährliche große Gerichtssitzung zu Stuhlweißenburg eingeräumt werden, wo der König nebst den Bischöfen und weltlichen Großen zwei oder drei Abgeordnete des Adels aus jeder Gespannschaft einzuberufen verbunden war. Aus den

Verhandlungen des Pesther Landtages erhellt, daß der mächtige Adel den weniger Begüterten durch allerlei gewaltsame Mittel zu unterdrücken strebte, welchem Umfang man durch die schärfsten Verordnungen zu steuern trachtete. Zur Erhaltung des Landfriedens wurde die Bestimmung festgesetzt, daß Niemand ohne königliche Erlaubniß ein neues Schloß bauen, und wenn Jemand aus seiner Burg Räubereien verübte, oder seine Unterthanen unrechtmäßiger Weise bedrückte, die Burg geschleift, im Widerstandsfalle auch die Güter des Räubers eingezogen werden sollten. In den spätern Urkunden dieses Zeitraumes findet man verschiedene Ordnungen des Adels bezeichnet; vor Allen die Reichsbarone (Jobagyen, Reichsbeamte), dann die Eigenthümer großer Herrschaften (Potentes, mächtige Herren), die Freiherren, Reichsgrafen, d. h. lehenfreie Grundbesitzer mit eigener Gerichtsbarkeit (Nobiles, Comites liberi), und endlich Dienstmänner, lehenhafte Grundbesitzer. Seit Andreas II. wurde die Benennung Graf nicht nur als Amts-, sondern auch als Standesbezeichnung gebraucht, die man, wenn sie der König als Belohnung für geleistete Dienste verliehen hatte, auf seine Kinder vererbte. Standes-Erhebungen wurden von nun an häufiger vorgenommen.

Im Anfange dieses Zeitraumes fingen die Burghörigen und die, welche sich in den Marktflecken bei den königlichen Burgen angesiedelt hatten, an, größere Freiheiten zu begehren, welche sie, wegen der in Zeiten der Gefahr öfters geleisteten Dienste, auch wirklich von den Königen erhielten. Man erhob sie zu freien und königlichen Städten, befreite sie von den Leistungen an die Burg und der Gerichtsbarkeit des Grafen und des Befehlshabers auf dem Schlosse, ertheilte ihnen die Befugniß sich eigene Richter zu erwählen, und beschenkte sie mit einem förmlich abgemarkten Stadtgebiete, innerhalb dessen sie nur gegen den König verpflichtet waren. Stuhlweißenburg, Preßburg und Kremnitz gehören zu den Städten, welche am ersten solche Auszeichnung erhielten. Auch bei bischöflichen Sitzen und größern Abteien entstanden Flecken und Städte, welche im Ablaufe der Jahrhunderte immer mehr Bedeutung erhielten. In allen Ge=

genden des Reiches vermehrte sich ihre Zahl, und in Dalmatien fand man bereits blühende Städte, deren von den Ungrischen Königen bestätigte Freiheiten, den Vorrechten welche den Ungrischen Städten ertheilt werden mochten, zum Muster dienten. Die fremden Ansiedler (Gäste, hospites) unter der Burg Warasdin, hatten dem König Andreas II., während er noch als Herzog auf seines Bruders Emmerich Befehl in der Kheener Burg gefangen saß, wichtige Dienste geleistet. Zur Belohnung derselben erhob er diese Gäste nach seiner Thronbesteigung (J. 1209) zur Stadtgemeinde, ertheilte ihnen die Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Hofgrafen und allen Mauthen und Zöllen, mit Ausnahme der Handelsreisen nach Deutschland, das Recht sich einen eigenen Richter zu wählen, und bei ihrem Tode über ihr Vermögen durch Abfassung eines letzten Willens frei zu verfügen, endlich ein ziemlich beträchtliches genau abgemarktes Stadtgebiet. Dieser Freibrief wurde bei den später von den Ungrischen Königen ertheilten, gewöhnlich zum Muster genommen. Doch begnügten sich die städtischen Bürger in diesem Zeitraume mit diesen meistens nur auf ihr Gebiet beschränkten, und auf ihre privatrechtlichen Verhältnisse sich beziehenden Vorzügen, ohne auf allgemeinere, wie auf das Recht der Erscheinung und Abstimmung auf den Landtagen Anspruch zu machen. Denn lange vor dem höhern staatsbürgerlichen Daseyn ward das engere bürgerliche Fortkommen zum Bedürfniß. Eine eigene freibürgerliche Stellung im Reiche behaupteten die Deutschen Einwanderer in Siebenbürgen, welche seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts Medwisch, Hermannstadt, Schäszburg, Müllenbach, Clausenburg, Kronstadt und Bistritz zu festen Städten angebaut hatten. In der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts erhielten sie nach vielen ausgestandenen Widerwärtigkeiten und harter Verfolgung und Unterdrückung von Seiten ihrer Gegner, vom König Andreas II. einen Freibrief, der sie in ein sehr unabhängiges Verhältniß gegen die Ungern setzte, und ihnen durch Verleihung höchst ansehnlicher Rechte und Freiheiten genugsame Kraft zu selbstständiger Ausbildung verlieh. Vermöge dieser Urkunde erhielten sie einen Landstrich von 123 Quadratmeilen

zwischen Broos vor dem Walde und Barolt jenseits der Aluta, zu welchem auch das den Deutschen Rittern wieder entzogene Burzenland gehörte. Ein eigener, nur dem Könige unterworfener Hofgraf regierte sie zu Hermannstadt. Von der Münzeinwechslung und allen Zöllen und Mauthen waren sie befreit. Den Woywoden von Siebenbürgen mußten sie nur zweimal im Jahre bewirthen. Für die Aufhebung der Münzeinwechslung sollten sie jährlich 500 Mark Silbers bezahlen, und zu Vertheidigungs-Kriegen 500 Bewaffnete stellen. Bei Angriffs-Kriegen waren sie, wenn der König selbst das Heer befehligte, zu 100, sonst aber nur zu 50 Mann verpflichtet. Auch die übrigen Deutschen in Ungern erhielten von den Königen eigenthümliche Rechte und Einrichtungen, vermöge welcher sie in einem ganz freien Verhältnisse zu den Ungern standen. Unter Stephan IV. vereinigten sich die Sachsen des Zipserlandes, die Bewohner von 24 Städten und Marktflecken, zu einer Gesammtheit von 24 königlichen Zünften. Die ihnen von König Stephan im Jahr 1271 ertheilte Handveste berechtigte sie zur Wahl eines eigenen Grafen, so wie zur freien Wahl ihrer Pfarrer, und zur ungehinderten Benutzung des von ihnen angebauten Landes. Hingegen waren sie zur jährlichen Münzeinwechslung und zur Erlegung eines jährlichen Grundzinses von 100 Mark reinen Silbers verbunden. Im Kriege mußten sie 50 Mann auf ihre Kosten gerüstet, unter das königliche Banner stellen. Diese besondern Rechte der Deutschen sind, eben so wie die welche auch die Cumaner und Juden genossen, ein schönes Denkmal der Achtung welche die Ungrischen Könige der damaligen Zeit für die Selbstständigkeit der ihrem Scepter unterworfenen Völker hegten. Nicht durch gewaltsame Zerstörung der Eigenthümlichkeit der besondern, so verschiedenartigen Stämme, nicht durch aufgezwungene gemeinsame Einrichtungen, und Zertretung alles dessen was dem Einzelnen wünschenswerth, ja heilig war, sondern durch weise, schonende Beherzigung Aller, hofften die Könige von Ungern allmählig ihre Völker zu einer einträchtigen Gesammtheit zu verbinden.

Des heiligen Stephan frühere Nachfolger hatten noch viel mit dem Misbrauche zu kämpfen, den sich viele Edelleute zu Schulden kommen ließen, Christen als Knechte zu behalten. Es ergingen scharfe Verordnungen, vermögt welcher sie alle zu Zinsbauern umgeschaffen werden mußten. Aber auch die Zahl dieser Letztern nahm ab; denn auf den königlichen Gütern wurden viele zu Ergänzung der Gespannschafts-Schaaren unter die Burg-Jobagyen aufgenommen; viele andere Güterbesitzer ließen sie zur Belohnung treuer Dienste frei, oder verkauften ihnen ihre Freiheit mit oder ohne Bedingung. Am günstigsten ward ihnen die Verwüstung Ungerns durch die Mongolen im dreizehnten Jahrhundert, denn da bei dieser Gelegenheit ganze adliche Häuser ausgerottet wurden, so mußten ihre Güter sowohl als die königlichen, von denen jetzt viele völlig wüst, ebenfalls alle Bearbeiter verloren hatten, mit ehemaligen Knechten bevölkert werden. Dieses geschah unter vortheilhaften Bedingungen, und für einen großen Theil hatte diese Veränderung gänzliche Befreiung zur Folge.

Gesetze gaben im Anfange dieses Zeitraumes immer noch die Könige, mit dem Rathe der vornehmsten geistlichen und weltlichen Großen. Die Gesetze König Stephans wurden in einer Versammlung auf dem Martinsberge im Jahre 1078 vom heiligen Ladislaus vermehrt. Spätere Könige fügten ihnen die Verordnungen bei, welche die Zeit-Umstände verlangt hatten. Am Ende dieses Zeitraumes übte auch der Landtag die gesetzgebende Gewalt, und zwar in zwei Kammern. In der einen wurden die Gesetze mit Bewilligung des Königs und der Reichs-Barone von den Prälaten, Obergespännen, und den anwesenden Edelleuten entworfen, in der zweiten vom Könige und den Reichsbaronen als höchstem königlichen Staatsrathe bestätigt. Streitende konnten ihren Rechtshandel unter sich durch einen Vergleich ausmachen, ohne daß der Richter befugt war sich darein zu mischen.

Die Gerichtsverfassung wurde in diesem Zeitraume öfters wesentlich verändert, und machte besonders am Ende desselben höchst bedeutende Fortschritte zum Bessern. Ursprünglich war

der Graf der ordentliche Richter in jeder Gespannschaft, dem, mit Ausnahme der königlichen Ritter, sämmtliche Bewohner der Gespannschaft unterworfen waren. Doch befaßte er sich nur mit den wichtigern Angelegenheiten; geringere überließ er der Entscheidung seines Hofgrafs. Jeder Richter durfte nur innerhalb der Gränzen seines Gerichtssprengels sein Amt verwalten, und wurde für ungerechte Sprüche, so wie sein Verläumder für die ungerechte Anklage, streng bestraft. Streitigkeiten und Verbrechen, in welche Grafen und Ritter verflochten waren, gehörten vor den königlichen Gerichtshof, wo der König selbst, oder der Pfalzgraf den Vorsitz führte. Uebrigens wurde auch in andern Rechtshändeln von den untersten Gerichten an das Hofgericht appellirt. Um indessen einerseits seinen Unterthanen unnütze Beschwerlichkeiten und Reisekosten zu ersparen, andrerseits ein Mittel zu finden, die zwischen Geistlichen und Weltlichen entstandenen Händel auf eine ordentliche Weise beizulegen, errichtete König Coloman in jedem bischöflichen Sprengel seines Reiches ein Obergericht oder eine Synode, General-Sedrin genannt. Hier sollte zweimal im Jahre, zu Philippi und Jakobi, und um Michaelis das Recht gesprochen werden. Alle Grafen, Richter und Gerichtsbeamte des Sprengels waren verpflichtet, sich bei dieser Gelegenheit ohne besondere Vorladung vor dem Bischofe einzustellen. Hier wurden alle Fälle welche von der Gerichtsbarkeit der unteren Richter ausgenommen waren, verhandelt und entschieden. Zur Aufrechthaltung des Landfriedens stellte Bela III. neben den Burggrafen in jeder Gespannschaft noch einen eigenen Beamten mit der Benennung Bilotus Regius an, dessen besonderes Geschäft es war, die Burghörigen und Burgjobagyen vor Raub und Diebstahl zu beschützen, und die Räuber selbst zu verfolgen, zu richten und zu bestrafen. Indessen wurden im dreizehnten Jahrhundert die Biloten ebenfalls den Obergespännen untergeordnet, denen hingegen die Zinsbauern des Adels, mit Ausnahme der Zehnt- und Münzesachen, nicht mehr unterworfen waren. Gegen das Ende dieses Zeitraumes erstreckte sich die Gerichtsbarkeit des Palatins, welche früher nur auf das Hoflager, die Hofbedienten, und die welche aus eige-

nem Antriebe das Recht bei ihm suchten, beschränkt war, auch über die Burghörigen, die Ritter und ihre Unterthanen, als höhere Behörde. Das oberste Gericht hielt der König selbst jährlich am St. Stephanstage zu Stuhlweißenburg; bisweilen übertrug er es auch dem Palatin. Gegen das Ende dieses Zeitraums wurde indessen noch ein besonderes Palatinal-Gericht eingesetzt. Dreimal im Jahre, im Frühlinge, Sommer und Herbst, aber niemals im Winter, mußte der Palatin in offenem Felde, auf aufgeworfenem Hügel unter Zelten Gericht halten, und von dieser Zeit an ward ihm nicht mehr verstattet ein zweites Amt zu bekleiden. Dieselbe Stelle welche die Palatine in Ungern im Gerichtswesen einnahmen, kam in Siebenbürgen den Woywoden zu. Die Ladung vor Gericht geschah durch Herolde, welche den Geladenen einen Abdruck vom Siegel des Vorsitzers überreichten. Das Ausbleiben war mit sehr nachtheiligen Folgen, in vielen Fällen sogar mit dem Verlust der Sache des Ausbleibenden, besonders wenn es dreimal wiederholt war, verbunden. Anklagen und Vertheidigungen mußten durch Zeugen bekräftiget werden, und zum Zeugnisse wurden nur freie Christen von makellosem Lebenswandel zugelassen. Wer einmal falsch gezeugt hatte, dem wurde nie mehr geglaubt. Dessenungeachtet fanden nach der allgemeinen Sitte der Zeit auch Gottesurtheile und gerichtliche Zweikämpfe statt, welche der aufgeklärte Coloman durch die Verordnung seltener zu machen suchte, daß sie nur in den bischöflichen Sitzen oder in den zwei Großpropsteien zu Preßburg und Neitra gehalten werden sollten. Ueberhaupt standen die sogenannten glaubwürdigen Orte (loca credibilia) im Ungrischen Gerichtswesen in hoher Achtung. Früherhin war sowohl durch falsche Vorladungen als durch falsche Urtheilssprüche großer Unfug getrieben worden; daher wurde denselben jetzt nicht mehr so leicht Glauben beigemessen, wenn sie nicht vom Bischofe des Sprengels, oder wenigstens von einem benachbarten Kloster beglaubiget waren. Deswegen hießen bischöfliche Sitze, königliche Abteien u. s. w. glaubwürdige Orte, welche den Gerichten und Urkunden ein größeres Ansehen gaben. Schon vor Bela III., welcher ihm nur die eigentliche Vollendung gab,

war der schriftliche Rechtsgang in Ungern bekannt gewesen. Der Umstand, daß viele hohe Ungrische Geistliche, welche das königliche Canzler- und Schreiber-Amt bekleideten, des alten Römischen und kanonischen Rechtes kundig, also Legisten und Decretisten waren, mag viel hiezu beigetragen haben. Aber dem Ungrischen Adel mußte er verhaßt seyn, weil er seine Sache in die Hände der Geistlichen gab, und Kenntnisse erforderte, die dem in beständige Fehden verwickelten Laien keineswegs zuzumuthen waren. Bela, der von der Würde der königlichen Majestät morgenländische Begriffe hatte, setzte, wie es am kaiserlichen und päpstlichen Hofe üblich war, bestimmte Bitt- und Klageformeln fest, und ernannte zwei eigene Beamte, welche die Bitten des Volks und die Klagen der Streitenden anhören, und ihm den schriftlich abgefaßten Inhalt derselben zur Entscheidung vorlegen mußten. Schon vor Bela hatten der Reichsverweser Lucas Banfy, Erzbischof von Gran, und der Palatin Amgudin den kanonischen Rechtsgang in Ungern eingeführt. Mit vielen andern wichtigen Verbesserungen kam auch die des Gerichtswesens auf dem großen Pesther Landtage, am Schlusse dieses Zeitraumes zu Stande. Vor Allem wurde als Grundsatz angenommen, daß kein Adlicher auf außergesetzlichem Wege von einem Obern verhaftet oder vorgeladen werden könnte, und daß die Gerichte ja nicht bei verschlossenen Thüren, sondern öffentlich gehalten werden sollten. Ferner wurde von nun an bei den bürgerlichen und peinlichen Rechtshändeln ein verschiedenes Verfahren eingeführt. Zur Untersuchung in den letztern ernannte der König in jeder Gespannschaft zwölf glaubwürdige Edelleute, denen man in ihrer Amtsübung einen Abgeordneten des nächsten Stiftes beigesellte. Vier von ihnen mußten verordnete Richter des Adels seyn, und alle sich zu rechtlichem Verfahren eidlich verpflichten. Wenn diese Geschwornen an den König berichtet hatten, so konnte der ordentliche Richter an dem von ihnen bestimmten Gerichtstage ohne fernere Untersuchung sprechen. Alle peinlichen Rechtshändel mußten in drei Gerichtstagen abgethan seyn. Die bürgerlichen wurden hingegen in den meisten Fällen durch drei Rechtsklagen durchgeführt; denn zweimal konnte der

Beklagte des Richters Endurtheil durch Einreden aufhalten. Doch mußte die ganze Sache in Jahresfrist abgethan seyn. Mit der Vollziehung der Sprüche waren eigene Beamte beauftragt, die man Pristaldi nannte, vom Slavischen Worte prisfoit (dabeistehen). Die Strafen waren streng, und mehr nach der Häufigkeit und Schwierigkeit der Entdeckung als nach der Größe des Verbrechens berechnet. So sollte in ältern Zeiten derjenige, welcher einen gerichtlich abgehandelten Streit über Grundbesitz boshaft erneuerte, lebendig gebraten werden. Für geringere Vergehen wurde der Schuldige häufig geschoren, welches entehrend war, oder geblendet. Verfälscher brandmarkte man mit den Schlüsseln der königlichen Burg ins Gesicht. Diebe wurden in schwerern Fällen gehängt, Mörder enthauptet. Doch war es nach der Sitte der Zeit öfters verstattet sich von peinlichen Strafen loszukaufen.

So lange die königliche Gewalt noch genug in Ansehen stand, um den Adel in seinen pflichtmäßigen Schranken zu halten, blieb das Ungrische Kriegswesen zum großen Vortheil des Reichs nach den Grundsätzen der Gespannschafts-Verfassung eingerichtet. Aber mit dem Verfall dieser Letztern, den die Befestigung der Vorrechte des Adels nach sich ziehen mußte, sank auch das Kriegswesen, welches ohnehin durch Nachahmung Griechischer und Deutscher Weise, viel von seiner Eigenthümlichkeit verloren hatte, immer tiefer. Das Heer, welches König Stephan III. im Jahr 1168 unter dem Feldherrn Dionysius gegen den Byzantinischen Kaiser Manuel schickte, bestand nach den Gespannschaften aus 36 Schaaren. Den Vortrab machten leichte Reuter mit Bogen und Schilden (Szekler und Byssener) aus. Das Hauptheer bestand aus lauter geharnischten Reutern mit Schwertern und langen Speeren bewaffnet, Kopf und Brust des Pferdes stark mit eisernen Schienen bedeckt. Die besten Reuter und Pferde waren in der ersten Reihe und die Schlachtordnung bildete eine einzige dicht geschlossene Masse, wo Mann an Mann, Pferd an Pferd stand, und selbst die Köpfe der Letztern zusammengekettet waren. Im Kampfe mit den Griechen wurde dieses Heer geschlagen, weil die Ungrischen Speere beim ersten Anfall an

den Panzern der Griechen zerbrachen, und diese Letztern den Ungern mit ihren langen Keulen die Schwerter aus den Händen schlugen. — In den spätern Freibriefen, welche die Ungrischen Könige dem Adel ertheilen mußten, war ausdrücklich festgesetzt, daß Grafen und Adliche nur in Vertheidigungskriegen auf eigene Kosten zuzuziehen verpflichtet waren; in Angriffskriegen mußte sie der König aus seinen eigenen Einkünften besolden, und man darf sich daher nicht verwundern, wenn die Könige bei gleichen Kosten jetzt öfters zu fremden, ihnen in vielen Dingen bequemern und unterworfenern Miethschaaren ihre Zuflucht nahmen.

Ungeachtet der vielen Einwanderungen fremder, besonders Deutscher Ansiedler aus allen Ständen, wurde die ursprüngliche Magyarische Sinnesart des Volkes doch nie gänzlich unterdrückt. Achtung für männliche und weibliche Keuschheit, und eheliche Treue blieben, trotz den wildesten Ausbrüchen andrer ungeregelter Leidenschaften, stets Grundzüge derselben. Der kirchliche Glaube hatte im Ganzen wenig günstigen Einfluß auf die Sittlichkeit, welcher im Gegentheile die Ansicht, daß man durch fromme Werke, d. h. Beschenkung der Kirche und ihrer Verwalter, Sünden abkaufen könne, — die auch in Ungern der Grund zur Stiftung und Bereicherung so vieler Kirchen und Klöster ward, im höchsten Maße nachtheilig seyn mußte. Durch die Verbindungen Ungrischer mit fremden Fürstinnen, war der Ungrische Hof mit fremder Pracht vertraut geworden; vorzüglich hatte Constantinopel, wo auch Bela III. gebildet wurde, und wo noch öfters Ungern hinwanderten, in dieser Hinsicht einen sehr starken Einfluß geübt, und vielleicht hätte sich Ungern völlig nach Griechischer Sitte gebildet, wäre die Römischkatholische Geistlichkeit, die unter solchen Umständen auch die Oberherrschaft der Griechischen Kirche befürchtete, nicht eifrig bemüht gewesen, eine solche Richtung in ihrem Entstehen zu unterdrücken. Daher näherten sich die Ungern in ihrer Bildung mehr den Deutschen, mit denen ihr Land, besonders seit der furchtbaren Mongolischen Verwüstung so zahlreich bevölkert wurde. Hieher kam auch meistentheils das Ritterwesen, welches indessen, da sich in Ungern keine volksthümliche Dichtung mit ihm verband, es zu verschönern,

in diesem Lande mehr seine strenge kriegerische, als seine erhabne gemüthliche Seite ausbildete. Vom Hofe her verbreitete sich übrigens der Prachtaufwand bald auf die reiche Geistlichkeit und auf den begüterten Adel, wo er oft in einem grellen Widerspruch mit der Wildheit und dürftigen Verstandesbildung der Herren war.

Urkunden des eilften und zwölften Jahrhunderts lassen schon auf einen ziemlich blühenden Ackerbau schließen, bei dessen Förderung besonders die Klostergeistlichen dem übrigen Volke mit einem guten Beispiele kluger und fleißiger Benutzung vorgingen. Aber im dreizehnten Jahrhunderte vernichtete die Mongolische Verwüstung beinahe alles was bis auf jenen Zeitpunct in dieser Hinsicht Nützliches geschehen war. Daher mußte der gesunkenen Landwirthschaft durch außerordentliche Mittel, vorzüglich durch Einwanderung tüchtiger Arbeiter, wozu die fleißigen Deutschen sich am besten zu eignen schienen, wieder aufgeholfen werden. Dieses wirksame Mittel half ihr sehr schnell. Auch der Weinbau hob sich in kurzem zu einem blühenden Zustande. Italische Weingärtner brachten aus ihrem Vaterlande und aus der Griechischen Halbinsel Weinstöcke mit, von welchen der edle Tokaier herstammt. Man wies ihnen Patak, Petracho, Olaszi und Olaszky zur Wohnung an, und von dort aus zogen Einige von ihnen an die Erlauer, Piliser und Oedenburger Berge. Indessen blieb der Ankaufspreis der Güter noch niedrig, der Pesther Landtag setzte ihn im Allgemeinen auf den zehnfachen Ertrag fest, und dann scheint die Summe noch niedriger, weil das baare Geld seiner Seltenheit wegen einen so hohen Werth hatte, daß man eine Mühle mit dem dazu gehörigen Ackerhofe um drei Mark, und zwei Weinberge um eben diesen Preis kaufen konnte. Bei Kauf-, Tausch- und Pfand-Verträgen von Gütern, mußte der Verkäufer sein Gut erst seinen Verwandten, dann seinen Gränznachbaren angeboten haben, ehe er es an sonst jemand verkaufen konnte, und jene mußten bei der feierlichen Verhandlung und Ausfertigung der Urkunde gegenwärtig seyn. Der Bergbau, welcher während des zwölften Jahrhunderts in Ungern und Siebenbürgen durch den Fleiß der Sächsischen und Flandrischen

Einwanderer ergiebiger gemacht worden war, kam nach der Mongolischen Verwüstung durch Deutsche Arbeiter neuerdings empor; konnte indessen das Bedürfniß von baarem Gelde keineswegs befriedigen. Um dem Unfuge abzuhelfen, welcher bei dem ungleichen Gewichte von Münzen eines und desselben Werthes durch Kipper und Wipper, und durch Wechsler geschah, befahl Bela I., daß nur Silberpfenninge von acht Gran geprägt werden sollten, deren vierzig einen Byzantiner ausmachten. Diese Summe war der Preis eines Stiers. Mark und Ferting waren eingebildete Münzen, von denen jene acht, diese zwei Unzen wogen. Das Verhältniß des Silbers zum Golde war wie eins zu zehen. Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, unter Andreas II. wurde, um die großen Ausgaben des Hofs zu bestreiten, eine für das ganze Volk äußerst lästige Auflage erfunden. Man traf nämlich die Verfügung, daß die Münze alle Jahre neu geprägt, und die alte durch eigens dazu abgeschickte königliche Beamte mit einem beträchtlichen Lösegeld eingewechselt werden sollte. Dieses Aufgeld welches die königliche Kammer bezog, nannte man lucrum Camerae, Kammergewinn; die Beamten welche es bezogen waren in der Regel Juden oder Muhamedanische Bulgaren, die sich bei dieser Gelegenheit die härtesten Erpressungen erlaubten. Ueberdies ließ Andreas II., trotz den feierlichsten Verheißungen, viel schlechtere Münze schlagen, als keiner seiner Vorfahren. Unter Bela IV. wurde nach der Mongolischen Verwüstung, bei der großen Erschöpfung der Schatzkammer, durch Byzantinische Münzer eine Menge schlechter Kupfermünzen geschlagen, welche ebenfalls mit einem beträchtlichen Aufgeld eingewechselt werden mußten. Stephan IV. ließ zu Agram, Szerem und Verocze für Croatien und Slavonien sogenannte Agramer Pfenninge prägen, deren 200 eine Mark Silber ausmachten. Unter eben diesem Könige wurde das Silber mit einem Fünftel Leg ausgeprägt. Dieses ließ der Pesther Landtag noch für zwei Jahre gelten, verordnete aber zugleich, daß nach dem Verflusse dieser Zeit nur noch ein Zehntel Leg beigemischt werden sollte. Goldmünzen wurden während dieses ganzen Zeitraums noch keine in Ungern geschlagen. Bis in die Mitte des

dreizehnten Jahrhunderts bediente man sich im Handel und Wandel der Byzantinischen Ducaten, später wurden sie durch die in ganz Europa verbreiteten Florentinischen Goldgulden ersetzt. Die Vergabungsurkunden des eilften Jahrhunderts erwähnen schon vieler Handwerker und Künstler, welche die Bedürfnisse eines gebildetern Lebens befriedigten. Zu denen, welche am meisten beschäftiget waren, gehörten die Kürschner, da eine lange mit Pelz gefütterte Kleidung, Suba genannt, welche den fest anliegenden Leibrock (Dolmany) bedeckte, die Lieblingstracht der Ungern war, welche die Vornehmern mit kostbarem Rauchwerke verziert trugen. Im zwölften und im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mögen sich Handwerke und Künste besonders auch durch Deutschen Fleiß sehr viel ausgebildet haben. Aber durch die Mongolische Verwüstung ging auch dieser Erfolg langer Bemühungen verloren. Indessen beschäftigte sich Bela IV. sogleich aufs thätigste damit, den Verlust durch Anziehung neuer gewerbsamer Ansiedler, vorzüglich aus Deutschland zu ersetzen, und am Ende dieses Zeitraums lassen die Schilderungen des damaligen Prachtaufwandes schon wieder auf eine Menge geübter Handwerker und Künstler, besonders in Wirkerei und Goldarbeit schließen. Vor dem Einfalle der Mongolen hatte Ungern einen sehr blühenden Handel, der sich jedoch nach demselben in kurzer Zeit wieder erholte. Käufe und Verkäufe durften nur auf Märkten, und zwar nur in Gegenwart von Zeugen abgeschlossen werden, wodurch zwar der Handel eine Art von öffentlicher Gewährleistung erhielt, aber in seiner Thätigkeit doch unendlich beschränkt werden mußte. Nicht weniger Hindernisse legten ihm die häufigen Zölle in den Weg, welche an verschiedenen Orden bald für Rechnung des Königs, bald für Rechnung der Kirche, bald zu Gunsten einzelner Herren und Pachter erhoben wurden. Dessenungeachtet war am Ende dieses Zeitraums Gran wieder ein zahlreich besuchter Stapelplatz für einheimische und ausländische Kaufleute, welche ihre Tücher brachten und dafür Ungrische Erzeugnisse, Steinsalz, Wein, Vieh, u. s. w. einhandelten. Doch durfte das Vieh bei sehr harter Strafe nicht ohne königliche Bewilligung ins Ausland verkauft werden. Der Bin-

nenhandel hingegen wurde größtentheils zu Wasser und zwar durch eigene Schifferzünfte getrieben, welche für dieses einträgliche Recht ansehnliche Zölle und Abgaben bezahlten.

Noch waren die wissenschaftlichen Kenntnisse ausschließlich im Besitze der Geistlichkeit. Seit dem zwölften Jahrhundert bildeten sich viele Jünglinge für den Priesterstand zu Paris und Bologna, wo sie Legisten und Decretisten wurden, und den Rang von Magistern der sogenannten sieben freien Künste erwarben. Der Eifer welchen viele von ihnen für das bürgerliche altrömische Recht bewiesen, veranlaßte die Päpste auch in Ungern wie in andern Ländern der Geistlichkeit die Beschäftigung mit demselben zu untersagen. Merkwürdig ist, daß auch weltliche Edelleute nach der Auszeichnung des Meisters strebten, und am Ende dieses Zeitraums fast alle diejenigen von ihnen, welche nicht ansehnliche Hofämter bekleideten, diese Benennung annahmen, wozu sie durch sehr geringe Kenntnisse berechtiget waren. Ueberhaupt war die Lateinische Sprache nicht nur kirchliche, sondern auch Geschäfts- und höhere Umgangssprache. Daher blieb die Ungrische, welche im gemeinen Leben noch mit der Deutschen zu kämpfen hatte, völlig in der Kindheit zurück, und wurde für das höhere Bedürfniß je länger je unbrauchbarer, da sie auch von keiner vaterländischen Dichtung höheren Schwung erhielt. Denn durch Gesänge wurde nur der Siebenbürgische Deutsche Klingsohr berühmt, der überdies noch die Schicksale der Menschen im Laufe der Gestirne erforschte. Hingegen hatten viele Ungrische Bischöfe den Ruf großer Gelehrsamkeit. Einige glänzten sogar als Schriftsteller in Lateinischer Sprache. Zu diesen gehört der Propst Simon von Keza, der am Ende dieses Zeitraums eine Chronik bis zum Jahre 1290 schrieb, die aber vor dem eilften Jahrhundert sehr viel Irrthümer enthält, die sie vor dieser Zeit beinahe gänzlich unbrauchbar machen.

III. Capitel.

Vom Tode König Andreas III. und der Erlöschung des Arpadischen Stammes, bis zur Eroberung von Constantinopel. 1301 — 1453.

Der Tod Andreas III., des letzten Sprößlings des Arpadischen Stamms, war die Losung zu einem hartnäckigen Kampfe zwischen dem heiligen Stuhl, der diese Gelegenheit nicht vorübergehn lassen wollte, den Ungern seinen Günstling, den Neapolitanischen Karl Robert aufzudringen, und dem freisinnigen Volke, welches die Selbstständigkeit des Reiches durch freie Uebertragung der Krone an König Wenzel von Böhmen, einen Urenkel Belas IV., retten wollte. Wenzel, der seinen Ansprüchen, und dem Willen des Ungrischen Volkes durch die ihm zu Gebote stehende Macht eine höhere Bedeutung geben zu können schien, nahm die Krone zwar nicht für sich selbst, wohl aber für seinen Sohn den jungen Wenzel an, der aber noch in Kinderjahren hiebei nur unter der väterlichen Vormundschaft handelte. — Der größte Theil der Ungern erklärte sich für diesen Letztern. Karl Robert, den der päpstliche Legat Gregor, gleich nach Andreas Tode, zu Gran gekrönt hatte, mußte nach Oesterreich fliehen, der junge Wenzel wurde aus Böhmen feierlich abgeholt, und zu Stuhlweißenburg von dem Erzbischof von Colocza unter dem Namen Ladislaus mit lautem Beifalle des Volkes gekrönt. Allein indessen ließ die päpstliche Kammer kein Mittel unversucht, die Ungrische Geistlichkeit von der allgemeinen Sache abzuziehen, und der Tod des damaligen Erzbischofs von Colocza, dessen Nachfolger man zu Rom bei Ertheilung des Palliums gewann, begünstigte nicht wenig die Ränke derselben. Dazu kam, daß

der Deutsche König Albrecht, der einer solchen Vergrößerung der Macht des Böhmischen Hauses keineswegs mit gleichgültigen Augen zusehen konnte, alle seine Kräfte zu Gunsten Karl Roberts aufbot, der zu ihm seine Zuflucht genommen hatte, und dem Oesterreichischen Hause ohnehin weit weniger gefährlich war. So nahm die Sache bald eine andere Wendung, und Karl Robert entriß dem Böhmischen Fürsten, unter Begünstigung des päpstlichen Stuhls und des Deutschen Königs, alle Theile des Ungrischen Reichs welche südlich von der Donau gelegen waren. Ungern wurde von einem erbitterten Bürgerkriege zerfleischt, der junge König selbst zu Ofen eingeschlossen und belagert. Unter diesen Umständen beschloß der für seinen Sohn zärtlich besorgte König von Böhmen, denselben mit bewaffneter Hand aus Ofen abzuholen und wieder nach Böhmen zurückzuführen, wohin er auch die Ungrische Krone und die übrigen königlichen Ehrenzeichen mitnahm. Nach dem Tode König Wenzels im J. 1305 schloß sein jetzt sechszehnjähriger Sohn einen Vertrag mit dem Herzog Otto von Baiern, seinem Großoheim und Enkel Belas IV., vermöge dessen er ihm seine Rechte auf Ungern förmlich gegen eine Entschädigung in baarem Gelde abtrat. Obschon im Grunde dieser Handel um die Krone, der Ehre und Freiheit des Ungrischen Volkes eben so nahe treten mochte, als die Anmaßungen des Papstes, so waren doch durch den hartnäckigen Kampf die Gemüther zu sehr erbittert, als daß der ehemalige Böhmische Anhang nicht jedes neue Haupt lieber sogleich freiwillig anerkannt hätte, als sich dem Anjouischen König zu unterwerfen. Otto wurde zu Stuhlweißenburg von den Bischöfen von Weszprim und Csanad gekrönt (J. 1306), und nahm bei dieser Gelegenheit um sich mit dem Volke noch mehr zu befreunden, zum Andenken seines Großvaters den Namen Bela V. an. Fürchterlicher als je brach die verheerende Kriegsflamme aus, denn Otto fand einen Bundsgenossen an Heinrich, Herzogen von Kärnthen, Grafen von Tirol und Görz, welcher als Schwager des jungen Wenzel, der, als der Letzte des alten Przemislischen Stammes, ein Jahr nach seiner Abtretung von Ungern, zu Ollmütz ermordet worden war, Ansprüche auf Böhmen er-

hob. Aber Otto begab sich, unvorsichtiger Weise den listigen Vorspiegelungen des Woywoden Ladislaus von Siebenbürgen trauend, in dieses Land, um die Tochter desselben als Braut in Empfang zu nehmen, und wurde von diesem treulosen Herrn, der selbst das Ungrische Scepter suchte, der Krone und übrigen königlichen Ehrenzeichen, und der Freiheit selbst beraubt. Indessen fügte sich der Baierische Anhang nach langem Widerstande, welchen die Entweichung seines Hauptes aus der Siebenbürgischen Haft im Jahre 1308 noch zu begünstigen schien. Aber Otto kehrte nicht nach Ungern, sondern nach Baiern zurück, von wo aus er bis an seinen Tod im Jahre 1312 vergebliche Ansprüche erhob. Karl Robert hingegen kam im November 1308 nach Ofen, und wurde in einer Reichsversammlung bei Pesth, wo der Ungrische Adel mit edler Standhaftigkeit die Unabhängigkeit des Reiches gegen die Anmaßungen des päpstlichen Legaten vertheidigte, zum Könige ausgerufen. Da die Krone und der königliche Schmuck noch immer in den Händen des Woywoden Ladislaus waren, so mußte zur Krönung wieder alles dieses neu verfertiget, und vom päpstlichen Legaten unter dem Meßopfer geweiht werden. Deswegen konnte diese Feierlichkeit erst am 15. Juni 1309 vollzogen werden. Vor seiner Krönung mußte Karl Robert die Aufrechthaltung der Rechte der Ungrischen Kirche und des Ungrischen Adels eidlich beschwören, und auf diese Weise gelangte das Haus Anjou nach langen vergeblichen Anstrengungen zum rechtmäßigen Besitze der Ungrischen Krone.

Als sich Ladislaus im Jahr 1310 endlich bequemte die alte Reichskrone herauszugeben, ließ sich Karl Robert, um auch das letzte Vorurtheil zu besiegen, noch einmal mit derselben krönen, und von nun an wurde seine Herrschaft im Innern nicht wieder auf eine bedeutende Weise erschüttert. Otto von Baiern starb im Jahre 1312, und sein Anhänger Matthias von Trentschin, der sich auch nach Ottos Tode dem rechtmäßigen Könige widersetzte, und diesen durch seinen Widerstand ermüdete, im J. 1318. Die Besitzungen des Letztern fielen dem König anheim. Karl Robert herrschte im Innern mit Kraft, Klugheit und Mäßigung. Seiner Regierung fallen nur die Ausschweifungen seines Fran-

zösisch-Italienischen Hofes, und die gräuelhafte Rache an dem Stamme Felizians zur Last, dessen versuchter Königsmord in jener Sittenverdorbenheit seine Veranlassung fand. Die äußern Verhältnisse des Reiches leitete Karl mit eben so viel Gewandtheit als Würde, und wußte die Vergrößerung seines Hauses sehr gut mit dem Vortheile des Staats zu vereinen. Seinem ritterlichen und unternehmenden Gegner, Johann von Böhmen, und der Ehrfurcht gebietenden Macht des Luxemburgischen Hauses, setzte er die Freundschaft der Herren von Oesterreich, und in den spätern Jahren seiner Regierung eine enge Verbindung mit dem Könige von Polen entgegen. Karl Robert starb am 16. Juli 1342 an der Gicht, mit der Hoffnung, daß laut abgeschloßnen Verträgen sein ältester Sohn und Nachfolger, der siebzehnjährige Ludwig dereinst mit der Krone von Ungern die von Polen verbinden, sein jüngerer Sohn Andreas hingegen die von Neapel tragen würde.

Die Regierung seines Sohns und Nachfolgers Ludwig I., den man auch Ludwig den Großen nennt, war eben so lang als glänzend. Sie würde zu den besten gehören, wenn alle seine Unternehmungen dem Ungrischen Reiche eben so viel Vortheile gebracht hätten, als sie in Europa Aufsehen erregen mußten. Ludwig I. war fromm, edeldenkend, großmüthig, freigebig, ehrgeizig und ritterlich tapfer. Die Vereinigung Polens mit Ungern, die Eroberung Dalmatiens und die Erwerbung des Königreichs Neapel nebst den damit verbundenen Anjouischen Ländern in Frankreich, waren die Aufgabe seines Lebens, welche zu lösen er aber vieles für Ungern wohl wichtigeres vernachlässigte. Die zehn ersten Jahre seiner Herrschaft füllten die Ritterzüge nach Neapel, die Blutrache wegen seines aufs schändlichste gemeuchelmordeten Bruders Andreas, und die Versuche aus, die Krone dieses Reiches auf seinem Haupte zu befestigen. Allein der Ausgang der Sache bewährte die schönen Hoffnungen nicht, zu welchen eine Zeitlang glänzende Fortschritte berechtigen konnten. Die schwachen Unterstützungen die er vom Ungrischen Adel erhielt, dem eine solche Vergrößerung des königlichen Hauses, für das Ungrische Volk wenig vortheilhaft schei-

nen mochte, — der hartnäckige Widerstand des päpstlichen Hofes, und der Wechsel des Kriegsglücks in Dalmatien, zwangen Ludwigen die Verwirklichung seiner Entwürfe, die er bis gegen das Ende seiner Regierung nicht aus den Augen verlor, wenigstens zu verschieben. Das Verhältniß mit Polen, und die Aufrechthaltung des Erbfolgevertrags erforderten jetzt seine ganze Aufmersamkeit. Die Nothwendigkeit einen Bruch mit Casimir zu vermeiden, zwang ihn zu vielen Gefälligkeiten, und doch war auch die Verbindung mit Polen, wenn sie hätte fortbestehn sollen, unnatürlich, und dem wahren Vortheile des Ungrischen Reiches zuwider. Ludwig blieb fortdauernd in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hause Oesterreich, und mußte hingegen das Luxemburgische genau beobachten, ohne mit Kaiser Karl IV., dessen Gunst, so wie die des heiligen Stuhles ihm ebenfalls zur Erreichung seiner Absichten unentbehrlich war, in offene Feindschaft zu gerathen. Ueber diesen verwickelten Verhältnissen und einem fast unausgesetzten Kampfe mit Venedig über Dalmatien und die Küstenstädte, den der König in Gesellschaft mit seinem Bundsgenossen Franz von Carrara, auch in der terra ferma der Venetianer betrieb, versäumte Ludwig die Gelegenheit, dem Ungrischen Reiche auch die Sicherheit seiner östlichen Gränzen auf künftige Zeiten zu erkämpfen. Zwar wurde in Ungern öfters das Kreuz wider die Tataren und Türken gepredigt, aber die Streifzüge welche hierauf geschahen, hatten keine wichtigen Folgen, und als nach dem Tode Casimirs im Jahre 1370 Ludwig freiere Hand hatte, und in Polen als rechtmäßiger Herrscher anerkannt war, beschäftigte er sich ausschließlich mit der künftigen Ausstattung seiner drei Töchter, Catharina, Maria, und Hedwig, denen er die Nachfolge in den drei Reichen, Ungern, Polen und Neapel zu sichern bemüht war. Sein herannahendes Alter, und der Mangel an männlicher Nachkommenschaft, bewogen ihn endlich nach dem Tode seiner ältesten Tochter Catharina, welche einem Französischen Prinzen bestimmt war, seine Rechte auf Neapel dem Prinzen Karl von Durazzo abzutreten (J. 1376), wofür er ihn feierlich allen Ansprüchen auf Ungern und Polen entsagen ließ. Im Jahre 1381 kam auch

nach langen vergeblichen Versöhnungsversuchen der Friede mit Venedig zu Stande, und zwar ohne bedeutenden Vortheil für Ungern. Ein Jahr später, am 14. September 1382, starb endlich Ludwig nach einer vierzigjährigen Regierung im 56. Jahre seines Alters.

Ludwig hatte bei seinem Tode noch zwei Töchter, Maria und Hedwig, hinterlassen, von welchen jene mit Siegmund von Luxemburg, Karls IV. jüngerm Sohne, diese mit Herzog Wilhelm von Oesterreich, dem ältesten Sohne Leopolds des Biedern verlobt oder vermählt war, ohne daß jedoch wegen der zarten Jugend der Fürsten und Fürstinnen das Beilager statt gefunden hätte, und die Ehen wirklich vollbracht worden wären. Die Ungrischen Großen blieben dem Worte getreu, welches sie dem verstorbenen Könige gegeben hatten. Gleich nach dem Begräbnisse desselben krönten sie am 16. des Septembers 1382 ohne Abhaltung eines Reichstages die zwölfjährige Maria, mit dem Ausrufe: „Es lebe Maria, König von Ungern!" („Vivat Maria, rex Hungariae!") Dahingegen ihr fünfzehnjähriger Gemahl Siegmund nur den Titel eines Vormunds oder Beschützers (tutor) des Ungrischen Reiches erhielt. Die Reichsverweserschaft bekam die königliche Witwe Elisabeth von Bosnien, in deren Namen aber eigentlich der Reichspalatin Niklaus von Garn herrschte. Siegmund befand sich bei dem Tode seines Schwiegervaters in Polen, und wollte sogleich die Herrschaft daselbst in Besitz nehmen. Allein der zum erstenmal auf einem Confoederationslandtag in Radomsk versammelte Großpolnische Adel beschloß zwar einer von beiden Töchtern Ludwigs die Nachfolge zuzugestehen, aber nur derjenigen, welche sammt ihrem Manne im Reiche bleiben wollte, und Gesandte der Königinn Elisabeth welche um diese Zeit aus Ungern kamen, erklärten die bisherigen Schritte des Markgrafen Siegmund für unbefugt. Elisabeth suchte Zeit zu gewinnen, und schlug den Polen ihre zweite Tochter Hedwig vor, welche die Polen auch mit der Bedingung annahmen, daß sie sogleich in ihr Reich kommen, und sich mit Niemanden ohne Bewilligung des Polnischen Reichsrathes verheirathen sollte. Wie nun Elisabeth nach mehrjährigem Zögern

im Jahre 1384 die Hedwig nach Polen schicken mußte, und wie diese daselbst dem Wunsche des Reichsrathes gemäß, ungeachtet ihrer Neigung zu Wilhelm von Oesterreich, den Großherzog Jagiel von Litthauen heirathete, ist in der Polnischen Geschichte erzählt. Auch Ungern blieb nicht lange Zeit ruhig, denn eine Menge über die willkürliche Verwaltung des Niklaus misvergnügter Ungern vereinigten sich mit dem Neapolitanischen Anhang, welcher Karln von Durazzo, der unter dem Namen Karl III. den Thron zu Neapel bestiegen hatte, die königliche Würde übertragen wollte. An der Spitze derselben waren Fürst Twartko von Bosnien, ein naher Verwandter der Königinnen, der Johanniter Prior Johann von Palisna, und das Haus Horvathi, auf deren Veranlassung ganz Dalmatien sich für Karl von Durazzo erklärte. Vergebens suchte Siegmund, nachdem er im Jahre 1385 sein Beilager mit der Maria gehalten hatte, bei seinem Bruder, dem Kaiser Wenzel, Hülfe an Geld und Truppen; und als er seinen Vettern den Markgrafen Priowy und Godonis von Mähren um 50,000 Schock Prager Groschen einen Theil von Ungern zwischen der Donau und der Waag verpfänden mußte, ließen sich bald Ausbrüche des allgemeinen Unwillens hören. Es blieb nichts übrig als den Weg der Verstellung und des Nachgebens gegen den König von Neapel einzuschlagen. Siegmund wurde aus Ungern entfernt, und Karl von den Königinnen selbst, die ihm die reinsten Absichten zuzumuthen schienen, zu Ofen eingeführt. Karl handelte eben so verstellt, er ließ sich anfangs zum Gubernator des Reichs ausrufen, und erst nachdem seine Anhänger Alles besetzt hatten, verlangte er von der Maria, als wäre er durch den allgemeinen Willen zu diesem Schritte gezwungen, die Verzichtleistung auf die Ungrische Krone. Maria wollte sie erst standhaft verweigern, aber auf die Vorstellung ihrer Mutter, daß sie sich in den Händen des Königs von Neapel befinde, trieb sie die Verstellung noch weiter, und that, als ob sie sich freiwillig der Bürde der Staatsverwaltung entledigte. Schon auf dem Krönungs-Reichstage, welcher am 31. Dec. zu Stuhlweißenburg gehalten wurde, erregte der Anblick der Königinnen, welche der Feierlichkeit als

Zuschauerinnen beiwohnten, beinahe ein allgemeines Mitleiden. Wenige Monate später, im Februar 1386, gelang es dem Blasius Forgacs sich durch einen kühnen Ueberfall der Person Karls zu Ofen zu bemächtigen. Den andern Tag erhielten die Königinnen den Beifall des Volks, Karl wurde nach Wissegrad abgeführt, und daselbst am 24. Februar umgebracht. Indessen ward die Ruhe in Ungern durch Karls Tod keineswegs wieder völlig hergestellt. Johann Horvathi war nach Croatien entflohen, in den südlichen Theilen des Reichs wehte noch immer die Fahne des Aufruhrs, und als bei einer neuen, durch den ehrgeizigen Niklaus von Garn veranlaßten Abwesenheit Siegmunds, die Königinnen sich unvorsichtiger Weise von einem geringen Gefolge begleitet, mit dem Palatin nach Gorian in der Verotzer Gespannschaft, einen Stammsitz desselben begaben, wurden sie von Johann Horvathi mit seinen Croaten überfallen und gefangen, der Palatin und sein Bruder Johann aber nebst dem tapfern Blasius Forgacs in ihrer Gegenwart enthauptet. Die Königinnen wurden sofort ins südliche Ungern abgeführt. Siegmund, der jetzt an der Spitze eines Böhmischen Heeres in Ungern einrückte, ward daselbst mit Beifall aufgenommen, im Jahr 1387 zum König ausgerufen, und am 20. März dieses Jahres zu Stuhlweißenburg gekrönt. Bei seinem Eintritt ins Reich war die Königinn Elisabeth zu Novigrod vor den Augen ihrer Tochter enthauptet worden, und nur die häufigen Streifereien der Venetianer an der Dalmatischen Küste verhinderten die Auslieferung der Maria nach Neapel. Allein der Wechsel des Kriegsglückes zwang die Aufrührer diese Fürstinn endlich am 4. Juni 1387 auf freien Fuß zu stellen, nachdem ihr Johann Horvathi zuvor einen Eid abgenommen, daß sie sich nie an ihm rächen, sondern ihn stets als Vater und Lebensretter verehren wollte. Nichts desto weniger wurde er, da er ein Jahr später in königliche Gewalt gerieth, auf Veranlassung der Maria auf eine entsetzliche Weise hingerichtet. Nach ihrer Befreiung übertrug Maria ihrem Gemahl Siegmund in einer feierlichen Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen des Reiches die Mitherrschaft, und von nun fertigten Beide königliche Urkunden

aus, aber immer mit Erwähnung des gegenseitigen Vorwissens. Indessen blieb der Fürst Twartko von Bosnien dem Reiche immer noch gefährlich, und zwar um so mehr, als er sich in Verbindungen mit den Türken einließ, die im letzten Viertheile des vierzehnten Jahrhunderts in Europa immer drohender wurden. Nach langem Kampfe wurden erst nach dem Tode des Twartko und des Johanniter-Priors Johann von Palisna im Jahr 1393 Dalmatien und Croatien wieder unterworfen. Siegmund hatte eben in einem Feldzuge gegen die Türken Klein-Nikopel wieder-erobert, als er die Nachricht vom Tode seiner Gemahlinn, der Königinn Maria, erhielt, welche am 13. Mai 1395 an einer schweren Krankheit gestorben war.

Dieses Ereigniß war für das Wohl des Ungrischen Reiches eben so bedenklich als für den besonderen Vortheil König Siegmunds, dessen Rechte auf die Krone jetzt von neuem untersucht, und von Misvergnügten unter diesem oder jenem Vorwande aufs heftigste bestritten wurden. Doch gelang es ihm die Widerspenstigen zu demüthigen, und 32 Hinrichtungen ohne Urtheil und Recht wirkten zwar zur augenblicklichen Wiederherstellung der Ruhe mit, erregten aber bei dem sämmtlichen Adel einen tiefen Unwillen, der nur auf eine neue Gelegenheit wartete, um wieder überall mit Gewalt hervorzubrechen. Diese Gelegenheit erschien, als am 28. Sept. 1396 König Siegmund an der Spitze eines ansehnlichen Ungrischen Heeres und zahlreicher Französischer Hülfstruppen, von den Türken unter Anführung ihres Sultans Bajazeth bei Nikopel eine gänzliche Niederlage erlitt. An diesem Unglücke mochte der Eigensinn des Französischen Connetable, Grafen von Eu, nicht wenig Schuld seyn, da er, trotz allen Gegenvorstellungen, sein in Frankreich gebräuchliches Vorrecht, den Vortrab anzuführen, behauptete, statt ihn dem Woywoden der Wlachen zu überlassen, dessen Völker viel besser an den Kampf mit leichten Türkischen Truppen gewöhnt seyn mußten. Die Halsstarrigkeit des Französischen Heerführers wurde schwer gebüßt, denn bei der gänzlichen Zerstreuung des Ungrischen Heeres wurde der Connetable selbst nebst dem Kurfürsten von der Pfalz und vielen andern Französischen und

Ungrischen Großen gefangen, welchen die Hoffnung eines beträchtlichen Lösegeldes das Leben erhielt, während die gemeinen Gefangenen, gegen 10,000 an der Zahl, am folgenden Tage hingerichtet wurden. König Siegmund entkam mit genauer Noth auf der Donau, deren Mündung eine kleine Flotte der Rhodiser Ritter und der Venetianer besetzt hielt, dann durch die Dardanellen, und langte am 19. Dec. glücklich auf der Insel Lacroma bei Ragusa an. Die Türken hatten sich unterdessen mit Verwüstung Sirmiens und Slavoniens begnügt. Aber Stephan Latzkowich, der in der Schlacht bei Nikopel die Ungern angeführt hatte, und auf eine schändliche Weise aus derselben entflohen war, arbeitete mittlerweile an der Ausführung des niederträchtigen Vorhabens, den König von Neapel, Ladislaus, mit Hülfe der Türken auf den Ungrischen Thron zu setzen. Indessen wurden diese frevelhaften Entwürfe durch Siegmunds unvermuthete Erscheinung und des Ladislaus Zaudern vereitelt. Stephan Latzkovics wurde am 26. Februar 1398 in einer Versammlung der Reichsbarone unversehens ergriffen und enthauptet. Allein auch diese Hinrichtung, verbunden mit Siegmunds ausschweifender Weiberliebe, und seiner übermäßigen Begünstigung des gräflichen Hauses Cilley, endlich die durch Verschwendung herbeigeführte Verpfändung vieler königlicher Güter, machten seine Herrschaft bei den Ungern je länger je mehr verhaßt. Am 28. April ging man so weit den König in einem Reichsrathe gefangen zu nehmen, und ihn, da ihm nur durch die eifrige Verwendung des Palatins Niklaus von Garn und seiner Söhne das Leben gelassen ward, nach dem Schlosse Siklos abzuführen, wo er in den Händen des Palatins aufbewahrt blieb. Siegmund verdankte nur dem Ehrgeiz und der Habsucht dieses Letztern, dem er sehr große Versprechungen thun mußte, seine Befreiung nach einer Gefangenschaft von achtzehn Wochen, und herrschte nun durch Erfahrung belehrt, mit größerer Mäßigung als er es bisher gethan hatte. Glücklich für ihn war es, daß Ladislaus von Neapel immer zaudernd, durch das traurige Schicksal seines Vaters erschreckt, die Zeit nicht benutzte um sich der Krone zu bemächtigen. Bald hierauf machte sich Siegmund

auf den Rath des Palatinus, um die Leitung der Böhmischen Angelegenheiten zu erhalten, des schwärzesten Undankes schuldig, indem er seinen Bruder Wenzel, von dem er viel Gutes und unter Anderm häufige ihm sehr wichtige Unterstützungen an Geld erhalten hatte, am 29. April 1402 in einen Thurm zu Prag gefangen setzte, und dann als Gefangenen auf seinen Reisen mitschleppte. Eine ähnliche Behandlung erfuhr sein Freund und Vetter, Procop von Mähren. Siegmund war unterdessen in die engsten Verhältnisse mit dem Hause Oesterreich getreten, und erhielt auf einem Reichstage zu Preßburg im Sept. 1402, daß die Stände auf sein sohnloses Absterben hin, seinen Schwager, den Herzog Albrecht, als Nachfolger in Ungern anerkannten. Dessenungeachtet wehte die Fahne des Aufruhrs bald im ganzen südlichen Ungern. Emmerich Bubek, Prior von Varna, war das Haupt desselben, und Ladislaus durch die große Zahl seiner Anhänger aufgemuntert, wagte es diesmal sogar nach Garn zu kommen, wo er von dem Cardinal-Legaten Angelus Acciajoli zum Könige von Ungern gekrönt wurde. Aber Siegmund eilte schnell aus Böhmen herbei, und stellte an der Spitze eines Heeres, theils durch Gewalt, theils durch versöhnende Maßregeln sein Ansehen wieder her. Von da an beschäftigte er sich eine Zeit lang fast ausschließend mit den Regierungsgeschäften von Ungern, wo die Geistlichkeit seit der Zeit der Anjouischen Könige immer mehr von ihrem Einflusse verlor, dafür aber die Macht der weltlichen Großen sich auf eine für König und Volk höchst bedenkliche Weise emporschwang. Im Jahre 1406 kam die schon früher verabredete Heirath mit der Barbara von Cilley zu Stande, ein für Ungern wenig erfreuliches Ereigniß, weil dadurch das Ansehen der ohnehin schon übermächtigen Cilley noch gesteigert wurde, und die Königinn selbst in der Folge durch ihren ärgerlichen Lebenswandel und ihre Ränkesucht den König und das Reich in allerlei mißliche Verhältnisse stürzte. Der im Mai 1410 erfolgte Tod des Deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz lenkte die Aufmerksamkeit Siegmunds auf die Deutschen Angelegenheiten. Trier und Pfalz wählten ihn am 20. Sept. 1410 zu Frankfurt zum Römischen König. Da aber eben daselbst von

den übrigen Kurfürsten im October desselben Jahres Herzog Jobst von Mähren gewählt wurde, so erhielt Siegmund diese Würde erst nach dem Tode seines Vetters am 21. Juli 1411 durch einmüthige Wahl. Allein Siegmunds Erhebung auf den Deutschen und acht Jahre später auf den Böhmischen Thron, hatte für Ungern keine günstigen Folgen. In einem Augenblicke, wo sowohl die innern Angelegenheiten des Reichs als die immer drohendere Gefahr vor den Türken, die ganze Thätigkeit eines Fürsten in Anspruch nahm, ward Siegmund in die verwickelten Staats- und Kirchen-Streitigkeiten des Deutschen Reiches verflochten, und als er Böhmen erhielt, war auch der Hussiten-Krieg schon ausgebrochen. Unter diesen Umständen mußte ein von neuem mit Venedig entstandener Krieg, welcher mit großer Erbitterung und wechselndem Glücke geführt wurde, und in welchem des Königs Geldvorrath immer mehr erschöpft ward, für Ungern äußerst drückend seyn. Selbst das Ungrische Gebiet wurde von den Hussiten nicht verschont. Die dringende Gefahr des Landes nöthigte den König im Jahre 1435 eine Kriegsverfassung einzurichten, welche den mächtigen Herren noch größern Einfluß ließ. In den letzten Jahren gab er sich endlich an Geist und Körper geschwächt, der Leitung des Bruders Jakob Picenus de Marchia, General-Vicars der Minderen-Brüder in Bosnien hin, auf dessen Veranlassung Ungern noch mit dem Gräuel gewaltsamer Ketzerbekehrungen erfüllt wurde. Kurz vor Siegmunds Tode, als eben ein gefährlicher Bauern-Aufstand in Siebenbürgen durch eine Verbrüderung der drei Nationen in diesem Lande beendiget war, mußte er noch den Schmerz erdulden, daß seine Gemahlinn Barbara gegen ihn und seinen Eidam und Nachfolger, den jungen Albrecht von Oesterreich, in Böhmen verderbliche Ränke schmiedete, deren Ausführung er durch ihre Verhaftung zuvorkam. So geängstigt, betrübt und lebensmüde, starb Kaiser Siegmund am 9. Dec. 1437 zu Znaym in Mähren, im 70. Jahre seines Alters, und im 51. seiner Regierung in Ungern, nachdem er sein ganzes Leben unter großen Entwürfen zugebracht, aber von der Verwirklichung derselben bald durch Zerstreuungen, bald durch Mangel an Geld oder an-

dere ihm entgegenwirkende Umstände beständig abgehalten worden war.

Kaiser Siegmund hinterließ bei seinem Absterben nur ein einziges rechtmäßiges Kind von seiner zweiten Gemahlinn Barbara, seine Tochter Elisabeth, welche mit Herzog Albrecht von Oesterreich, einem Sohne seines verstorbenen Schwagers, und von den Ungern erkannten Nachfolgers des gleichen Namens, vermählt war. Unmittelbar nach dem Tode seines Schwiegervaters begab sich Albrecht mit dem Leichname desselben, und seiner gefangenen Witwe nach Preßburg, woselbst ein versammelter Reichsrath der geistlichen und weltlichen Großen sich dahin erklärte, daß das Erbrecht auf die Ungrische Krone zwar eigentlich der Elisabeth als Tochter Siegmunds zustehe, sie aber in Erwägung der gefährlichen Umstände des Reichs den Herzog von Oesterreich zu ihrem Könige erwählen wollten, jedoch mit Vorbehalt eines in kurzer Zeit zu haltenden Reichstages, wo seine Wahl von den Reichsständen gebilligt, und ihm über die Art, wie das Reich beherrscht werden solle, eine Art von Vertrag vorgelegt werden möchte. Dafür versprachen sie, die Elisabeth, wenn sie ihren Mann überlebte, nebst ihren Erben als rechte erbliche Herrschaft anzuerkennen; allein Albrecht sollte ohne Bewilligung des Reichsrathes nie die Deutsche Krone annehmen. Beide wurden am 1. Jan. 1438 zu Stuhlweißenburg gekrönt. In Böhmen waren die katholischen Stände ihrem, dem sterbenden Siegmund gegebenen Versprechen seinen Eidam als König zu erkennen, treu geblieben, und die übrigen wurden trotz dem Polnischen Schutze mit Gewalt bezwungen. Am 18. März 1438 ward Albrecht zum Deutschen König gewählt, und der Ungrische Reichsrath gab in der Hoffnung, daß die Vereinigung Böhmens und Deutschlands mit Ungern, den Feinden des Ungrischen Reiches, den Venetianern, Polen und Türken Achtung gebieten würde, seine Einwilligung zur Annahme der Deutschen Krone. Auf einem Reichstage zu Ofen im Jahre 1439 wurde die Thronfolge zu Gunsten der Königinn Elisabeth und ihrer Erben festgesetzt, allein am 29. Mai mußte der König einen feierlichen Wahlvertrag beschwören, in welchem das Wahlrecht der Ungern

anerkannt, die bisherigen Freiheiten des Adels aber nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt werden sollten. Dessenungeachtet konnte der König weder mit Befehlen noch Bitten mehr als 24,000 Mann gegen die Türken zusammenbringen, welche Semendria einnahmen, Bosnien bedrohten, und sich in Albanien ausbreiteten; und auch dieses kleine Heer wurde bald von der rothen Ruhr aus einander getrieben. Selbst König Albrecht starb an derselben am 27. October 1439 nach einer eben so kurzen als unruhvollen Herrschaft. Beim Tode des Königs war seine Witwe schwanger, und Albrecht hatte in einer kurz vor seinem Ende abgefaßten letzten Willenserklärung die Vormundschaft über das zu gebärende Kind, wenn es männlichen Geschlechts seyn sollte, für Oesterreich seinen Vettern den Herzogen Friedrich von Steiermark, und Albrecht, für Böhmen dem Mainhard von Neuhaus und Ulrich von Rosenberg, für Mähren dem Landshauptmann Ludwig von Cymburg, für Ungern aber dem Ladislaus von Garn, dem Niklaus von Ujlek und dem Johann von Hunyad übertragen. Dieser Letztere war ein natürlicher Sohn Kaiser Siegmunds, der ihn auf dem Feldzuge von 1392 mit der schönen Elisabeth Morsinay gezeugt, und ihm in der Folge Hunyad mit mehr als 60 Dörfern zur Ausstattung geschenkt hatte. Der Elisabeth wurde Anfangs nach ihres Mannes Tode von einem Ungrischen Reichsrath ohne Widerspruch gehuldigt, allein der durch seine Uebergehung bei der Besetzung des Erzstuhls von Gran aufgebrachte Canzler und Bischof von Weszprim, Simon von Rozgon, wußte bald einen Verein von Meyterern zusammenzubringen, welche behaupteten, um die Folgen der traurigen Herrschaft einer schwachen Königinn und des ausschließlichen Einflusses der Cilleyer zu vermeiden, müßte die Krone von Ungern dem König Wladislaus von Polen angetragen werden. Auch in Oesterreich und Böhmen war man nicht geneigt, den letzten Willen des verstorbenen Albrecht buchstäblich zu vollziehen. Vielmehr hatte ein Oesterreichischer Landtag, welcher den Friedrich von Steiermark, im Falle ein Mädchen geboren werden sollte, als Erben, im Falle eines Knaben, als Vormund anerkannt hatte, sich dahin ausgesprochen, daß

ein Knabe in Oesterreich, und nicht dem letzten Willen Albrechts zufolge, in Ungern erzogen werden müßte. In Böhmen hatten die Katholiken darauf gedrungen, daß die nahe Niederkunft der Königinn abgewartet würde, die Calixtiner hingegen ohne Weiteres den Thron für erledigt erklärt. Im Jahre 1440 brachte ein Ungrischer Reichsrath die Königinn dahin, in eine Heirath mit Wladislaus von Polen einzuwilligen, und sobald man ihre Zustimmung erhalten hatte, wurde der Antrag durch Gesandte dem Wladislaus unter den Bedingungen gemacht, daß seine mit der Elisabeth zu erzeugenden Kinder in Ungern, ein allenfalls von Albrecht noch zu gebärender Sohn hingegen in Böhmen nachfolgen sollte; eben dieser würde auch Ungern erben, wenn Wladislaus mit der Elisabeth keine Kinder erzeugte. Am 21. Februar 1440 nahm Wladislaus den Antrag mit allen Bedingungen vollkommen an. Aber mittlerweile hatte die Nachricht von der Wahl Friedrichs von Oesterreich zum Deutschen Könige, und noch mehr die Geburt eines Sohnes, der in der Taufe den Namen Ladislaus erhielt, die Elisabeth völlig umgestimmt, und als es zur Ausführung jenes mit dem König von Polen abgeschlossenen Vertrages kommen sollte, brach in Ungern ein fürchterlicher Bürgerkrieg aus, dessen schnelle Beendigung zu Oesterreichs Gunsten, nur durch Friedrichs Saumseligkeit verhindert ward. Wladislaus thätigere Maßregeln, und der Umstand, daß nebst andern Ungrischen Großen, die besonders dem Cilleyschen Hause gram waren, auch der durch seine Heldenthaten gegen die Türken berühmte, und noch sonst wegen seines Ranges und seiner Besitzungen angesehene Johann von Hunyad sich für den König von Polen erklärte, gaben der Sache des Letztern wieder eine bessere Wendung. Wladislaus wurde in Ermanglung der ächten Reichskrone, die in den Händen der Elisabeth war, mit der Krone gekrönt welche des heiligen Stephans Haupt zu Stuhlweißenburg zierte. Aber der hartnäckige Kampf, in welchem Ungern aufs grausamste verheert wurde, blieb unentschieden, bis nach einer persönlichen Zusammenkunft des Wladislaus und der Elisabeth im Nov. 1442 bald darauf zwischen den kriegsmüden Gegnern der Vertrag von 1440 erneuert wurde. Allein der unmittelbar

darauf erfolgte Tod der Königinn Elisabeth, den Einige einer Vergiftung zuschreiben, machte auch dieses glückliche Ereigniß zum Theil unwirksam. Indessen geboten für den Augenblick die drohenden Fortschritte der Türken der Parteiwuth Ruhe, und Wladislaus kehrte aus einem glänzenden Feldzuge gegen die Feinde der Christenheit im Februar 1444 mit Ruhm gekrönt nach Ofen zurück. Dieser Feldzug hatte einen für Ungern sehr rühmlichen Frieden zur Folge, in welchem der Sultan Murad versprach, ganz Servien, Chulm und die Herzogewina dem Georg Brankowitsch zurückzustellen, die Wlachei unter Ungrischer Oberherrschaft zu lassen, und für den gefangenen Pascha von Natolien ein Lösegeld von 70,000 Ducaten zu erlegen. Johann von Hunyad beschwor den Frieden auf das Evangelienbuch, im Namen des Königs und des Reichs. Leider ließ sich dessenungeachtet Wladislaus vom heiligen Stuhle bereden, diesen Frieden noch in demselben Jahre zu brechen. Man stellte ihm vor, es könne keine günstigere Gelegenheit geben die Türken aus Europa zu vertreiben, als in diesem Augenblick, wo Murad mit der Dämpfung einer gefährlichen Meuterei in Asien beschäftiget sey, und eine zahlreiche christliche Flotte im Hellespont die Rückkehr des Türkischen Heeres nach Europa verhindern würde. Mit nicht mehr als 10,000 Mann begann die vom Ungrischen Adel schlecht unterstützte tollkühne Unternehmung, zu denen jedoch später noch 5000 Mann unter Johann von Hunyad stießen. Vergebens wagte der Woywode der Walachei Drakul Gegenvorstellungen. Das Heer rückte längs der Donau gegen Varna an der Westküste des schwarzen Meeres zu, von wo aus man erst den langen Weg bis Gallipoli antrat, weil man das sehr weitläufige Gepäcke nicht hatte über den Hämus bringen können. Auf die erste Nachricht von dem Friedensbruche hatte sich Murad mit seinen Gegnern in Asien vertragen, und sogleich mit seinem Heere den Rückweg angetreten. Bestochene Genuesische und Venetianische Schiffsbefehlshaber ließen ihn über den Bosphorus setzen, und liehen ihm sogar heimlich Lastschiffe zur Ueberfahrt. Wladislaus, von diesem mißlichen Ereignisse durch den päpstlichen Großadmiral benachrich-

tigt, zog sich nach Varna zurück, woselbst er die Türken erwartete, und mit seinem kleinen Heere von dem sechsmal so starken Türkischen am 10. Nov. 1444 nach einer tapfern Gegenwehr eine völlige Niederlage erlitt, bei welcher er selbst bei einem Angriffe an der Spitze seiner Polnischen Leibwache zu Pferde, das Leben verlor.

In der mißlichsten Läge des Reichs ergriff der erfahrne und entschlossene Palatin, Lorenz von Hedervara, das Ruder der Staatsgewalt, und lenkte es mit bewundernswerther Weisheit und Kraft. Durch Drohung brachte er den Woywoden der Wallachei Drakul dahin, seinen Freund den Woywoden von Siebenbürgen, Johann von Hunyad, den Drakul auf der Flucht gefangen gesetzt hatte, wieder auf freien Fuß zu stellen. In einem Reichsrathe der zu Stuhlweißenburg am 6. Febr. 1445 gehalten wurde, erwählte man mehrere Ungrische Große nach dem Beispiele Böhmens zu Reichshauptleuten (capitanei), denen der besondere Schutz einzelner Theile des Reichs anvertraut wurde. Auf einem Reichstage Anfangs Mai, auf welchem alle geistlichen und weltlichen Großen, der Adel und die städtischen Abgesandten erschienen, wurde das Wohl des Reiches feierlich berathen. Die Ansichten waren getheilt, — Einige wünschten die Anerkennung des jungen Ladislaus, und zwar theils mit, theils ohne Friedrichs Vormundschaft, Andere waren geneigter einen kräftigen König aus dem Mittel der einheimischen Großen (wahrscheinlich den Hunyad) auf den Thron zu erheben, — endlich schienen Mehrere gar einer Herrschaft des hohen Adels ohne Königthum günstig zu seyn. Doch beschloß man unter Hunyads Anleitung nach langer Erörterung, die Anerkennung des jungen Ladislaus nach einer Wartezeit, in welcher der Tod des Wladislaw von Polen bestätigt werden müßte, unter der Bedingung daß der Knabe nebst der Ungrischen Krone den Ungern ausgeliefert werden sollte. Mittlerweile wurde das Reich in bestimmte Kreise abgetheilt, innerhalb derer Reichshauptleute die königliche Gewalt üben würden. Die Gerichtsverwaltung wurde dem Palatin übertragen. Aber Kaiser Friedrichs Weigerung den Thronerben auszuliefern, zog die Unterhandlung in die Länge.

Unter diesen Umständen gelang es dem Palatin endlich auf einem Reichstage bei Pesth im Jahre 1446, seinen Freund Hunyad zum Reichsweser bis zur Mehrjährigkeit des Königs Ladislaus mit beinahe königlicher Gewalt erwählen zu lassen. Die Unterhandlungen mit dem Deutschen König Friedrich dauerten immer fort; bisweilen wurden sie durch Waffengewalt unterbrochen, dann aber bald wieder angeknüpft. Die Lieblingsbeschäftigung des kriegerischen Hunyad war indessen die Bekämpfung der Türken. Seine Kampflust verleitete ihn zu dem mit so ungleichen Kräften unternommenen Feldzug von 1448, wo in der wüsten Ebene welche Servien von der Bulgarei trennt, die Ungern am 10. und 17. October zum zweitenmal eine völlige Niederlage erlitten, aus welcher Hunyad nur durch Aufopferung seiner Tapfersten entkam. Der Reichsverweser gerieth diesmal in die Gewalt des Herrschers von Servien, aus welcher er nur mit der ihm äußerst lästigen Bedingung einer Versöhnung mit dem Cilleyschen Hause entkam. Dessenungeachtet wurde weder sein Muth noch sein Ansehn in Ungern geschwächt, obgleich sich mehrere Mächtige heimlich gegen ihn verbunden und ihren Unmuth durch schlechte Unterstützung der öffentlichen Maßregeln ausließen. Allein die Reise König Friedrichs nach Italien, auf welcher er den jungen Ladislaus mitnahm, erregte die Aufmerksamkeit der Oesterreichischen und Ungrischen Stände, welche Letztere den Hunyad zwangen die Auslieferung des jungen Königs nachdrücklicher zu begehren. Friedrich in Neustadt eingeschlossen, mußte am vierten September 1452 den Ladislaus den Oesterreichern übergeben, die ihn erst in ein Bad, dann in die Cilleysche Burg Berchtoldsdorf, und endlich nach Wien brachten. Auf dem Reichstage im Januar 1453 beschwor der junge König die Aufrechthaltung der Freiheiten, Gesetze und Gewohnheiten des Reichs, und empfing dafür auch zum ersten Mal die Huldigung der Stände. Hunyad legte seine Gewalt in die Hände desselben nieder, und wurde von ihm zum Generalkapitän des Reichs und zum Erbgrafen von Bistriz ernannt. Vom Papste hatte er schon im Jahre 1448 die fürstliche Würde erhalten, von welcher er aber persönlich nie einigen Gebrauch machte. Der Glaube Hu-

nyads an die wunderbare längst verbreitete Sage, daß nur nach dem Falle von Constantinopel die Christen im Kampfe wieder glücklich seyn würden, soll die Unthätigkeit veranlaßt haben, mit welcher die Ungern dem Falle der Griechischen Hauptstadt zusahen.

Ladislaus mit dem Beinamen der Nachgeborene, war zwölf und ein halbes Jahr alt, als er seine Freiheit erhielt, und die Regierung übernahm, von schwachem und sehr lenkbarem Sinne. Ihm gehorchte nebst Ungern und Böhmen sein Stammland Oesterreich; aber Ungern hatte unter der vorigen Regierung viel an die Türken verloren, Dalmatien hatten die Venetianer wiedererobert. In den drei Ländern waren bis zur Mehrjährigkeit des jungen Königs sehr verschiedenartige und Zusammenwirkung auf keine Weise begünstigende Anstalten getroffen worden. Der letzte unglückliche Kampf gegen die Türken hatte noch mehr als die frühern die Macht des Reiches geschwächt, und doch konnten sich selbst in einer so bedenklichen Lage des Vaterlandes die Ungern nicht zu gemeinsamen und kräftigen, der Würde ihres Volkes angemessenen Anstrengungen vereinigen. Die großen Kriege welche unter den Herrschern des Anjouischen Hauses, und unter Siegmund von Luxemburg oft mit Hintansetzung von Ungerns viel wichtigern Angelegenheiten, meist nur zur Vergrößerung des königlichen Hauses, oft für Ungern völlig zwecklos, wie die Unternehmungen gegen Neapel, geführt worden waren, hatten den Ungrischen Adel ermüdet, und den Gemeinsinn geschwächt. Freilich hatte die Macht seiner Könige und die bedeutende Art wie es selbst in dem großen Staatenverkehr des östlichen Europas auftrat, dem Ungrischen Volke geschmeichelt, aber man fühlte nichts desto weniger die Beschwerden der Anstrengung, und wie wenig eigentlich am Ende für Ungern selbst dabei gewonnen war. Denn mit den wandelbaren Begriffen über das fürstliche Erbrecht, ging bei dem Tode eines Königs dasjenige was nicht ohne großen Aufwand von Blut und Geld für ihn errungen war, für das Land oft wieder völlig verloren. Von der glänzenden Macht der Könige des Anjouischen Hauses blieb für Ungern wenig übrig, und selbst das Wenige stand noch auf sehr schwankendem Fuße. Die äußere Lage

des Reiches war gegen das Ende dieses Zeitraums auf jede Weise gesunken.

Zu diesem Verfalle der äußeren Macht des Ungrischen Reiches mochten die Veränderungen nicht wenig beigetragen haben, welche während dieses Zeitraumes in der Verfassung und öffentlichen Verwaltung des Reiches statt fanden, und den Staat allmählig zur Oligarchie, d. h. zu einer der schlimmsten Krankheiten führten, die nur irgendwo in einem öffentlichen Wesen einreißen mögen. Zu den vorzüglichsten Veranlassungen dieses Uebels gehörten der öftre Wechsel des herrschenden Hauses, der die Könige bei der Unsicherheit des Erbrechts und der Mannigfaltigkeit der Meinungen und Anhänger zu immer neuen und immer größeren Schenkungen zwang, die daraus natürlich folgende Erschöpfung des Kronvermögens und die Unzulänglichkeit der allgemeinen Kriegsanstalten, welche die Herrscher von Ungern bei schweren Kriegen gewissermaßen von den Unterstützungen der Großen an Geld und Kriegern abhängig machten. Dazu hatte das Aussterben königlicher Häuser oder die bedenkliche Lage des Reichs, wenn Weiber oder Kinder auf dem Throne saßen, Wahlen nothwendig gemacht, und der Begriff des Wahlrechts der Stände war am Ende dieses Zeitraumes völlig festgesetzt. Die letzten Könige wurden, wenn man auch bei ihrer Erhebung auf ihre Verwandtschaft mit den frühern bestimmte Rücksicht nahm, dennoch im eigentlichen Sinne gewählt, und ihre Anerkennung erfolgte nicht ohne einen vorhergegangenen Staatsvertrag, eine sogenannte Wahlcapitulation in welcher die bis dahin erworbenen Rechte der Stände nicht nur förmlich bestätigt, sondern oft noch bedeutend vermehrt werden mußten. Die neuen Herrscher konnten, im Weigerungsfalle von andern mächtigen Nebenbuhlern gedrängt, nur auf diesem Wege zur höchsten Würde emporsteigen. Die lange Ungewißheit des Schicksals des Polnischen Ladislaus, während dessen die allgemeine Verehrung dieses trefflichen Fürsten jedem andern Bewerber die Ohren des Ungrischen Volkes verschloß, und die Minderjährigkeit des jungen Ladislaus, welche die Verwaltung eines Reichsverwesers herbeiführte, hatten die Befestigung der Oligarchie nicht wenig ge-

fördert. Die Häuser Cilley, Garn, Palisna, Ozora u. s. w. waren nebst den großen Prälaten gewohnt bei der Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten des Reichs einen großen Einfluß zu behaupten. Die Geringern wurden immer mehr von den bedeutendern Staatsverhandlungen zurückgedrängt, oder mußten sich der Sache eines der Mächtigern anschließen. Die Wildheit und das aufbrausende Wesen der Ungern hatte schon längst den Königen große Abneigung gegen die allgemeinen Reichstage eingeflößt, auf denen die Unordnung gewöhnlich so groß war, daß nichts Ordentliches daselbst ausgemacht werden konnte. Wo es nur immer möglich war, suchten sie daher die großen Staatsgeschäfte mit ihrem Reichsrathe abzuhandeln, in welchem einzig und allein die hohen Prälaten und Barone Sitz und Stimme hatten. Nur zur Bestätigung zweifelhafter Erbrechte oder zu schweren Geld- oder Kriegsdienst-Leistungen wurde der ganze Reichstag berufen. Auf diesem erschien die gesammte Geistlichkeit und der Adel. Später wurde der Adel durch Abgeordnete aus den Grafschaften vertreten, zu deren Erwählung und Ertheilung von Verhaltungsbefehlen in den Grafschaften besondere Adels-Versammlungen gehalten wurden.

Die königlichen Einkünfte waren durch die bereits erwähnten Umstände immer mehr geschwächt, so daß die Ungrischen Herrscher öfters zu den verderblichsten Maßregeln ihre Zuflucht nehmen mußten, wenn sie nur den dringendsten Bedürfnissen abhelfen wollten. Leider bot sich auch ihnen die von allen Europäischen Fürsten zum großen Schaden ihrer Völker angewendete Münzverschlimmerung als eine der ergiebigsten Hülfsquellen dar. Karl Robert, der wegen seiner großen Entwürfe kein Mittel außer Acht lassen durfte, die Einnahmen seines Reichs zu vermehren, begründete durch das Gesetz vom Jahre 1327 das Bergwerksregal. Diesem zufolge sollte nämlich, wenn auf dem Grund und Boden eines Unterthans eine Gold- oder Silbergrube eröffnet wurde, das Eigenthum des Bodens diesem Unterthane zwar immer noch angehören, die Grube selbst aber dem Könige zufallen, so daß dieser zwei Drittheile, der Eigenthümer aber nur einen Drittheil des Ertrages beziehn mochte. Eben

dieser König führte noch im letzten Jahre seiner Regierung 1342 eine neue Besteurungsart ein, die den Ungrischen Verhältnissen so gut angepaßt war, daß sie sich Jahrhunderte hindurch zum Theile bis auf den heutigen Tag im Gebrauche erhielt. Statt der bisher üblichen Münzverschlimmerung, und der für das ganze Volk so äußerst drückenden jährlichen Einwechslung (lucrum camerae), schrieb er eine jährliche bestimmte Abgabe aus, die, weil sie an die Stelle jenes Gewinnstes trat, den Namen Kammergewinn, lucrum camerae, beibehielt, und versprach hingegen feierlich, daß die Münze von nun an auf einem festen Fuße bleiben sollte. Die neue Abgabe sollte von jedem Thore bezahlt werden, wo ein Pracht- oder Heu-Wagen hineingehen könnte, und zwar mit 18 Silberdenarien, es mochten nun eine oder mehrere Familien ein solches Haus bewohnen. Von der Abgabe waren befreit: 1) der Adel und die Geistlichkeit von ihren eigenen Thoren und Häusern; 2) ganz arme Bauern, nach dem eidlichen Zeugnisse des Comitats-Beamten oder ihres Grundherrn; 3) die Bürger der königlichen bevorrechtigten Städte, die schon seit längerer Zeit den Kammergewinn durch ein jährliches sogenanntes Pauschquantum abgekauft hatten; 4) die bevorrechtigten Diener des Adels und der Geistlichkeit, die Bauern welche von den Adlichen auf Kriegszügen als Knappen mitgenommen wurden. In jedem Comitate waren fünf sogenannte Steuerrectificatoren bestellt, nämlich einer vom Erzbischofe von Gran, einer vom Magister Tavernicorum und drei vom Comitate selbst, welche die Abgabe zu einem bestimmten Zeitpuncte binnen vier Tagen erheben, und die Saumseligen mit Auspfändung anhalten sollten. Auf diese Art wurden durch Karl Robert auch die Bauern der Geistlichkeit und des Adels besteuert, welche früherhin zu keinerlei unmittelbaren Leistungen gegen die Krone verbunden waren. König Ludwig führte 1351 noch eine neue für den Bauernstand äußerst drückende Last, nämlich die Abgabe des Neunten ein, und um sie den Bauern der Krongüter von denen er sie forderte, weniger gehässig zu machen, zwang er auch den Adel und die Geistlichkeit auf ihren Besitzungen das Nämliche zu thun, so daß nun die Bauern der Kirche außer dem Zehenten

noch den Neunten, also beinahe den vierten Theil, und überdies noch den Kammergewinn entrichten mußten. Zu ihrer Erleichterung wurde jedoch festgesetzt, daß die Abgabe des Kammergewinns nie drei Groschen von jeder Pforte übersteigen sollte, und mancher Misbrauch der Beziehung abgestellt. Im Uebrigen wurden auf demselben Reichstage alle Zölle und Mauthen mit Ausnahme der Brücken- und Ueberfahrtszölle aufgehoben. König Siegmund überließ den Eigenthümern des Grund und Bodens auf welchem Bergwerke eröffnet wurden, die Hälfte des Ertrages, hielt sie aber dafür an, die andere Hälfte mit Ausnahme dessen was sie zu ihrem eigenen Silbergeschirre bedurften, um einen bestimmten Preis der königlichen Münzkammer zu verkaufen. Von eingeführten Waaren mußte der 30ste, d. h. 3⅓ % bezahlt werden. Im Jahre 1411 erhöhte der geldbedürftige Siegmund wieder den Kammergewinn von 18 Silberdenarien von jedem großen Thore auf 30, und schrieb überdies noch eine neue Abgabe von 15 Silberdenarien von jedem kleinen Thore aus; doch befreite er hiebei alle Unvermöglichen, und befahl, daß man bei der Beziehung auf eine sehr schonende Weise zu Werke gehn sollte. Und dennoch konnte Siegmund durch diese für den untersten Stand so drückende Abgabenerhöhung den Schaden nicht aufwiegen, den er durch Verschenkung so vieler Güter dem öffentlichen Schatze that. Bei dem Wahlvertrage den König Albrecht im Jahre 1439 eingehen mußte, wurde der Kammergewinn wieder auf den Fuß gesetzt, auf welchem er unter Ludwig gewesen war, und dem Könige zur strengen Pflicht gemacht, keine Krongüter zu veräußern oder zu verpfänden, nur die Verpachtung an Inländer ward ihm gestattet. Nichts desto weniger mußten im Jahre 1444 die königlichen Einkünfte, welche auf allerlei Weise in andere Hände gekommen waren, dem Könige Wladislaus wieder zugestellt werden. 1446 wurde dem Reichsgubernator vorgeschrieben, nur solche Güter zu verschenken, welche ohne darauf haftendes Privatrecht an die Krone zurückfielen, nämlich durch Aussterben eines Stammes oder durch Strafurtheile wegen Verbrechen. Die von ihm verschenkten Güter sollten nicht über 32 Bauerngründe betragen dürfen, und Niemand

können zweimal beschenkt werden, und endlich mußten alle Schenkungen vom künftigen Könige erst wieder bestätiget werden. Die Verwaltung der königlichen Einkünfte übertrug man zwei Prälaten und zwei Baronen; über die Verwendung derselben mußte der Gubernator seinen Rath, und jene Schatzbeamten mitbefragen, und von dem Ueberschusse der Einkünfte sollte man verpfändete Städte und Herrschaften für die Krone wiedereinlösen. Indessen wurden schon im folgenden Jahre 1447 auf dem Reichstage zu Ofen die Befugnisse des Reichs-Gubernators in Rücksicht der öffentlichen Einkünfte erweitert, und ihm freie Gewalt zu ihrer Einnahme und Verwendung zum Besten des Reiches gestattet. Der Kammergewinn ward wieder auf den alten Fuß gestellt.

In ältern Zeiten hatten die Könige alle Würden des Reichs nach dem freisten Gutdünken vergeben, daher war die spätere Beschränkung dieser Befugniß ein großer Schritt zur Befestigung der aristokratischen Gewalt des hohen Adels in Ungern. In dem von König Albrecht 1439 beschwornen Wahlvertrage kam das Recht der Wahl des Palatins, dessen Ansehen zugleich um ein sehr Bedeutendes erhöht wurde, an die Prälaten, Barone und den Adel. Dem Könige blieb nur dasjenige des Vorschlags. In Ansehung der übrigen Aemter gestattete man ihm hingegen das freie Verfügungsrecht; nur durften keine Ausländer gewählt werden, und ein und derselbe Beamte nicht mehr als eine Stelle bekleiden, wodurch im Grunde mancher Misbrauch zu Gunsten der Höflinge verhindert wurde. Auf dem 1444 zu Ofen von Wladislaus gehaltenen Reichstage wurden die nämlichen Grundsätze anerkannt. Zwei Jahre später erhielt Johann von Hunyad die Würde eines Reichsgubernators mit beinahe königlicher Gewalt. Aber im folgenden Jahre wurde auf dem Reichstage zu Ofen ausgemacht, daß bis zu des jungen Ladislaus Volljährigkeit alle Jahre auf Pfingsten ein allgemeiner Reichstag statt haben sollte. Hier würden nebst den Prälaten, Baronen und Magnaten, alle Adlichen erscheinen, welche mehr als zwanzig Unterthanen besäßen. Auf dieser, ihrer Natur nach stürmischen Versammlung sollten die Reichsräthe und

hohen Kronbeamten, ja der Reichsverweser selbst ihre Würden niederlegen, und eine neue Besetzung derselben statt finden, durch welche Verfügung denn dem Ehrgeiz und den Umtrieben der mächtigen Großen ein weites Thor geöffnet wurde. So ward allmählig die königliche Gewalt immer mehr erschüttert, und auf ihren Trümmern ein Einfluß der Großen befestigt, dessen gefährliche Folgen bei der bedenklichen Lage des Reiches am Schlusse dieses Zeitraums je länger je merkbarer wurden.

Die Könige des Anjouischen Hauses, und vorzüglich der erste derselben, Karl Robert, waren gegen den heiligen Stuhl und die Geistlichkeit ihres Reiches, die sich seine Erlangung der Ungrischen Krone so sehr hatten angelegen seyn lassen, besonders verpflichtet. Bei der Thronbesteigung dieses Fürsten benutzte daher der päpstliche Legat das Gewicht welches er der Anjouischen Partei gegeben hatte, um allen Geistlichen bei Strafe der Untüchtigkeit die Annahme einer Pfründe aus den Händen eines Laien zu verbieten; bei welcher Gelegenheit er denn auch auf der nämlichen großen National-Synode, auf welcher dieses Verbot abgefaßt war, eine scharfe Verordnung sowohl wider die eigentliche Ehe als wider die Kebsehen der Priester ergehen ließ. Die Gegenden, welche den neuen König nicht anerkennen wollten, wurden durch ein Interdict dazu gezwungen. Im J. 1317 bewilligte der König dem Papste Johann XII. die Vergebung aller Bisthümer und geistlichen Pfründen in Ungern mit bloßem Vorbehalt der königlichen Empfehlung. Auch sollte der Papst die Hälfte aller Einkünfte erledigter Bisthümer und anderer Pfründen, in so fern sie über sechs Mark betrügen, ja sogar den Zehnten der Einkünfte aller besetzten Bisthümer und Pfründen einziehen können, wobei jedoch ein heimlicher Vertrag zu Grunde lag, daß dem Könige ein Drittheil des auf diese Weise gesammelten Geldes wieder zufließen müßte. Mehrern Mönchsorden, wie z. B. den Augustinern, gestattete der König, sich mit Uebergehung der bischöflichen Oberaufsicht, unmittelbar unter den Schutz des heiligen Stuhls zu begeben. Diese Verhandlungen, in welchen sich die Krone mit dem Papste zu so ungerechten Eingriffen in die Güter der Kirche vereinigte, mußten bei der Un-

grischen Geistlichkeit das größte Misvergnügen erregen, welches sich auch in der zu Colocsa im Anfange des Jahres 1318 vereinigten Conföderation derselben aussprach, die dem Könige bei Strafe des Kirchenbannes das Versprechen der Zusammenberufung eines allgemeinen Reichstages, acht Tage nach Johannis, auf dem Felde Rakos abdrang, woselbst dann die Rechte des Königes, der Kirche und des Adels besser aus einander gesetzt werden sollten. Zu gleicher Zeit wurde der König beim heiligen Stuhle wegen seines unsittlichen Lebenswandels angeklagt. Dem Drange der Umstände konnte Karl Robert durch Ernennung eines Erzbischofs von Gran in der Person eines Verwandten des Herzogs Boleslav von Schlesien, und durch seine Einwilligung in eine neue Heirath entgehen. Noch lange Zeit hindurch war es ihm unmöglich den Anmaßungen der Kirche Schranken zu setzen. Die Wahl der Bischöfe kam ganz aus seinen Händen, sie geschah von den Capiteln, und wurde von den Erzbischöfen nach vorheriger Prüfung bestätigt. Alle Bedenklichkeiten des Königs wurden durch sehr bedeutende Geldleistungen beschwichtigt, die der Geistlichkeit bei ihren ungeheuern Gütern nicht schwer fielen. Außerdem daß der dritte Theil des päpstlichen Zehnten in die königliche Schatzkammer floß, hatte jeder neuernannte Bischof eine große Summe an den König zu entrichten. Ferner war jeder Erzbischof zu einem Neujahrsgeschenke von 200 Mark, jeder Bischof von 50 Mark Silbers verbunden. Nach ihrem Tode fiel ihr Vermögen dem Könige anheim, welcher nur die Kosten der Beerdigung aus demselben bezahlte. Aus ihren Zehenteinkünften mußten die Prälaten Truppen stellen und unterhalten. Auch setzte der König es durch, daß Rechtshändel über weltliche Güter von weltlichen Richtern beurtheilt wurden. Den Klagen der Ungrischen Geistlichkeit über das Beschwerliche dieser Leistungen, konnte der Papst, dem wichtige Rücksichten die Gunst Karl Roberts wünschenswerth machten, für diesmal nicht abhelfen. Seitdem sich dieser Letztere auf dem Throne wohl befestigt sah, behauptete er eine würdige Stellung gegen die Kirche. Auch Ludwig blieb diesen Grundsätzen bei aller Frömmigkeit und Freigebigkeit gegen die Diener Gottes, die ihn sonst

auszeichnete, getreu. König Siegmund von Luxemburg, der gleich Anfangs mit dem heiligen Stuhle auf einem viel gespannteren Fuße stand, als die Fürsten des Hauses Anjou, und sich niemals der günstigen Gesinnungen desselben in hohem Maße zu erfreuen hatte, erklärte in einer Bekanntmachung vom 6. April 1404 seinen großen Widerwillen gegen die Anmaßungen der Curie, und erließ die strengsten Verordnungen wider dieselben. Bald darauf, am 21. August setzte er in einer Versammlung der hohen Geistlichkeit und der Großwürdenträger des Reiches die Gränzen der kirchlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit aufs bestimmteste fest, und behielt die Entscheidung streitiger Fälle seinem gewöhnlichen Rathe vor. Auf der Kirchenversammlung von Kostnitz, wo von Ungern die drei Erzbischöfe von Gran, Colocsa, und Spalatro, drei Bischöfe, nebst mehreren Pröpsten, Aebten u. s. w. und eine ziemliche Anzahl weltlicher Großen hinzogen, wußten diese Letztern noch vor Ankunft der Geistlichen ein für das Ungrische Kirchenwesen äußerst wichtiges Breve von Johann XXIII. zu erhalten. Diesem zufolge sollten die Prälaten den vierten Theil ihres Zehenten den Pfarrern abgeben. Ferner sollten Streitigkeiten über Aussteuer der Bräute, über die Viertelsgebühr unverheiratheter Töchter, über Testamente u. s. w. künftighin vor dem weltlichen Gerichte ausgemacht werden; der sämmtliche Adel sollte zehentfrei seyn, und die Abteien und Klöster den Zehenten innerhalb ihrer Besitzungen für sich selbst beziehen dürfen. Allein diese an sich so billigen und für Ungern so wohlthätigen Verfügungen wurden nach Johanns Absetzung durch eine Vorstellung der Ungrischen Geistlichkeit aufgehoben, der sowohl die Kirchenversammlung als Kaiser Siegmund selbst nur allzuleicht Gehör gaben. Im Jahre 1418 wurde dem Könige nach dem Grundsatze des Concordates mit Deutschland, welches auch in Ungern galt, die Verleihung der geistlichen Pfründen bewilligt, und die Weitersziehung von kirchlichen Rechtshändeln nach Rom nur nach Schließung des Processes bei den geistlichen Gerichtsbarkeiten des Landes, gestattet. Solchergestalt ging Siegmund in kirchlichen Angelegenheiten einen festen und der Würde der Krone vollkommen angemessenen

Gang, der Kirche und Staat wieder in ein natürlicheres Verhältniß brachte. Bei der bedenklichen Lage des Reichs, zwischen den Türken und Hussiten, wußte er die Geistlichkeit gleich den andern Ständen zu gemeinnützigen Leistungen anzuhalten. Unter dem allgemeinen Aufgebot mußten auch die Banner der geistlichen Herren mitziehen. Doch wußte er es am Ende seiner Regierung nicht mehr mit Nachdruck durchzusetzen, und die hohe Geistlichkeit, die bald ihre kirchlichen bald ihre weltlichen Waffen gegen ihn geltend machte, übertrat eben so sehr, wie die weltlichen Barone, die ihr früher gesetzten Schranken. Endlich überließ sich in den letzten Jahren der durch Religionshändel während seiner ganzen Herrschaft so sehr belästigte Siegmund dem verderblichen Einflusse des Ketzer witternden Minoriten Jakob, der an der Spitze eines aus bischöflichen Bannern bestehenden Heeres im Lande herumzog, und zum großen Gräuel der Weltlichen, und selbst unter scharfer Misbilligung rechtlich gesinnter Bischöfe und Priester viele ketzerischer Gesinnungen Verdächtige hinrichten ließ. In dem Wahlvertrage König Albrechts befreite sich die Kirche wieder von dem was sie Anmaßungen des Königes nannte. Die völlige Steuerfreiheit der Geistlichen wurde darin feierlich anerkannt, kein Weltlicher sollte geistliche Güter oder Würden verwalten dürfen, erledigte Bisthümer mußten bald möglichst besetzt werden. Wegen ihrer Zehnten waren hingegen die Prälaten zur Aufstellung von Truppen verbunden. Der Reichsprocurator durfte die erledigten Bisthümer und Pfründen nicht ohne Zuziehung des ihm beigegebenen Rathes ertheilen, und auf dem Reichsabschiede vom März 1747 wurde endlich ausgemacht, daß eine solche Verleihung nur an Inländer, und zwar auf Lebensdauer, nicht etwa wie es zu größerem Vortheile des Verleihers, und zum großen Schaden des Kirchenwesens geschehen zu seyn scheint, bloß auf ein oder mehrere Jahre statt finden sollte. Die Verleihung in Rom zu suchen, war den Geistlichen bei Strafe der Untreue und Verbannung untersagt. Die Zehenten sollten wegen der Streitigkeiten über die Münzveränderungen, nirgends mehr in Geld, sondern überall in na-

tura entrichtet werden; weltliche Rechtshändel sollten die Geistlichen nicht vor ihr Gericht ziehen dürfen. Die erledigten Stellen endlich hatte der Reichsverweser mit seinen Räthen so bald als möglich zu vergeben, und zwar Abteien nur an Klostergeistliche desselben Ordens. Auf keinen Fall durften die geistlichen Güter von Laien verwaltet werden. Solchergestalt entwickelte sich das gesetzliche Verhältniß zwischen Kirche und Staat in Ungern am Ende des gegenwärtigen Zeitraums.

Ungeachtet des Widerstandes kräftiger Könige, wurde die Befestigung und Ausdehnung der Rechte des Adels sowohl durch die Zeitverhältnisse als durch den eigenthümlichen Geist des Ungrischen Volkes so sehr begünstigt, daß dieser Stand in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, seiner Vorrechte halber sowohl gegen die Krone als gegen die übrigen Stände des Reiches, die glänzendste Stellung behauptete. Und in der That blieb neben dem geistlichen Stande der Adel im Grunde der einzige, dessen Genossen staatsbürgerliche Rechte in der vollsten Ausdehnung dieses Begriffes ausübten. Denn wenn auch in diesem Zeitraume die Städte zum Genusse derselben mehr oder weniger zugezogen wurden, so fand ihre Theilnahme doch nur ausnahmsweise statt, und auf größern Reichsversammlungen gab der Adel durch seine Menge den Ausschlag. König Karl Robert hatte durch die Besteurung aller Bauern, die das Portensystem nach sich zog, den Adel in einem seiner wesentlichen bisherigen Vorrechte gekränkt. Dafür ließ er ihm die freie Verfügung über seine Güter, dieselben durch Schenkung, Tausch, Verkauf, und letzten Willen zu veräußern. Da aber diese Veräußerung eigentlich den Grundsätzen des Lehenrechtes völlig zuwider war, so wurde in einzelnen Fällen die Einwilligung des Königs und der Verwandten nichts desto weniger freiwillig nachgesucht, wenn die Erwerber auch für die Zukunft vollkommen sicher gestellt seyn wollten. Durch Einführung der Wappen, Turniere und andrer ritterlicher Auszeichnungen, der Erhebung in den Ritterstand durch Auflegung des Schwertes auf die Schultern und Beschenkung

15 *

mit goldenen Spornen, suchte Karl Robert den Ungrischen Adel zu entwildern, und an die Krone, als an die Quelle solcher Gnadenbezeugungen, zu fesseln. Sein Nachfolger, König Ludwig, bestätigte auf einem Reichstage im December 1351 alle Rechte des Adels, mit Ausnahme desjenigen der freien Verfügung. Denn durch solche Schenkungen an die Kirche und andere Edelleute waren viele Häuser von ihrem ursprünglichen Glanze herabgesunken, und das für die Sache des Königs und den allgemeinen Vortheil so wichtige Gleichgewicht zerstört worden. Vielmehr sollten beim Absterben eines Edelmanns ohne männliche Erben, seine Güter an die Schwertmagen fallen. Ferner wurden die Rechte des Ungrischen Adels auf das ganze Reich, selbst auf die Länder des Herzogs Stephan, des Bruders des Königs, ausgedehnt, und endlich bei peinlichen Strafurtheilen wider Ungrische Edelleute, ihre Gattinnen, Kinder, Geschwister und Verwandte, und ihre Güter in Schutz genommen, welches wohlthätige Gesetz durch das furchtbare Schicksal des Felicianischen Hauses veranlaßt worden seyn mochte. Von Zöllen und Mauthen blieb der Adel völlig frei. Um den niedern Adel zu vermehren, dessen Zuneigung für den König eine Schutzwehr gegen den allzugroßen Einfluß des höhern werden konnte, erhob Ludwig beinahe alle die sogenannten Udvornici, eine Art freier Bauern, welche nur zu gewissen Natural-Lieferungen gegen den Hof verbunden waren, in den Adelstand, woher eine Menge sogenannte Einhäusler, nobiles unius sessionis, und selbst ganze adliche Dörfer entstanden, deren Vortheil sie an die Sache des Königs gegen bedeutende Große fesselte. Ueberhaupt kamen die willkürlichen Verfügungen und Bedrückungen aller Art, welche sich der hohe Adel gegen den niedern erlaubte, fast auf jedem Reichstage zur Sprache, und allemal wurden Maßregeln genommen, die sich im Erfolge selten bewährten. Auf dem Reichstage vom März 1435 wurde die Rechtfertigung solcher Frevel den Comitats-Gerichten zugesprochen, und die mächtigen Güterbesitzer auch für die von ihren Untergebenen verübten Gewaltthätigkeiten verantwortlich gemacht. Auch wurde auf

demselben Reichstage festgesetzt, daß beim Aussterben eines adlichen Hauses ohne männliche Nachkommenschaft der königliche Schatz sich nicht sogleich der Güter bemächtigen dürfte, sondern das Comitat einen Edelmann zum Sequester über dieselben setzen sollte, bis das Reichsgericht über etwa von den Verwandten oder weiblichen Erben angesprochene Rechte entschieden hätte. In dem Wahlvertrage König Albrechts wurde dem Adel feierlich vorbehalten, daß er von allen Abgaben und Steuern frei bleiben und keiner seiner Genossen verhaftet werden möchte, er hätte sich denn der Todesstrafe schuldig gemacht, und wäre dazu gesetzmäßig verurtheilt worden. So wurden die bürgerlichen Rechte des gesammten Adels immer mehr erweitert, während doch in staatsrechtlicher Hinsicht der hohe Adel, die Reichsbarone und Kronbeamten, welche bei den meisten wichtigen Verhandlungen ganz und allein zu Rathe gezogen wurden, den ausschließlichsten Einfluß behaupteten, und im Innern des Reiches eine solche Stellung einnahmen, daß sie bisweilen selbst dem königlichen Ansehen gefährlich zu werden drohten.

Neben den beiden ersten Ständen, und besonders neben dem übermächtigen Adel, suchten die Könige allmählig auch den Bürgerstand emporzubringen, dessen Treue sich in Zeiten der Gefahr auf eine höchst rühmliche Weise bewährt hatte. So gab in Karl Roberts Feldzuge von 1312 gegen den Matthias von Trentschin, die Tapferkeit der Truppen welche die Universitas der 24 königlichen Städte gestellt hatte, nebst dem Muthe der Johanniter, den Ausschlag zu Gunsten des Königs. Dafür wurden die Städte, welche auch durch die damaligen günstigen Handelsverhältnisse emporstiegen, von den Ungrischen Herrschern mit mancherlei Vorrechten und Gunstbezeugungen aller Art bedacht, und durch Stiftung von neuen Anlagen auch an der Zahl vermehrt. So erhob Ludwig I. noch in den spätern Jahren seiner Herrschaft, Kapronza, Skalitz, Eperies, Bartfeld und Sanct Martin, durch Umgebung mit Mauern zu königlichen Städten, welche im Allgemeinen, wenn sie gleich den Kammergewinn

durch ein sogenanntes Pauschquantum oder den Königszins abkauften, den Königen doch hiefür durch Geldbeiträge wichtige Dienste leisteten. Dessenungeachtet wagte keiner von den Anjouischen Fürsten den wichtigen Schritt, den Städten neben den beiden ersten Ständen eigentliche staatsbürgerliche Rechte zu ertheilen, und ihre Abgeordneten zu der Berathung über allgemeine Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes einzuberufen. Erst Siegmund that diesen Schritt, obgleich nur auf eine schwankende und vorübergehende Weise, so daß derselbe keine bleibenden Folgen hatte, im Jahre 1405. Die Veranlassung dazu war, daß eine Verordnung welche er im vorigen Jahre über den Landfrieden, die Münzen und einige andere Gegenstände, bloß mit seinem Reichsrathe gemacht hatte, nicht überall gut aufgenommen ward. Daher berief Siegmund im April 1405 eine Versammlung zusammen, welche nebst dem Reichsrathe aus den Abgeordneten aller in den Comitaten und Districten gelegenen Städte, Flecken und freien Dörfer bestand, welche nur der königlichen, und hingegen keiner Patrimonial-Gerichtsbarkeit unterworfen waren. Der Abschied vom 15. April enthielt folgende wichtige Anordnungen in Betreff der städtischen Rechte. Alle bisher ummauerten Städte blieben, wie es schon unter Ludwig I. der Fall war, von der Abgabe des Neunten frei, und sollten auf allgemeine Reichstage ihre Abgeordneten schicken dürfen. Jede königliche Freistadt hatte einen eignen niedern Gerichtsstand, von welchem die Weiterziehung in den früher bevorrechtigten an den Magister Tavernicorum, in den später nach dem Vorbilde einer andern Stadt befreiten, an das Gericht dieser Musterstadt gehen würde, und zuletzt von beiden an den König zur Befestigung der öffentlichen Sicherheit erhielten sie alle das Recht über Leben und Tod, und die Befugniß flüchtige Verbrecher mit Steckbriefen zu verfolgen. Ein Bürger konnte nur vor dem Gerichte seiner Stadt belangt, und erst von da aus die Sache einzig und allein auf gesetzlichem Wege weiter gezogen werden. Jeder Bürger oder Bewohner einer Stadt war zu jeder Zeit verbunden von den allgemeinen Lasten derselben seinen

Theil zu tragen. Wollte ein König einen solchen befreien, so konnte es nicht anders geschehen, als wenn die Stadt selbst um soviel erleichtert wurde, als sein Antheil betragen mochte. Zur Sicherung des Landes vor den Einfällen feindseliger Nachbarn sollte die Zahl der ummauerten und hiemit befreiten Städte noch vermehrt werden, und zur Vermehrung ihrer Bevölkerung erhielten die Bauern die Freizügigkeit. Aber diese Vorrechte und Freiheiten mußten die Städte ihrerseits durch ziemlich bedeutende Leistungen erkaufen. Denn, außer dem, statt des Kammergewinns zu entrichtenden Königszinse, waren sie noch verbunden jährlich ein Neujahrsgeschenk an die königliche Kammer einzuschicken, und zwar nach Maßgabe dessen, was in dem königlichen Freibriefe bestimmt worden war, nebst einem Geschenke von 6 Goldgulden an den königlichen Oberthürhüter. Bei einer Durchreise des Hofes mußte die königliche Tafel mit Ueberflusse besetzt seyn, und jede Zunft dem königlichen Oberstallmeister eine ihrer Arbeiten darbringen. Indessen bequemten sich die städtischen Abgeordneten wegen der erhaltenen Freiheiten gern zu diesen Leistungen, und ließen sich auch zu den von Siegmund gewünschten Verordnungen sehr bereitwillig finden. Durch diese Verhandlungen schienen zwar die Städte an staatsrechtlicher Bedeutung unendlich gewonnen zu haben, aber Siegmund blieb den hiebei geäußerten Gesinnungen keinesweges getreu. Die Städte wurden, da sie dasjenige geleistet hatten was man von ihnen wünschte, auf keinen der spätern Reichstage dieses Zeitraumes berufen, und auch ihrer in den Reichsabschieden kaum mehr gedacht. Auch sieht man nicht, daß sie gegen diese Uebergehung Widerspruch erhoben hätten. Freilich mochte den gewerbfleißigen Bürgern an wohlgeordneten inneren städtischen Verfassungen, und einem lebendigen Handelsverkehr weit mehr gelegen seyn, als an den in ihre Lebensverhältnisse wenig eingreifenden Verhandlungen stürmischer Reichstage, wo der Adel ihre Abgeordneten mit Uebermuthe zurückstieß.

Die schönen Freiheiten, welche die drei ersten Stände des Reichs, und zwar besonders die Geistlichkeit und der Adel, theils

dem alten Herkommen, theils der Freigebigkeit der Könige verdankten, lassen auf desto drückendere Lasten des Bauernstandes schließen, da doch von irgend jemand die zahlreichen Bedürfnisse des Staats herbeigeschafft werden mußten. Und in der That haben wir bereits bei Erzählung der königlichen Einkünfte gesehen, wie schwere Leistungen dem untersten Stande von den Herrschern Ungerns aufgelegt wurden. Die Abgabe des lucrum camerae machte das Schicksal der Bauern des Adels und der Geistlichkeit um so härter, als sie nun außer den Pflichten gegen ihre unmittelbaren Herren noch an die königliche Schatzkammer zahlen mußten, und die drückende Entrichtung des Neumten, die König Ludwig auf dem Reichstage von 1351 einführte, wobei er zugleich unter dem Vorwande, daß bisher ein Edelmann dem andern seine Jobagyonen mit Gewalt weggeführt habe, den Bauern die freie Wanderung vom Gute eines Herrn zu dem eines andern untersagte, mußte ihr Loos beinahe unerträglich machen. Der Umstand, daß man in der Folge denjenigen die in der Nähe königlicher Städte wohnten, das Hinziehen in dieselben erleichterte, war zwar für diejenigen die diesen Vortheil benutzen konnten, sehr günstig, machte aber zugleich das Schicksal der Uebrigen desto schwerer. Durch einen Beschluß König Siegmunds vom 5. August 1405 erhielten jedoch die Bauern die Freizügigkeit wieder, in so fern sie den Grundzins und alle Schulden bezahlten. Zur Erleichterung ihres Abzugs verordnete der König ferner, daß jede Abgabe innerhalb eines Monats von ihnen eingefordert werden müßte, — und wenn sie bis zum 15. des folgenden Monats nicht eingetrieben wäre, erloschen seyn sollte; daher ein Grundherr der vor der Abschiedszeit keine Forderungen an einen Bauer gemacht hatte, bei Begehrung des Abschieds von Seiten desselben nicht damit hervortreten könne. Dieser Beschluß war das Einzige was in dem ganzen Zeitraume zu Erleichterung und Verbesserung eines so tief in den Staub gedrückten Standes geschah, auf welchem doch am Ende das ganze Staatsgebäude wie auf seinem Grundpfeiler beruhte.

Eine neue Sammlung von Gesetzen kam in diesem Zeitraume nicht zu Stande. Die alten wurden nur durch einzelne Ver=

ordnungen der Könige, welche diese theils von sich aus, theils nach vorheriger Berathung mit ihrem Reichsrathe, oder auch der ganzen Reichsversammlung erließen, vermehrt. Hingegen fanden in der Gerichtsverfassung häufige Veränderungen, theils zur Verbesserung, bisweilen aber auch wieder zum Verfalle statt. Zu den erstern gehörte unstreitig das von Karl Robert eingeleitete ordentliche gerichtliche Verfahren nach Französischen und Italienischen Mustern, wobei er die bisher gebräuchlichen Gottesurtheile mit Ausnahme des gerichtlichen Zweikampfes verbot, weil diese durch uralte Volkssitte geheiliget waren. Die Festsetzung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit des Adels und der Geistlichkeit durch König Ludwig im Jahre 1351, gab im Gegentheil die Bauern viel zu sehr der Willkür ihrer Grundherren preis. Von Seiten der Könige und der höhern Reichsbeamten wurde die größte Thätigkeit erfordert um den Landfrieden zu erhalten, und die weniger mächtigen Unterthanen vor gewaltsamen Eingriffen in ihre Rechte zu schirmen. Auf allen Reichstagen kamen Klagen der Bedrückten zur Sprache, und alle Reichsabschiede enthielten Verfügungen wider die Störer der öffentlichen Ruhe. Vor Allem mußte den Richtern aufs dringendste eingeschärft werden, nicht selbst durch unerlaubte Gewaltthätigkeiten ein schlimmes Beispiel zu geben. Unter Siegmund wurden die kirchliche und weltliche Gerichtsbarkeit genau abgemarkt, und die Städte erhielten wenigstens für den untern Gerichtsstand ihre eigene Einrichtung. Nach Anhörung heftiger und allgemeiner Klagen über Störung des Landfriedens, ordnete dieser Fürst noch am Ende seiner langen Regierung am 8. März 1435 das Gerichtswesen in Ungern auf folgende Weise an. In jedem Comitate sollten jährlich Stuhlrichter aus dem begüterten Adel von der ganzen Comitatsversammlung gewählt werden, und die Erwählten gehalten seyn das Amt auf ein Jahr anzunehmen. Diese Stuhlrichter waren mit dem Obergespanne befugt in mehreren durch das Gesetz bestimmten Fällen die Fehlbaren mit Geldstrafen zu belegen und diese Geldstrafen unter sich zu theilen. Den höheren Gerichtsstand bildeten denn der Palatin, der Judex Cu-

riae, der Magister Tavernicorum, der Woywode von Siebenbürgen, der Graf der Szekler, der Ban von Dalmatien und Croatien, der Ban von Slavonien, von Machew u. s. w. Alle diese Reichsrichter, vom höchsten bis zum niedersten, waren zu einem schweren Eide verbunden, und am Ende ging die Weitersziehung dennoch bis an den König. In dem Wahlvertrage König Albrechts setzte man den Palatin in allen Streitigkeiten des Königs mit den Landesbewohnern zum Richter ein, und obgleich hier ursprünglich nur von den Rechtshändeln des königlichen Fiscus die Rede war, so suchte man durch Misbrauch in der Folge auch staatsrechtliche Erörterungen vor den Richterstuhl des Palatins zu ziehen. In dem Reichsabschied von 1444 wurden in jedem Comitate dem Obergespann und den Stuhlrichtern noch vier andre Mitrichter (Assessores tabulae) zugegeben. Dabei schärfte man den Obergespännen, Banen und Woywoden aufs strengste ein, die Weiterziehung an die königliche Curia ungehindert zu gestatten, und allen Richtern, sich doch ja des guten Beispiels wegen selbst von Gewaltthätigkeiten zu enthalten.

Ungeachtet der dringenden Gefahr, die Ungern von allen Seiten, besonders gegen Mittag von den Türken her drohte, kam doch das Kriegswesen, besonders gegen das Ende dieses Zeitraumes, je länger je mehr in Verfall, und die dringendsten Ermahnungen der Herrscher an den vaterländischen Sinn des Ungrischen Adels blieben ohne Erfolg. Die weitläufigen Unternehmungen der Anjouischen Könige hatten die Ungern so langwieriger Feldzüge in fernen Ländern überdrüssig gemacht, und der Adel war unerschütterlich standhaft in Behauptung seines herkömmlichen Rechtes nicht über die Reichsgränze hinauszuziehen. Darum hatten die Könige zu Unternehmungen deren Zusammenhang mit dem Wohle des Reiches nicht leicht in die Augen fallen mochte, meistentheils zu fremden, vorzüglich Deutschen Söldnern ihre Zuflucht nehmen müssen. Dennoch war das Banderial-System welches Siegmund im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts in Ungern einführte, eine völlige Neuerung, wel-

ches sowohl die bisherigen Grundsätze des Kriegswesens als auch die ehemaligen Verhältnisse der Stände unter sich gänzlich über den Haufen warf, und den Baronen und Prälaten eine Macht und einen Einfluß in die Hände gab, zu denen sie auf anderem Wege in Ungern wo die Lehensverhältnisse sich nicht so sehr zu ihren Gunsten entwickelt hatten, wie in anderen Ländern, wohl schwerlich gelangt seyn möchten. Vor Allem ließ der König eine eigene von ihm besoldete Schaar zusammenwerben, die von der königlichen Fahne die sie vortrug, banderium regale, königliches Banner genannt wurde. Mit diesem vereinigten mächtige Baronen ebenfalls freiwillig ihre auf ähnliche Weise gesammelten und von ihnen bezahlten Banner. Die Prälaten hingegen waren wegen ihrer Zehnten zu Errichtung derselben verbunden. Da nun die Aufstellung der Barone-Banner vielmehr Unkosten verursachte, als ihre Salarien oder Salzbeihülfen betrugen, so mußte der König den Baronen welche sich durch Aufstellung eines zahlreichen Banners auszeichneten, hiefür besonders dankbar seyn, und sie durch immer neue und größere Schenkungen belohnen, die dem königlichen Schatze eben so nachtheilig als der Macht des Königes selbst gefährlich wurden. Um die Großen des Reiches noch mehr an seine Person und sein Haus zu fesseln, stiftete Siegmund im Dec. 1408 unter seinen getreusten Baronen die Verbrüderung des Drachenordens, deren Großwürdezeichen in einem goldenen Kreuze bestand, um welches sich ein goldener blutbefleckter, sich am Schwanze beißender Drache schwang. Treue und Gehorsam gegen den König und seine Nachkommenschaft beiderlei Geschlechts, Aufrechthaltung der Reichsverfassung und Vertheidigung des Thrones und der Reichsgränzen wider alle und jede Feinde waren die Haupverbindlichkeiten der Ordensbrüder. Die Unordnungen welche die Truppen während seines Feldzuges von 1427 in Siebenbürgen verübten, veranlaßten Siegmund daselbst eine Kriegsordnung bekannt zu machen, vermöge welcher die Krieger wegen ihrer verübten Frevel bei dem Barone ihres Banners angeklagt, dieser aber, wenn er nicht Recht schaffte, selbst zur Verantwortung gezogen wer-

den möchte. Den Herren durfte allein das Salz nachgeführt werden, im Sommer mußten sie Lager beziehen, und hatten dann Holz und Gras unentgeldlich. Im Winter hingegen mußte man ihnen Wohnungen einräumen, das Heu und alle Lebensmittel wurde dann nach einem festgesetzten Maßstabe bezahlt. In den Kriegen wurden die unmenschlichsten Grausamkeiten verübt. In dem erbitterten Kampfe der Ungern mit den Venetianern in Friaul im Jahre 1431 wurden den Gefangenen von beiden Seiten die Arme abgehauen und die Augen ausgerissen. Je dringender die Gefahr vor den Türken wurde, desto besser sah Siegmund die Nachtheile der Banderial-Truppenstellung ein, und sowohl zu Herstellung eines dem königlichen Ansehen günstigen Gleichgewichtes im Innern, als zu besserer Anordnung einer kräftigen Reichsvertheidigung, suchte er die alten Aufgebote des Comitatsadels von neuem ins Leben zu rufen. Am 12. März 1435 kam endlich nach sehr lebhaften Erörterungen, in welchen sich die verschiedenen Stände gegenseitig alle Lasten aufbürden wollten, und zu nichts Gemeinschaftlichem sich vereinigen konnten, meist auf Veranstaltung des Kaisers eine neue Kriegsordnung zu Stande. Dieser zufolge sollten vor Allem das königliche Banner, dann, wenn eine allzugroße feindliche Macht herandringe, die Banner der Prälaten, und erst wenn diese nicht hinlänglich wären, die Banner der Barone und der ganze Adel unter den Comitats-Bannern ins Feld ziehen; wer gar nicht zum Heere stieß, oder zu spät, oder zu früh ohne Erlaubniß davon ging, konnte mit Verlust seiner Güter bestraft werden. Im Wahlvertrage König Albrechts wurde für den Adel förmlich festgesetzt, daß er bei dem allgemeinen Aufgebot nicht über die Gränzen geführt werden dürfte, auch wurde den Kriegern von neuem die alte Freiheit bestätigt, Kriegsgefangene für sich selbst zu machen und sie als Sclaven zu behandeln; nur durfte der König Angesehene von denen die sie zu Gefangenen gemacht hatten, auslösen. Auf dem Reichstage von 1447 wurde der Reichsgubernator auch zum einzigen Reichs-Oberfeldherrn bestellt, und ausdrücklich festgesetzt, daß von da an

jedes andere Capitanat, deren sich seit dem Tode des Königs noch mehrere Große nicht entheben wollten, aufhören müßte. Außer den angeführten Bannern und Aufgeboten sollten den Ungrischen Heeren noch andere Unterstützungs-Truppen zuziehen, nämlich die besondern Aufgebote einzelner im Reiche angesiedelter Völker, wie der Wallachen in Croatien und Slavonien, der Cumaner und Jazygen, der Sachsen und Szekler in Siebenbürgen, dann auch die Hülfstruppen der Reichsvasallen, des Freistaats Ragusa, des Despoten von Servien, der Herrscher der Wallachei, Moldau und Bulgarei. Aber das aus allen diesen Theilen zusammengesetzte Heer war meistentheils nur durch einen schwachen Verband zusammengehalten, und konnte den Reichsgrundgesetzen gemäß erst dann aufgeboten werden, wenn es schon viel zu spät war großen Schaden zu verhüten. Auch die schlimmste Erfahrung vermochte nichts wider die Selbstsucht der Einzelnen, wenn sie etwas für das Allgemeine leisten sollten.

Vergebens suchten die beiden Könige des Hauses Anjou, und besonders Karl Robert, das Ritterthum und die Galanterie der südwestlichen Länder Europas nach Ungern zu verpflanzen. Die Lanzenbrechen und andere Ritterspiele entsprachen zwar wohl dem feurigen und kräftigen Sinne der Ungrischen Jugend, aber die zarten Seiten des Ritterthums waren zu auffallend im Widerstreit mit der natürlichen Wildheit des Ungrischen Volkes, und der freiere Umgang mit dem andern Geschlechte, den die Sitte des — Französisch-Italischen Hofes herbeiführte, war den Ungern ein Gräuel. Vielmehr wurde durch die Ausschweifungen des Hofes einer der entsetzlichsten Auftritte veranlaßt, der die Geschichte Karl Roberts durch alle Jahrhunderte hindurch trüben wird. Im Jahre 1330 hielt sich Prinz Casimir von Polen am Ungrischen Hofe bei seiner Schwester, der Königinn Elisabeth, auf. Diese fromme Fürstinn, die mit eigenen Händen Altartücher stickte, Kirchen und Klöster beschenkte und reichliche Almosen spendete, scheute sich nicht ihrem geliebten Bruder durch allerlei Ränke zum unerlaubten Genusse einer

ihrer Hofdamen, der schönen Clara, der Tochter des königlichen Hofbeamten Felician von Zach, zu verhelfen. Im wildesten Grimme hatte der beleidigte Vater das königliche Paar an der Tafel überrascht, und der Königinn vier Finger von der rechten Hand abgehauen, ja, er würde den König selbst und seine Prinzen alle umgebracht haben, wäre es den königlichen Dienern nicht gelungen ihn zu Boden zu schlagen und zu enthaupten. Sein abgehauener Kopf wurde nach Ofen, und jeder Theil seines Leichnams in eine andere Stadt geschickt. Aber bei der gerechten Strafe des Königsmörders ließ man es nicht bewenden. Dem unglücklichen Mädchen, welches zu der ganzen Trauergeschichte den Anlaß gegeben hatte, wurden Nase, Lippen, und vier Finger von jeder Hand abgeschnitten. In diesem Zustande schleppte man sie zu Pferde in mehreren Städten herum, und zwang sie zu dem Ausrufe: „Dieses sey der Lohn der Untreue an dem Könige." Endlich wurde sie nebst Felicians einzigem Sohne, einem zarten Jünglinge, an Pferdschweife gebunden und geschleift. Beide Leichname gab man den Hunden zu fressen. Eine ältere Tochter, die an einen Edelmann Kogni verheirathet, fern vom Hofe lebte, wurde enthauptet, — ihr Mann mußte im Gefängnisse sterben. Auf einem Reichstage wurde diese ungerechte Rache und Verfolgung an den unschuldigen Verwandten des Königsmörders noch weiter getrieben. Solche, nach unsern Begriffen gräuelhafte, Recht und Menschlichkeit in gleichem Maße verletzende, Mittel, — glaubten die Herrscher Ungerns anwenden zu müssen, um die freche Hand erboßter Unterthanen von ihrem gesalbten Haupte abzuhalten. — Aus der Mühe welche die Aufrechthaltung des Landfriedens kostete, und aus den auf den Reichstagen immer wiederholten Klagen über Raub und Gewaltthat, geht die Wildheit der Sitten des Ungrischen Adels auf eine eben so einleuchtende Weise hervor. Viele Burgen waren Raubsitze, und Wegelagerung eine adeliche, keineswegs entehrende Beschäftigung, ungefähr wie die Jagd. In den Städten hingegen führten andere Geschäfte auf andere Gedanken, und reger Gewerbfleiß erzeugte auch bürgerliche Tugend und rechtlichere

Begriffe, die durch die bessere Einrichtung ihres Gerichtswesens noch mehr begünstiget wurden. Im Jahre 1423 ertheilte König Siegmund den damals zuerst einwandernden Zigeunern das Vorrecht, sich in allen königlichen Besitzungen, und bei den königlichen Freistädten und Flecken niederzulassen, und bei vorfallenden Streitigkeiten einen eigenen Woywoden zum Richter zu haben. Aber daß man diese Leute nicht zwang sich ordentlich anzusiedeln und ein bestimmtes Gewerbe, wie den Ackerbau u. s. w. zu treiben, sondern sie ihrer Neigung zum Umherstreifen folgen ließ, konnte für die Sitten der untern Stände auf keine Weise vortheilhaft seyn. Nach den Aeußerungen eines Französischen Edelmanns, der Ungern im Jahre 1438 bereiste, stand die Zuverlässigkeit der Ungern, besonders der Ungrischen Großen geistlichen und weltlichen Standes, damals in sehr schlimmem Rufe, und sein eigenes Mistrauen geht so weit, daß er es unverhohlen ausspricht: „Er würde sich, nach denen zu schließen, mit denen er umgegangen wäre, eben so gern einem Türken als einem Ungern anvertrauen."

Die schweren Lasten, welche den Bauernstand drückten, hielten den Ackerbau darnieder, und überhaupt war der Gewerbssinn den Ungern nicht eigen. Schon in ältern Zeiten hatten sich viele Deutsche im Lande niedergelassen, und Kaiser Siegmund brachte nach einem Aufenthalte in Paris eine Menge Französische Arbeiter dahin, ließ auch späterhin noch ihrer viele nachkommen. Allein sie fanden unter den Eingebornen, deren herrschende Neigung zu einer freiern ungebundenern Lebensart mit dem strengen anhaltenden Fleiße der Gewerbsthätigkeit durchaus unverträglich war, wenig gelehrige Schüler. Am liebsten gaben sich jene mit Viehzucht, besonders mit den Pferden ab, deren man in Ungern eine solche Menge zog, daß die trefflichsten in den großen Marställen um den niedrigen Preis von 10 bis 30 Gulden zu haben waren. Wohl mochten bei den Bergwerken, deren in Ungern bereits mehrere bearbeitet wurden, aus welchen dem königlichen Schatze reiche Summen zuflossen, größtentheils Deut-

sche Arbeiter ihren Fleiß anwenden. Mehrere Schriftsteller des funfzehnten Jahrhunderts, unter andern Basilius Valentin, erwähnen der Ungrischen Gold-, Silber- und Kupfer-Bergwerke und ihres reichen Ertrags, auch Alaun- und Schwefelwerke, nebst Vitriolsiedereien, waren im Gange. Doch verfielen im funfzehnten Jahrhunderte die Kupferwerke unter dem Drange der Umstände, da die Gegenden in denen sie sich befanden, vom Feinde verwüstet wurden. Endlich waren auch die Salzwerke eine ergiebige Quelle von Einkünften für den König, der viele ihm selbst und dem Staate geleistete Dienste mit Salz bezahlte, woher diese Besoldungen die Benennung Salarien erhielten.

In keiner frühern oder spätern Zeit war jemals der Ungrische Handel so blühend, wie unter der Herrschaft der Könige des Hauses Anjou. Die einfache Kunst mit der diese Fürsten den Handelsverhältnissen ihres Volkes eine so glänzende Richtung, ihren Unterthanen so reichen, am Ende zum Theil auf sie selbst zurückfließenden Gewinn verschafften, war die unbeschränkteste Freiheit des Verkehrs, aus welcher die größte Handelsthätigkeit sich wie von selbst belebte. Fast der ganze Handel des Morgenlandes ging durch Ungern, und die freundschaftlichen Verhältnisse mit Polen und Böhmen hatten den lebendigsten Handelsverkehr zwischen den drei Reichen und die günstigste wechselseitige Aufnahme ihrer Angehörigen in denselben zur Folge. Die Städte Leutschau, Zeben, Bartfeld, Eperies, und Kaschau, wurden Legstädte für den Handel mit Polen und Rothrußland. Durch Oedenburg und Güns ging die Ausfuhr der Weine nach Deutschland. In Agram wurden die Geschäfte mit den Einwohnern der Küstenländer gemacht. Allein über Hermannstadt, Kronstadt und Bistritz ging der große Zug des eigentlichen Morgenländischen Handels. So wurden von Kronstadt aus die Waaren der Siebenbürger-Sachsen nach allen Gegenden Europas, so wie nach Smyrna, Arabien und Aegypten verhandelt. Doch blieben Vieh, Weine, und überhaupt rohe Erzeugnisse immer die Hauptgegenstände der Ungrischen Ausfuhr. König Sieg-

mund suchte in einer Verordnung vom 31. August 1404 durch Einführung des Ofner Maßes und Gewichtes im ganzen Reiche den Binnenhandel zu erleichtern. Diese Verfügung wurde zwar im folgenden Jahre von den Abgeordneten der Städte auf ihrer Versammlung bestätigt, fand aber an den Ortsübungen so viel Widerstand, daß sie zu keiner Zeit völlig ins Leben kam. Auf dieser Versammlung wurde ferner die Abgabe des Dreißigsten von jeder ausländischen eingeführten Waare, und das gänzliche Verbot des ausländischen Salzes beschlossen. Kein ausländischer Kaufmann sollte von nun an mehr in Ungern ellenweise verkaufen dürfen, und zwar ein Großhändler nicht unter sechs Stücken Tuches zusammen; ein Kleinhändler der nicht mehr als sechs Stücke Tuch brächte, doch nicht weniger als ein Stück zusammen. Endlich wurde das der Stadt Ofen ertheilte Stapelrecht daselbst für den Binnenhandel völlig aufgehoben, und inländischen Kaufleuten die freie Versendung durch das ganze Reich verstattet, ohne daß ihnen irgendwo Mauthgebühren abgefordert werden konnten. Aber seit der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung fing der Morgenländische Durchgangshandel in Ungern an zu stocken, und von da an wurde der Austausch Ungrischer Naturerzeugnisse gegen verarbeitete Waaren anderer Länder der Hauptgegenstand des Ungrischen Handels.

Eine geraume Zeitlang dauerte noch unter Karl Robert die ärgerliche Plackerei der jährlichen Münzenwechslung fort. Ja der König scheute sich nicht, sich durch öftere Münzverschlimmerung aus dringenden Geldverlegenheiten zu helfen. Doch sah er endlich selbst die großen Nachtheile dieser verderblichen Maßregel ein, und nahm seit 1338 einen bessern und beständigern Münzfuß an. Vier Jahre später, 1342, schaffte Karl Robert endlich auch die jährliche Münzenwechslung gegen die Abgabe des Kammergewinns nach dem Portensysteme ab. Von nun an sollten aus einer Mark feinen Silbers anderthalb Mark Silber-Denarien geprägt werden. Die nach dem Muster der Floren-

timischen in Ungern geschlagenen Ducaten sollten 90 jener Silberdenarien gelten, und eine Mark Goldes Ofener Gewicht, von 12 Carat, 7 Mark dieser Silberdenare. Ferner mußten alle ausländischen Münzen, die man von nun an gänzlich verbot, gegen neue inländische ausgewechselt werden. Wider Falschmünzer, Kipper und Wipper, wurden strenge und wirksame Maßregeln ergriffen. König Siegmund führte im Jahre 1404 eine allgemeine Münzrechnung nach Ducaten ein, deren Werth er jetzt zu 100 neuen Silberdenarien festsetzte. Auf der Versammlung der Abgeordneten der Städte kam das Verbot der Ausfuhr des ungemünzten Goldes und Silbers zu Stande, und die im Lande gewonnenen edeln Metalle durften nur der königlichen Kammer um einen bestimmten Preis verkauft werden. Im übrigen wurden daselbst die früher getroffenen Maßregeln bestätigt. Aber dringenden Bedürfnissen abzuhelfen, verschlimmerte der Kaiser die Münze von neuem im Jahre 1430, und befahl, daß von nun an 100 neugeprägte große Denarien einen Goldgulden gelten sollten, und jeder dieser Denarien vier Vierlinge, — eine neue Scheidemünze; von denen also 400 auf einen Goldgulden gerechnet waren. Allein ungeachtet der kaiserlichen Verordnung wollte man sie doch im Handel und Wandel nur auf dem Fuße von 10 für einen Denar, und 1000 für einen Goldgulden, annehmen, woraus dann im Ungrischen Münz- und Rechnungswesen eine so große Verwirrung entstand, daß am 20. Januar 1432 die Prälaten und Barone mit einigen Abgeordneten des niederen Adels und der Städte, von sich aus, in des Königes Namen einen Beschluß faßten, der diesem in der Uebung angenommenen Werthe gesetzliche Bestätigung ertheilte. Um das Ungrische Volk in der Zukunft ein für allemal vor den für das allgemeine Beste so verderblichen Münzverschlimmerungen zu sichern, mußte sich König Albrecht in seinem Wahlvertrage verpflichten, keine Münzveränderung ohne Beirath der Stände vorzunehmen. Die Vierlinge sollten von nun an abgeschafft seyn, hingegen ward erlaubt, Heller zu schlagen, die die Hälfte eines Denars ausmachen, aber von gleichem Schrot

und Korn seyn sollten wie die Denare. Diese Bestimmungen wurden auf den spätern Reichstagen dieses Zeitraumes durchaus aufrecht gehalten, und auf diese Weise zur Erlangung eines festen Mittelpunctes für den innern Verkehr und viele innere Verhältnisse des Reichs, ein Wesentliches errungen.

Unter allen Königen welche von dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des fünfzehnten herrschten, war Ludwig der Erste wohl der Gebildeteste. Mehrere Sprachen, und zwar besonders die Deutsche, waren ihm geläufig, müßige Stunden widmete er gern den Forschungen über den Lauf der Gestirne. Auf seinen Wunsch ertheilte Papst Urban V. im Jahre 1367 die Bewilligung zur Gründung einer hohen Schule in Fünfkirchen. Alle Wissenschaften, auch das kanonische Recht, aber nicht die eigentliche Theologie, durften daselbst gelehrt werden. In allen übrigen Facultäten konnten Magisterbeförderungen statt haben, allein dem Bischofe, oder dessen Stellvertreter kam es zu, sie zu prüfen und ihnen den Doctorhut zu ertheilen. Dabei machte der Papst die Bedingung, daß der König für den Unterhalt der anzustellenden Professoren sorgen sollte, widrigenfalls die Bewilligung zurückgenommen würde. Auch weckten seine ritterlichen Thaten, wo nicht Geschichtschreiber, doch Verfasser von Chroniken, wie den Archidiakon Johann von Küküllö, der König Ludwigs Leben schrieb. Doch hoben sich diese Versuche wenig über das gewöhnliche Chronikenwesen des Mittelalters. Ferner fing am Ende des vierzehnten Jahrhunderts das Canzleiwesen an, eine regelmäßigere Gestalt zu erhalten, und es wurde sogar eine ars notarialis verfaßt. Allein die Lateinische Sprache blieb als Geschäftssprache im ausschließlichen Besitze ihrer alten Rechte, und die Ungrische wurde auch in diesem Zeitraume auf keine Weise gefördert. Auf der Kirchenversammlung von Kostnitz erschienen zugleich mit dem Erzbischofe von Gran, Doctoren aller Facultäten als Abgeordnete der hohen Schule von Ofen, und im Gefolge des Prälaten selbst befanden sich viele Doctoren und Magister. Diese

hohe Schule war größtentheils mit Italienischen und Deutschen Lehrern besetzt. Aber die Wissenschaften und Kenntnisse aller Art die hier vorgetragen wurden, bildeten nur wenige Gelehrte, und traten durchaus nicht in das eigentliche Leben des Volks, welches das Wenige was es in diesem Zeitraum an selbstständiger Bildung gewann, einzig und allein dem lebendigern und glücklicheren Verkehre, da wo ihm Theilnahme daran verstattet ward, zu verdanken hatte.

Eilftes Buch.

Tatarische Völker.

Tatarische Völker.

Vom 49. bis zum 58. Grad nördlicher Breite liegt an der Nordküste des schwarzen Meeres und im südlichsten Theile des heutigen Europäischen Rußlands die sogenannte Europäische oder kleine Tatarei, gegenwärtig die Statthalterschaften Gerson, Jekaterinoslawl und Taurien und in deren südlichem Bezirke die Halbinsel Krim. Diese letztere ist in der Südhälfte meistens gebirgig, hinlänglich gewässert und fruchtbar, auf der gegen das Asowische oder sogenannte faule Meer abhängigen Ostseite der Nordhälfte ebenfalls sehr ergiebig, auf der Westseite der mitternächtlichen Hälfte hingegen fast überall steppenartig und wüst. Das feste Land besteht aus lauter sandigen, selten durch kleine Sandhügel unterbrochenen Ebenen und Haiden, und das Wasser ist überall, die Flüsse ausgenommen, sehr salzig.

Schon die ältesten Griechischen Dichtungen und besonders die wundersamen Erzählungen von der Argonautenfahrt enthalten ziemlich deutliche Spuren einer wenn gleich noch höchst unvollkommenen Kenntniß der Ufer des schwarzen Meeres. Den ältesten Begriffen gemäß, setzten die Griechen die Wohnungen des Boreas in die Thracischen Gebirge, jenseits welcher man sich das Land der Hyperboreer dachte, eines Volkes, welches von dem rauhen Nordwinde verschont, im vollen Genuß einer himmlischen Natur in näherm Umgang mit den Göttern leben sollte. Allein mit jeder Erweiterung der Erdkunde mußte man die Wohnungen des Boreas, die Riphäischen Gebirge weiter nach Norden hin setzen, und mit ihnen entfernte sich auch das jenseitige schöne Land der Träume. Herodot kannte diese Gegenden theils aus eigener Erfahrung auf seinen Reisen, theils aus den Schilderungen Griechischer Ansiedler am schwarzen Meere,

theils aus den Nachrichten früherer Griechischer Forscher. Zu Herodots Zeiten gehörte die Europäische Tatarei zu dem weitläufigen Lande der Scythen, unter welcher Benennung eine ganze Menge im Einzelnen den Griechen unbekannter größtentheils wandelnder Völker zusammen begriffen wurden. Als ein bloß Viehzucht treibendes und herumirrendes Volk, hatten die Scythen keine Städte, aber nichts desto weniger waren ihnen einzelne Stellen ihres Landes vorzüglich heilig, und so wie sie das übrige unbebaute Land gern dem einrückenden Feind überließen, um dann erst in einer günstigen Stellung und bei günstiger Gelegenheit über ihn herzufallen, so konnte hingegen der Gegner nur über ihre Leichname in diese Gegenden dringen, mit deren Erhaltung das Heil und der Ruhm des ganzen Volkes streng verbunden schien. So war etwa 14 Schifffahrten östlich von der Mündung des Borysthenes ein Strich Landes, Gerrhi genannt, der bloß zum Begräbniß der Fürsten bestimmt war. Ein andrer Strich Landes, mit Namen Hyläa, reichte von der Mündung des Borysthenes gegen Osten bis zum Flusse Hypanis und gegen Norden ungefähr bis über die Ergießung des Dnieper in den Limon. Dieses Land war nicht das Eigenthum und der Wohnplatz eines einzelnen Scythischen Volkes, sondern alle Scythen besaßen es gemeinschaftlich, und hielten daselbst wahrscheinlich ihre Zusammenkünfte. Schon in uralter, der Forschung völlig unzugänglicher Zeit, hatten sich mit Bewilligung der Scythen Griechische Pflanzer an den Küsten angesiedelt und daselbst Städte erbaut, deren Herodot in seiner Geschichte jedoch nicht mehr als fünf erwähnt. Die größte und wichtigste unter diesen ist Olbiopolis (Glücksstadt) im Mittelpunct der vier andern am Hypanis und zwar nicht weit vom Zusammenflusse dieses Stroms mit dem Borysthenes etwas über dem heutigen Oczakow. Sie war fest und nannte sich wie Athen vorzugsweise die Stadt (ἄστυ); ihren Ursprung sollte sie den Milesiern verdanken. An der Mündung des Tyras (Dniester) hatten sich andere Griechen angesiedelt, die von dem benachbarten Flusse den Namen Tyriten trugen. Eben so nannte man die an der südlichen Mündung des Ister wohnenden Istrier. Oestlich von

Olbiopolis lagen Karkinitis an der Mündung des Flusses Hypanis sechs Stunden westlich von dem Hals der Taurischen Halbinsel, und Kremni, ein Handelsplatz an der Mäotischen See. Die Griechen theilten die zwischen dem Don und dem Dnieper wohnenden Scythen in drei Stämme. Längs dem Borysthenes wohnten eilf Schifffahrten hoch von der Gegend Hyläa und drei Tagereisen weit ostwärts vom Flusse die ackerbauenden Scythen. Oestlich von diesen dehnte sich vierzehn Tagereisen lang das Land der nomadischen aus. Diese gränzten endlich gegen Morgen an das Gebiet der königlichen Scythen, welches sich längs der ganzen Küste des faulen Meeres bis an den Tanais und gegen Norden zwanzig Tagereisen lang von der Seeküste bis an das Gebiet der Melanchlänen erstreckte. Aus ihrem Mittel war der Oberfürst König des ganzen Volks, und bei ihnen hielt er sich auf. Die Scythen waren im Allgemeinen ein wanderndes Volk, welches nur von der Viehzucht und dem Raube lebte. Die Gewalt ihres Königs, der seine Würde vererbte, war ziemlich ausgedehnt, doch blieb sie in vielen Fällen durch das Ansehen der Stammhäupter beschränkt, welches durch ihren Anhang so weit ging, daß sie es öfter sogar wagen durften den König abzusetzen. Den östlichen Theil der Taurischen Halbinsel bewohnten königliche Scythen, den westlichen die Taurer, ein Volk, welches bei den Griechen im Rufe der abscheulichsten Rohheit und der grausamsten Behandlung seiner Gefangenen stand. —

Nach Herodot werden die Nachrichten von diesen Gegenden immer seltener; nur weiß man, daß die Griechischen Pflanzstädte daselbst eine gewisse Verbindung unterhielten, und daß an der Spitze derselben einer ihrer Mitbürger stand, der sich auf eine der Geschichte unbekannte Weise zur Würde eines Vorstehers emporgeschwungen hatte. Diese Bosporischen Herrscher geboten bald über die ganze Küste des faulen Meeres, und bauten an der östlichen Mündung des Flusses Tanais die Stadt Tanais, eine Hauptniederlage des Handels. Aber endlich vermochten sie dem Andringen der benachbarten Scythischen Völkerschaften nicht länger zu widerstehen, und erkannten deswegen die Oberherrschaft des Mithridates, mit dessen Reich sie in die

Abhängigkeit der Römer geriethen. Diese Letztern bekümmerten sich indessen nur wenig um die ihnen nur mittelbar unterworfenen Völker unter diesem Himmelsstriche, mit Ausnahme dessen, was etwa einzelne durch Handelsvortheile Dahingelockte von ihrem Daseyn erfuhren. Erst Ptolemäus verbreitete, wahrscheinlich durch Handelsnachrichten belehrt, wieder neues Licht über diese Länder, deren Kenntniß von spätern Schriftstellern des Alterthums nicht mehr erweitert wurde. Die Könige von Macedonien hatten gegen die Scythen mit wechselndem Glück, aber ohne für die Geschichte wichtige Folgen, Krieg geführt. Nach der Uebergabe des Bosporischen Reichs an den Mithridates wurden die Scythen von diesem kraftvollen Fürsten aus der Taurischen Halbinsel und von der benachbarten Küste verdrängt, und von da an verliert sich ihr Name aus der Geschichte. Freilich mag zu diesem Umstande auch die nähere Kenntniß der besondern Völker beigetragen haben, welche den Glauben an eine gemeinsame Volksthümlichkeit und mit ihm die gemeinsame Benennung umstürzen mochte. Statt des Scythischen Namens trat jetzt der Sarmatische ins Leben. Sauromatische Völker, Jazygen und Roxolanen nahmen die Sitze der Scythen ein, vom Dnieper bis gegen die Küste des faulen Meeres. Im dritten und vierten Jahrhundert wurden die Roxolanen in der Gegend des schwarzen Meeres von den Gothen bezwungen, welche daselbst in großer Ausdehnung eine mächtige Herrschaft gegründet hatten. Aber gegen das Ende des vierten Jahrhunderts mußten sich alle diese Länder den Hunnen unterwerfen, welche wie ein verderblicher Waldstrom über das östliche Europa hereinbrachen. Seit uralter Zeit hatten nomadische Hunnen, deren Stammhäupter einen Tanju oder allgemeinen Oberherrn erkannten, im Norden von China in einer lockern Staatsverbindung gelebt. Ihre Tapferkeit und die innern Unordnungen des Chinesischen Reichs hatten dieses letztere lange in ein nachtheiliges Verhältniß gegen die Hunnen gesetzt. Aber im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt nahmen diese Angelegenheiten eine andere Wendung, die Macht der Hunnen gerieth immer mehr in Verfall, und die Herrscher von China konnten jetzt stol-

ze und gebieterische Worte gebrauchen, wo sie vordem einer demüthigen, bisweilen flehenden Sprache gewohnt waren. Eine im Jahr 48 nach Christi Geburt erfolgte Theilung der Hunnen in nördliche und mittägliche, bereitete den gänzlichen Untergang des Asiatischen Hunnenstaats vor. Die mittäglichen hatten sich von da an China angeschlossen und mit noch größerer Erbitterung als die Chinesen das Verderben ihrer Brüder gesucht. Daher hatten endlich im Jahr 91 die nördlichen Hunnen den vereinigten Anstrengungen ihrer Nachbaren unterliegen müssen. Sie zogen sich westlich gegen die Bukarei und das Land der Baschkiren zu. Aber im dritten Jahrhundert wurden sie von den Topaischen Tataren auch hier vertrieben, und immer mehr in die Nähe von Europa und dem Römischen Reiche gedrängt. Im Jahr 376 ging endlich ein Theil der Hunnen über das faule Meer und den Don nach Europa, und dehnte sich nördlich vom schwarzen Meere gegen die Donau hin aus. Wie sie nun im fünften Jahrhundert Pannonien, Germanien und andere Theile des Römischen Reichs überschwemmt und eine Zeitlang die Geisel Europas gewesen, ist in andern Büchern dieser Geschichte erzählt. Allein nach dem Tode des großen Attila im Jahr 454 verfiel die Herrschaft der Hunnen, eines ihrer zinsbaren Völker nach dem andern riß sich los und im sechsten Jahrhundert verschwand endlich ihr Name aus der Geschichte.

Mittlerweile hatten sich, während der nördliche, ebenere Theil der Taurischen Halbinsel den Schicksalen des im Norden vom faulen Meere gelegenen Landes folgte, im südlichen gebirgigten sowohl Stämme der Ureinwohner, als Griechische Pflanzstädte, wie Chersonesus, Pantikapäum und andere mehr, unabhängig oder unter morgenländisch-römischer Herrschaft erhalten. Auch behaupteten sich nach dem Eindringen der Hunnen die unter dem Eigennamen Tetracitä bekannten Gothen in den südlichen Gebirgen der Halbinsel. Das feste Land nördlich vom faulen Meere hingegen blieb noch bis ins sechste Jahrhundert im Besitz Hunnischer Stämme, die unter dem Namen Utruguren und Cutriguren bald in Römische Dienste traten, bald dem schwa-

chen Reiche durch feindselige Einbrüche etwas abzudrängen suchten; aber Uneinigkeit unter den Stämmen führte bald ihren Untergang herbei. Uguren und andere Völker hatten, von den Türken aus der großen Tatarei verdrängt, den Namen tapferer Nachbaren, der Avaren, angenommen, und vermittelst dieser Täuschung die erschrockenen Bewohner des nordwestlichen Asiens, größtentheils Hunnischen Stamms, überwältigt. Gegen das Ende der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts waren sie an die Wolga und den Don gedrungen, hatten sich aber nicht lange in diesen Gegenden aufgehalten, sondern im Jahr 563 in zwei Theile getrennt, von denen die einen nach Circassien gingen, wo sie noch zu finden sind, die andern aber nach Pannonien vordrangen. Schon früher hatten von der Wolga bis gegen das faule und das schwarze Meer hin andere Tatarische Völker, die Bulgaren, ihre Wohnsitze aufgeschlagen; allein nachdem sie die Ueberreste der Hunnen am Ende des fünften Jahrhunderts bezwungen, hatten sie selbst in der Mitte des sechsten dem wilden Andrange der Avaren nicht widerstehen können. Erst in der Mitte des siebenten verdankten sie einem tapfern Anführer, dem Kuvrat, die Wiederherstellung ihrer Freiheit. Ihre Trennung nach seinem Tode ist in der Slavischen Geschichte erzählt. Nur Bajan, der älteste unter Kuvrats fünf Söhnen, blieb in den väterlichen Sitzen. Allein noch während Bajans Regierung drangen Chazaren, ein Türkisches Volk, vom Kaspischen Meer her, unaufhaltbar an das schwarze Meer, und machten die daselbst zurückgebliebenen Bulgaren zinsbar. Die Chazaren ließen sich in der ganzen später Europäischen Tatarei nieder, und besetzten noch einige von derselben nördlich gelegene Striche, ja selbst der nordwestliche Theil der Taurischen Halbinsel wurde von ihnen eingenommen. Mit dem Griechischen Reiche abwechselnd in freundschaftlichen und in feindseligen Verhältnissen, bald im Griechischen Heere als Hülfstruppen dienend, bald als höchst gefährliche Nachbarn die Gränzen des Reichs bedrohend, blieben sie Herren der nördlichen Ufer des schwarzen Meeres, bis ihnen diese Herrschaft durch die sich immer mehr ausbreitenden Petschenegen streitig gemacht wurde. Die Pet-

schenegen hatten ursprünglich wahrscheinlich an der Wolga und dem Jaik gelebt, waren aber am Ende des neunten Jahrhunderts von den Chazaren und Uzen, einem andern Türkischen Stamme, aus diesen ursprünglichen Sitzen verdrängt worden, und hatten dafür die Magyaren aus Atelkusu nach Pannonien getrieben. Ihr Land war hingegen von den Uzen eingenommen worden. Im Anfange des eilften Jahrhunderts wurden die Chazaren von den Griechen unterjöcht. Später war ihr Land eine Beute der Uzen und ihrer Waffenbrüder, der Cumaner. Im dreizehnten Jahrhundert wurden die Länder vom Dnieper bis an die Wolga und den Jaik, wie das ganze nordöstliche Europa, von den Mongolen heimgesucht. Die Nachkommen Dschingischans gründeten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in den Gegenden an der Wolga und dem Jaik, die unter dem Namen Kaptschak begriffen wurden, ein Reich, dessen Völker die Russen und Polen mit häufigen Einfällen beunruhigten. Sarai, welches Batu, ein Enkel Dschingischans, gegründet hatte, war die Hauptstadt desselben. Auch die nördlichen Ufer des schwarzen Meeres und die Krim wurden von der goldenen Horde, so nannte man jene Mongolen, erobert. Auf der Halbinsel Krim blühten die Städte Kaffa und Krim. Die letztere gehörte in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu den bedeutendsten Städten der damals bekannten Welt. Ihren Umfang konnte man nur in einem halben Tage umreiten. Prächtige Moscheen, Schulgebäude, in denen alle Wissenschaften gelehrt wurden und Paläste verzierten ihr Inneres. Die Einwohner hatten durch einen blühenden Handel ungeheure Reichthümer erworben, die sie durch strenge Wirthschaftlichkeit zu bewahren strebten. Von Chowaresm her, zogen Caravanen in drei Monaten nach Krim, waren unterwegs sicher und fanden überall Herbergen. Als aber in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu viele Abkömmlinge Dschingischans die oberste Gewalt auf einmal in Anspruch nahmen und der Chan Thokatmisch gegen den Tamerlan, dem er seine Erhebung verdankte, zwei unglückliche Kriege führte, gerieth das Reich Kaptschak in Verfall und einzelne Länder, wie Kasan, Astrachan und Krim, wur-

den am Ende des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert davon abgerissen um eigene Herrschaften zu bilden. Im J. 1453 herrschte über Kaptschak Mohamed-Chan, ein mächtiger und tapferer Herr, über Krim hingegen Hadgi Kerai, der Gründer des Krimischen Reichs, der die Genueser zum Theil aus ihren Besitzungen im südwestlichen Theile der Halbinsel vertrieb, und mit König Casimir von Polen aufs engste verbunden war.

Zwölftes Buch.

Griechenland, die Türkei.

I. Capitel.

Die alten Griechen.

Vom 34. bis zum 47. Grad östlicher Länge und vom 46. bis über den 36. nördlicher Breite hinaus erstreckt sich ihrer natürlichen Beschaffenheit gemäß die Halbinsel Griechenland, von ihren Asiatischen Eroberern Türkei genannt. Unter einem noch weit günstigeren Himmelsstrich gelegen als die beiden andern großen Europäischen Halbinseln, Italien und Hispanien, durch hohe Gebirge vor Einfällen aus dem rauhen Norden geschützt, durch die Meere welche es überall umgeben im Verkehr mit der ganzen Welt, schien Griechenland noch durch seine nahe Verbindung mit Asien vorzüglich dazu geeignet, den Hauptinhalt der hohen Bildung des uralten Asiens in sich aufzunehmen, um ihn nach Jahrhunderten mit vielem Großen und Schönen vermehrt mit dem Gepräge seiner vielfachen Eigenthümlichkeit der sich neu gestaltenden nordischen Welt zu überliefern. Aber nicht nur seine äußere Lage und das aus dieser hervorgehende Verhältniß zu den übrigen Ländern der damals bekannten Erde, sondern auch seine innere natürliche Beschaffenheit, die mannigfaltigen Berge und Thäler, welche die einzelnen Stämme eines großen Volks in eigene Genossenschaften sonderten, die vielen Meerbusen, Buchten und Inseln, welche thätige und sinnvolle Völker zu Ansiedlungen und zur Gründung selbstständiger Gemeinwesen einluden, dabei die Fruchtbarkeit des Bodens in den meisten Theilen, wo die Natur alles gewährte, was dem Menschen auch bei erhöhter Bildung Bedürfniß ward, hatte Griechenland vor allen Europäischen Ländern dazu geeignet, der Mittelpunct des geistigen Strebens der ganzen Welt zu seyn. Aber kein Land hatte

auch nach solchem Glanze eine so große Schuld an die Nemesis abzutragen; und wenn wir da, wo der göttliche Plato gelehrt hat und wo das menschliche Ohr die Gesänge eines Homer, eines Anakreon und eines Pindar vernahm, auf den öffentlichen Plätzen des freisinnigen Athen und auf den Gräbern der Helden von Thermopylä das erbärmliche Getreibe entarteter Knechte und ihrer verächtlichen Herren sahen, so fühlten wir uns im Innersten aufgeregt, die Vorsehung mit der wärmsten Theilnahme anzuflehen, daß sie in den ungeheuren Bewegungen einer so rastlos thätigen Zeit auch jene tief Gesunkenen wieder aufrichten möge.

Diese lange Sehnsucht hat der allgewaltige Lenker aller Dinge in der neusten Zeit endlich befriedigt. Das Volk der Hellenen warf die schmähliche Fessel von sich, die Jahrhunderte auf ihm gelastet, und wenn auch von ihren christlichen Brüdern verlassen und von der lauernden Selbstsucht und Gemeinheit jedes Lasters und Verbrechens beschuldigt, straften die Hellenen doch alle ihre Neider durch die Größe der That, welche sie bereits den Heroen des Griechischen Alterthums wohl an die Seite gestellt hat. Auch wenn sie untergingen in dem ruhmvollen aber ungleichen Kampfe gegen ihre Würger, hätten sie in der Geschichte eine unvergängliche Krone des Ruhms errungen. Wer dürfte sich unter den Zeitgenossen diesen Helden an die Seite stellen — wer hat einen solchen Kampf gefochten? Aber ungeachtet der Größe der Gefahr wollen auch wir einen bessern Ausgang der schönen Unternehmung erwarten, und aus dem Siege der Befreiten wird desto herrlicher hervorgehen die Macht Gottes gegen die engherzigen Berechnungen der Menschen.

Das natürliche Griechenland, denn die alte Hellas umfaßte es nicht ganz, und die Türkischen Eroberer überschritten seine Gränzen, ist vom nördlichen Europa durch die großen Gebirgsketten geschieden, welche sich vom Adriatischen Meere bis zum schwarzen hinziehen, und deren östlicher Theil unter dem Namen des Hämos oder des großen Balkan bekannt ist. Gegen Abend umschließen es das Adriatische und das Jonische Meer, gegen Morgen das schwarze Meer, das Mar di Marmora

und der Archipel, und im Süden endlich, wo die durch die schmale Landenge von Corinth mit dem festen Lande verbundene Halbinsel Morea, der alte Peloponnesus, noch einmal das Bild des Ganzen in verkleinertem Maßstabe darstellt, das große Mittelmeer, die Hauptstraße der alten Welt.

Die Geschichte eines Volkes umständlicher zu erzählen, welches durch seine innere Mannigfaltigkeit und durch den Reichthum seiner Geistesbildung eine eigene Welt in sich selbst gestaltete und dessen Haupteigenthümlichkeiten längst zu Grunde gegangen waren, ehe der Zeitraum begann, dessen Schilderung uns als vorzüglicher Zweck obliegt, kann hier nicht unsere Absicht seyn, und zwar um so weniger als das schöne Erbe desjenigen, was die Griechen durch Anstrengung und Göttergabe im hohen Reiche des Geistes errungen, keineswegs besonders auf dasjenige Volk übergegangen ist, welches sich der körperlichen Abstammung von ihnen rühmen darf, noch weniger auf die rohen Sieger, denen die Entartung der Enkel und das ewige Geschick das Land der Hellenen in die Hände gaben. Vielmehr haben der Hauptinhalt und die unschätzbaren Ueberbleibsel dieser schönen Blüthen etwas so rein Menschliches in sich, die Eigenthümlichkeit des Volkes dem sie angehören, steht auf einer so hohen Stufe desjenigen was Menschen zu erreichen vermögen, daß sie dadurch zum Eigenthum der ganzen gebildeten Menschheit wurden, und bis zum Untergang aller Geschichte den Vorrang unter allem demjenigen behaupten mögen, was aus menschlichen Begriffen hervorgegangen, sich der Idee genähert hat. Daher können wir uns hier keineswegs mit der innern Geschichte des Griechischen Volkes beschäftigen, deren Hauptzüge wir als jedem gebildeten Leser bekannt annehmen dürfen, sondern wir können nur die äußern Schicksale mehr noch des Landes als des Volkes andeuten, in sofern sie zur Aufklärung des spätern Ganges der Begebenheiten in demselben nothwendig sind, und am zweckmäßigsten mag es seyn, wenn wir bei der großen Mannigfaltigkeit und Getrenntheit der Griechischen Geschichte diese Andeutungen aufs genauste mit der Beschreibung des Landes ver-

bunden, welche durch die Einrichtung unseres Werkes unumgänglich nothwendig wird.

Die erste Völkerschaft welche im natürlichen Griechenlande den schönen Landstrich südlich vom Hämus bewohnte, waren die Thracier, wahrscheinlich ein eingeborner Stamm, oder wenigstens ein solcher, über dessen Einwanderung gar nichts mit Bestimmtheit aufgewiesen werden kann. Zuweilen begriffen die Alten unter der Benennung Thracien auch die Länder nördlich vom Hämus bis an den Ister, die später dem Römischen Reiche als Moesia secunda einverleibt wurden, und wo eine Zeitlang die furchtbaren Geten ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Im engern Sinne nennt man aber Thracien nur den besondern Theil südlich vom Hämus zwischen diesem Gebirge, Cercine, dem Pontus Euxinus, der Propontis und dem Aegäischen Meere. Die hohen Gebirge, die es umgaben, sicherten die Freiheit des Landes, dessen von den Griechischen und Italischen Völkern des Alterthums verkannte Fruchtbarkeit eine zahlreiche Bevölkerung ernähren konnte. In der Mitte wird Thracien vom Hebrus durchströmt, in den sich eine Menge andrer geringerer Flüsse und Bäche ergossen, die ihn von Philippopolis an für kleinere Fahrzeuge schiffbar machten. So wie der Hebrus entsprangen am Fuße des Scomius — auch der Strymon und der Nestus, beide geringer als der Hebrus, der letztere in der Folge aber als östliche Gränze Macedoniens wichtig. Schon in dem frühesten Zeitpunct, in welchem sie in der Geschichte auftreten, erscheinen die Thracier als ein über die untersten Stufen menschlicher Bildung schon ziemlich erhabenes Volk; denn uralte Griechische Sagen leiteten den Ursprung der Dichtung, der Tonkunst und der Verehrung der Götter von ihnen her. Hingegen lebten sie unter sich während langer Zeit nur in der allerlockersten Staatsverbindung, besonders die überall freisinnigen Bergsbewohner. Die einzelnen Stämme die aus der Vereinigung der Geschlechter und Sippschaften entstanden waren, gehorchten Oberhäuptern welche die Griechen Könige nannten, die aber in ihrer Herrschaft die Wünsche der Vornehmen berücksichtigen mußten, ohne deren Anhänglichkeit sie wohl nicht mit Sicherheit auf den

Gehorsam des Volkes hätten zählen können. Die Bevölkerung war kriegerisch; die Bewohner der Ebene fochten zu Pferd, die der Gebirge zu Fuß. Eine große Thätigkeit und Wachsamkeit machte besonders ihre unvermutheten Anfälle gefährlich, vermittelst deren sie in der Folge den Römern unsägliche Schaden zufügten und ihnen die Eroberung ihres Landes unendlich erschwerten. Uebrigens hatten sie in ihren Sitten vieles, woraus man vielleicht auf eine Verwandtschaft mit den alten Deutschen schließen möchte; nur war das Tattowieren der Vornehmen ihnen durchaus eigenthümlich. An den Küsten hatten die Griechen viele Pflanzstädte angelegt. In diesem Zustande blieben die Thracier Jahrhunderte, bis ihre Getrenntheit vom Perserkönige Darius auf seinem Scythenzuge benutzt wurde, um wenigstens die zunächst am Pontus Euxinus angesiedelten Stämme zu unterjochen. Die Eroberung des übrigen Landes vollendete sein Feldherr Megabazus, bis auf die Gebirgsgegenden, deren Bezwingung erst dem Mardonius gelang. Aber nach den Unglücksfällen und dem Abzuge der Perser aus Griechenland konnte sich der Stamm der Odryser der Herrschaft über das jetzt bereits an Abhängigkeit gewöhnte Volk leichter bemächtigen und ihrem Fürsten Sitalkes gehorchte, bis auf wenige Gebirgsgegenden, beinahe das ganze Thracien im weitern Sinne bis an den Ister. Indessen war diese Gesammtherrschaft von keiner langen Dauer, sondern es traten in Thracien etwa 400 Jahre vor Christi Geburt schon wieder Verhältnisse ein, die den ältern nicht unähnlich waren. Erst zur Zeit König Philipps, kam Thracien wieder auf eine für die Geschichte merkwürdige Art mit den südlichen Völkern in Berührung. Philipp eroberte das Land zwischen dem Strymon und dem Nestus, welches von nun an stets die östliche Gränze Macedoniens bildete, und die reichen Goldbergwerke dieser Gegend, in welcher der neue Eroberer die Stadt Philippi anlegte, wurden in den Händen desselben bald eines der Hauptmittel zur Bezwingung der Griechen. Auch die Länder zwischen dem Nestus und Hebrus mußten sich dem König von Macedonien unterwerfen, der ohne Zweifel die Eroberung von ganz Thracien vollendet haben würde, wenn nicht die Zwistig-

keiten des getrennten Griechenlands seine Aufmerksamkeit auf einen ihm wichtigen Punct geleitet hätten. Nach dem Tode Alexanders erhielt Lysimachus die Herrschaft über das Macedonische Thracien. Zu seiner Zeit erhoben sich die Odryser wieder zu einer bedeutenden Macht und seine Anstrengungen sie zu bezwingen blieben ohne Erfolg. Bald nach Lysimachus Tode fand der merkwürdige Einfall Keltischer Wanderstämme statt, von denen die meisten zwar nach Kleinasien gingen, einige aber doch sich in der Gegend von Byzanz ansiedelten, und nördlich von demselben ihre Hauptstadt Thule anlegten. Diese unterjochten die kleinen Thracischen Stämme in ihrer Nachbarschaft und legten sogar Byzanz schwere Abgaben auf. Allein nach sechszig Jahren wurden sie schon wieder ebenfalls nach Kleinasien vertrieben. Nach ihrer Entfernung traten wieder die alten Verhältnisse in Thracien ein, bis endlich nach der Eroberung von Macedonien die siegreichen Waffen der Römer auch an den Hämus drangen. Marcus Lucullus war der erste, der die Griechischen Pflanzstädte bezwang und in Thracien festen Fuß gewann, Marcus Crassus vollendete die Eroberung desselben. Die Länder nördlich von Macedonien und dem Hämus wurden eine eigene Provinz unter dem Namen von Mösien. Das eigentliche Thracien blieb zwar noch eine Zeitlang unter der Herrschaft seiner eigenen Fürsten. Allein da ein von den Thracischen Völkern zur Erledigung von der Römischen Vormundschaft versuchter Kampf mislang, so mußten sie sich endlich der gänzlichen Einführung der Römischen Einrichtungen unterwerfen. Unter Vespasian wurde Thracien eine Römische Provinz. Obgleich eine große Vorliebe zum freien Landleben zu den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der Thracier gehörte, so gab es doch längst vor der Römischen Besitznahme sowohl an den Küsten als im Innern des Landes bedeutende Städte, die theils von Griechischen Eingewanderten, theils von den Eingebornen selbst angelegt waren. Längs der Küste des Pontus Euxinus nennt die Geschichte M e s e m b r i a, eine beinahe am südlichen Fuße des Hämus von Megara und Chalkedon zur Zeit des Scythenzugs des Königs Darius gestiftete Colonie, A p o l l o n i a von den Milesiern etwa fünf-

zig Jahre vor Cyrus gegründet, Anchialos, Thynias, Salmydessos, und Phinea. Außer Propontis kennen wir Selymbria eine Pflanzstadt der Megarer, Perinthos eine Colonie der Samier und andere geringere mehr. Längs dem Hellespont erstreckte sich im Zusammenhange mit dem südlichen Thracien in einer Länge von 10 geographischen Meilen der Thracische Chersonesus. Diese Halbinsel ursprünglich von Thraciern bewohnt, hatte später Griechische Einwanderer von verschiedenen Orten aufgenommen. Die bedeutendste Einwanderung geschah unter Miltiades, der zu Athen der Herrschaft des Pisistratus entflohen war, und völliger Beherrscher der Halbinsel wurde. Allein unter seinem Neffen, dem Helden von Marathon, ging der Chersonesus wieder verloren, und wurde von den Persern bis nach der Flucht des Xerxes aus Europa besessen. Seit dem behaupteten die kleinen Gemeinen auf demselben eine gewisse Selbstständigkeit, jedoch nicht ohne Einfluß von Sparta oder Athen. Unter Philipp kam die Halbinsel an Macedonien und theilte von da an die Schicksale des Macedonischen Thraciens. Der bedeutendste Ort auf derselben war Lysimachia von dem Feldherrn und Fürsten dieses Namens gegründet. An der Südküste blühten die alten Aeolischen Städte Aenos, Mesembria, Stryma, Abdera, eine Pflanzstadt von Klazomenä und Tejos, Datos später unter dem Namen Neapolis bekannt, Orsyme und Galepsos. In der Nähe der Südküste von Thracien lagen mehrere im Alterthum hochberühmte Inseln. Vor allen Thasus eine Colonie der Phönicier und Hauptniederlage ihres Handels mit einer Stadt gleiches Namens, Samothraka der geweihte Sitz der ältesten und wichtigsten Mysterien des Griechischen Götterglaubens, Lemnus und einige kleinere. Zu den berühmten Städten des innern Landes gehörten im südlichen Theile das uralte Kypsela, Philippi, vom ältern Macedonischen Philipp in der Nähe reicher Goldbergwerke angelegt, und durch die Schlacht bekannt, welche den Untergang der Römischen Freiheit zur Folge hatte, und Amphipolis auf einer Insel des Strymon nicht weit von der Mündung desselben. Die Städte des mittlern Thraciens sind durchgehends neuern Ursprungs. Im

nördlichen blühten das ebenfalls vom ältern Philipp angelegte Philippopolis am Ufer des Hebrus, nicht weit vom südlichen Fuße des Hämus, und Beroe, dessen Ursprung unbekannt ist. Viele Namen kleinerer Städte der Eingebornen gingen in der Geschichte völlig unter. Allein alle übrige Thracischen Städte wurden in der Folge durch die Größe von Byzanz überstrahlt, welches ungefähr 700 Jahre vor Christi Geburt von Megarensern unter der Leitung eines Thracischen Fürsten gegründet ward. Mit der Ausdehnung des Griechischen Handels nach dem Pontus Euxinus erhielt Byzanz je länger je mehr Wichtigkeit. Sein Hafen, in dem der Tiefe wegen die größten Schiffe sich bis an die Häuser herannähern konnten, und in dem die größte Flotte vor allen Stürmen gesichert war, erhielt von seiner langen gebogenen Gestalt den Namen des goldenen Horns, und schien die Stadt die ihn einschloß, von jeher zur Hauptstadt der Welt zu bestimmen. Während der Unterjochung Kleinasiens durch die Perser, die den Untergang des Griechischen Handels zur Folge gehabt hatte, sank auch Byzanz, und als sich die Persische Flotte seinen Mauern näherte, wanderten seine Bewohner nach Mesembria an den Küsten des Pontus aus, und ließen den Feind in seinem Unwillen die leere Stadt verheeren. Nach der Flucht des Xerxes erhob sich Byzanz von neuem und blieb nun unter dem Einflusse der herrschenden Griechischen Seemacht Athen oder Sparta, bis auch die Macht dieser Städte gebrochen ward. Von da an erhielt sich Byzanz größtentheils durch eigene Anstrengung, auch gegen die überlegenen Kräfte Macedoniens in der Unabhängigkeit; nur mußte sie den in Thracien eingewanderten Kelten ziemlich harte Steuern bezahlen, um von ihnen verschont zu werden. Während des Kriegs der Römer gegen den jüngern Philipp von Macedonien, schloß sie sich an Rom an, unter dessen Schutz sie sehr große Handelsfreiheiten ungestört genießen konnte, und eine Zeitlang ganz bei ihren eigenen Gesetzen blieb, bis man auch sie endlich als Römisches Municipium behandelte. Die Stärke der Mauern, welche die Römer daselbst anlegten, machte sie bald zu einer Hauptfestung des Reichs.

Westlich von Thracien, südlich vom Scordischen Gebirge, östlich von Illyrien, von welchem es durch das Gebirg Bermus getrennt war, und nördlich von Epirus, von Thessalien von dem es der Olympus schied, vom Thermäischen Meerbusen, dem Aegäischen Meer und der Halbinsel Chalkidike lag die Landschaft Macedonien zu verschiedenen Zeiten von sehr ungleicher Ausdehnung, einst ein kleiner Strich Landes am Thermäischen Busen, dann durch zwei unvergleichliche Fürsten Herrscherinn der Welt, später wieder eine der weniger bedeutenden Provinzen des ungeheuren Römerreichs. Nach der Beschaffenheit des Landes kann es in zwei völlig verschiedene Bezirke getheilt werden. Die Gebirgsgegend ist kalt und rauh, aber mit großen Wäldern und reichen Weiden für eine sehr ergiebige Viehzucht bedeckt. Die Berge selbst waren ziemlich reichhaltig an Metallen aller Art, die jedoch die Römer aus Staatsgründen unbenutzt ließen. Die Ebenen und besonders das Küstenland durften mit den schönsten und fruchtbarsten Theilen des Griechischen Bodens wetteifern. Ihre Bewohner näherten sich mehr der Griechischen Bildung und von dem königlichen Hofe aus verbreitete sich unter ihnen die Hellenische Rede. Die Bergbewohner hingegen blieben den Illyrischen Sitten und der Sprache der Väter getreu, und die Römer konnten sich ihres Gehorsams nur durch Verpflanzung der mächtigsten Geschlechter versichern. Die ältesten Nachrichten über diese Gegenden belehren uns, daß sie von Thracischen Stämmen, den Bisalten, Edonen, Pieren, Bottiäern, Brigern oder Phrygen und Mädern bewohnt waren, zwischen welche sich aber auch Illyrische Völkerschaften die Päonier und Emathier hinein gedrängt hatten, die mit ihnen in beständiger Fehde lebten. Nach einer alten Sage sollten drei Brüder aus dem Geschlechte des Temenus, eines Sohns des Hercules, von Argos aus eingewandert seyn, und nach mannigfaltigen Schicksalen unter den Illyriern, der jüngste von ihnen, Perdiccas oder Karanus, wie ihn Alexandrinische Sagen nennen, in dem fruchtbaren Emathia den Grund zum Macedonischen Reiche gelegt haben. Doch konnte sich dieser Staat bis zu den Perserkriegen zu keiner Bedeutung erheben. Die Schwächung und

Demüthigung mehrerer der mächtigsten unter den benachbarten Stämmen durch die Einfälle des Xerxes gab den Königen von Macedonien Gelegenheit nach dem Abzuge der Perser ihre Gränzen auf Kosten Schwächerer zu erweitern. Dessenungeachtet kann doch erst Philipp eigentlich als der Schöpfer der Macedonischen Macht in ihrer spätern Größe angesehen werden. Denn wenn auch das von Natur tapfere und kriegerische Volk eben so ungeregelte Haufen mit Vortheil bekämpfte, so fehlten doch noch alle kriegerischen Einrichtungen, welche nothwendig waren, ehe Macedonische Truppen einem Griechischen Heere entgegengestellt werden durften. Wunderbar genug wurde einer der ausgezeichnetesten Männer an Tugend und Kraft, die den Abend der Griechischen Freiheit verschönerten, der Thebanische Epaminondas vom Schicksale dazu auserſehen, dem Vaterland, dem er sein Leben geweiht und für welches er starb, den Unterdrücker zu erziehen. Als Geisel in Theben unter der Leitung jenes großen Mannes aufgewachsen, brachte Philipp zu Griechenlands Verderben zugleich die Tugenden seiner Helden und die Kenntniß seiner Schwächen nach der Macedonischen Heimath. Mit überraschender Schnelligkeit führte er daselbst die Einrichtungen des Griechischen Kriegswesens ein, die er nach den Bedürfnissen seines Volks umzuwandeln wußte. Bald ward die Macedonische Phalanx unüberwindlich. Wenige Fürsten, wenige Menschen überhaupt können an Einsicht, Kenntniß des Lebens, rastloser Thätigkeit und Beharrlichkeit in ihren Entwürfen, Philippen an die Seite gestellt werden, und wenn er in der Weltgeschichte durch die weiten und glänzenden Züge seines Sohnes verdunkelt worden ist, so bedenke man wohl, daß Alexander schwerlich durch Unterwerfung so vieler theils entarteter Völker zum Herrscher seines Zeitalters geworden wäre, hätte sein großer Vater nicht vor ihm die frühere Zeit in ihrem Kräftigsten besiegt. Für das eigentliche Macedonien waren die näher gelegenen und mit dem Stammreiche besser verbundenen Eroberungen des Vaters viel wichtiger als die glänzenden, aber nach seinem Tode schnell wieder losgerissenen Erwerbungen des Sohnes. Philipp begann die Erweiterung seines Gebietes mit der Eroberung der Griechischen Pflanz-

städte an seiner Küste, und des Landstriches von Thracien bis an den Nestus. Eine Folge dieser Fortschritte war die Einnahme der jetzt überall von Macedonien eingeschlossenen Halbinsel Chalkidike, die er mit der Zerstörung von Potidäa begann und mit der Zerstörung des mächtigen Olynthos endigte, welches mehr noch seiner Staatskunst als den Kräften seines Reichs unterlag. Mitten unter diesen Siegen hatten auch die nördlichen Nachbarn seinen Arm gefühlt, und er würde seine Gränze bis an den Sardius und weit nach Illyrien hinein ausgedehnt haben, wäre nicht seine Thätigkeit durch seinen Lieblings-Entwurf, die Herrschaft über Griechenland, nach den mittäglichen Ländern abgelenkt worden. Der Kampf der feinsten Staatsklugheit mit eben so viel Beharrlichkeit als kriegerischer Geschicklichkeit und Muth verbunden, gegen einen so lockern, in seinem Geiste geschwächten und sowohl im Ganzen als in jedem seiner einzelnen Theile erschütterten Staatenbund konnte nicht zweifelhaft seyn. Am Tage von Chäronea erndtete Philipp die Frucht seiner langen Bemühungen. Seine Herrschaft über Griechenland war entschieden, und er selbst bereit an der Spitze Griechischer Heere den großen König zu bekriegen, als ihn der Dolch des Pausanias dahinraffte. Nach der vorübergehenden Weltherrschaft Alexanders fiel Macedonien in seine frühern Verhältnisse zurück. Das Haus des Weltherrschers ging nach seinem Tode durch die Undankbarkeit seiner Feldherren zu Grunde und der Stamm des Demetrius Poliorcetes herrschte noch mit großem Einflusse in Griechenland über Macedonien, bis endlich 168 Jahre vor unserer Zeitrechnung der letzte König Perseus der Kriegsmacht und der Staatskunst des ewigen Roms unterlag. Noch war indessen die Zeit nicht erschienen, in welcher die Römer für gut fanden, diese Gegenden förmlich in eine Römische Provinz umzuwandeln. Aber um die Kraft des Macedonischen Reichs auf immer zu zersplittern, schafften sie die königliche Regierung ab, und theilten das Land in vier Bezirke ein, denen man eine freie Verfassung unter Römischer Vormundschaft gab. Der erste dieser Bezirke enthielt das Land zwischen dem Nestus und dem Strymon, nebst den Gegenden westlich vom Strymon bis zum

Gebirg Kerkine; auch die Griechischen Städte an der Thracischen Küste zwischen den Flüssen Nestus und Bernus. Hauptstadt war Amphipolis. Zum zweiten Bezirke gehörte das Land zwischen den Mündungen des Strymon und dem Flusse Arius nebst der Halbinsel Chalkidike. Hauptstadt war Thessalonike. Der dritte umfaßte die Ebene südlich vom Flusse Arius bis an die Gränze Thessaliens oder den Fluß Peneus. Hauptstadt war Pella. Der vierte enthielt endlich die westlichen Berggegenden, welche der Bernus von Illyrien und Epirus trennt. Hauptstadt war Pelagonia oder Heraklea. In diesem Zustande blieb das Volk, welches eine kurze Zeit die Herrschaft der halben Welt inne gehabt hatte, bis ein unglücklicher Versuch zu Wiedererringung der alten Selbstständigkeit den Siegern eine willkommene Gelegenheit darbot das Land völlig in eine Römische Provinz umzuwandeln. Bei der Gründung des Macedonischen Staats war die älteste Hauptstadt Edessa gewesen, allein bei der Erweiterung des Reichs hatten die Könige ihren Sitz bald nach Pella verlegt und nur die königlichen Grüfte waren in Edessa geblieben. Pella genoß den Vorrang unter den Macedonischen Städten bis zum Untergange des Reichs; aber unter der Römischen Herrschaft verfiel es bald. Desto blühender erhob sich Thessalonike, welches Kassander an der nordöstlichen Spitze des Thermäischen Busens seiner Gemahlinn zu Ehren anlegte und nach ihr benannte. Nach der neuen Eintheilung Macedoniens wurde sie die Hauptstadt eines Bezirks, und in der Folge sogar der Sitz der Verwaltung Griechenlands und Illyriens. Auch Heraklea oder Pelagonia war eine der vier Bezirkshauptstädte. Im südlichen Macedonien sind die merkwürdigsten Städte Pydna, Dium und Beröa, eine der ältesten in Macedonien. Im Lande der Päonier bemerkt man vorzüglich Stobi, welcher die Römer die Rechte eines municipium ließen, Idomene, Europus, Doberus, und Syris. Endlich blühte auf Chalkidike das mächtige Olynth, eine Stiftung der Athener und der Thracischen Bottiäer, welches während des Peloponnesischen Kriegs den Grund zu seiner Größe legte und bis zu König Philipps Zeiten in den glänzendsten Verhältnissen

besonders zur See stand. Schon vor der Eroberung von Olynth hatte Philipp Potidäa, eine ursprüngliche Colonie der Corinther, zerstört, welches später von Athenern besetzt worden war. Auf ihren Trümmern gründete Kassander das von ihm benannte Kassandria, welches unter seinem Schutz eine der ansehnlichsten Städte Macedoniens wurde. Neben diesen kennt man noch Mende, Skione und Stagira, die Vaterstadt des Aristoteles, aber durch nichts Anders berühmt.

Von der Spitze der Ceraunischen Berge bis über den Meerbusen von Ambracia hinaus erstreckt sich längs der Küste des Jonischen Meeres in einer Länge von 33½ geographischen Meilen, durch den Pindus auf der östlichen Seite von Thessalien getrennt, das alte Epirus, ein zwar von vielen Gebirgsästen durchschnittenes, doch in seinen schönen Ebenen auch fruchtbares, jedoch im Ganzen mehr für Viehzucht als für Ackerbau geeignetes Land. Ursprünglich hatte es keinen allgemeinen Namen, da die einzelnen Völkerschaften denen die Hellenische Rede fremd war, in keiner Verbindung standen. Erst die Korkyräer nannten das ihnen gegenüberliegende Land im Allgemeinen ἡ Ἤπειρος, das feste Land, und von ihnen verbreitete sich diese Benennung auch unter den übrigen Griechen. Die Hauptstämme die diese Gegend bewohnten, waren die Chaoner, welche eine Strecke von 15 geographischen Meilen von der Ceraunischen Spitze an, bis zur Meerenge einnahmen, die Thesproten, im westlichen Theile südlich von den Chaonern, und die Molosser beiden im Rücken an der Macedonischen und Thessalischen Gränze. Die Chaoner kannten weder Städte noch Fürsten, sondern lebten in Flecken und Dörfern unter der Verwaltung jährlich abwechselnder Vorsteher aus gewissen vornehmen Geschlechtern. Ihr Ursprung war Pelasgisch, doch hatten sie in Sitten und Sprache vieles von den benachbarten Illyriern angenommen. Auch die Thesproten, die Gründer des Orakels von Dodone, waren Pelasger, die ebenfalls stammweise in Dörfern und Flecken ohne königliche Oberherrschaft blieben. Die Molosser waren hingegen Thessalischen Ursprungs und nahmen in Epirus die Gegenden ein, welche diejenigen Thesprotischen Pelasger bewohnt hatten,

von denen sie selbst aus Thessalien vertrieben wurden. Unter ihren Königen wurden sie bald mächtiger, als ihre in getrennten Haufen lebenden Nachbarn. Nach dem Peloponnesischen Kriege gelang es ihnen bei der allgemeinen Schwäche der Griechischen Staaten Ambracia zu erobern, welches von da an statt des alten Passaro ihre Hauptstadt wurde. Glückliche Kriege unterwarfen ihnen die Nachbarvölker und ihre Fürsten nannten sich seitdem Könige von Epirus. Nach dem Tode eines Enkels des berühmten Pyrrhus verfiel das Reich wieder und löste sich in mehrere kleine demokratische Freistaaten auf, welche im letzten Kampfe gegen die Römer noch soviel Widerstand leisteten, daß die Römer theils aus Erbitterung, theils zur Befestigung ihrer Herrschaft in diesen Gegenden 70 ihrer Städte zerstörten, die größtentheils im Gebiete der Molosser lagen. Die bedeutendsten Orte längs der Küste waren Buthrotum erst durch die Römer angelegt, und Phönike, eine der reichsten und ansehnlichsten Städte des Landes, im südlichen Theile von Epirus, Ambracia, eine uralte Stadt von Hellenischen Dryopern gegründet, und später von Corinth aus verstärkt, welchem sie ihre Griechischen Einrichtungen und ihre Griechische Bildung verdankte. Der König der Molosser verlegte, als er ganz Epirus eroberte, seinen Sitz dahin. Im Gebiete der Molosser sind die alte Hauptstadt Passaro und das älteste Orakel zu Dodone merkwürdig. Ungefähr in der Mitte der Epirischen Küste gegenüber lag die sichelförmige Insel Korkyra mit der Stadt gleichen Namens, von den Einheimischen Scheria genannt, der Wohnsitz der Phäaker, später von Corinthern eingenommen und neu gegründet, zur Zeit der Persischen Kriege schon die mächtigste Griechische Seemacht nach Athen. Die abscheulichen Auftritte welche durch den Kampf der demokratischen von Athen unterstützten Partei gegen die mit Corinth im Bunde stehenden Vornehmen veranlaßt wurden, sind durch Thucydides vortrefflich geschildert. Als die Römer sich in die Griechischen Angelegenheiten mischten, hielt es Korkyra mit ihnen und wurde allmählig aus einer freien Bundsgenossinn zur gewöhnlichen Landstadt.

Unter der allgemeinen Benennung Thessalien begriff man in spätern Zeiten, d. h. nach dem Peloponnesischen Kriege, das ganze Land, welches auf der Nordseite durch die Mündung des Peneus, den Berg Olympus und seine Fortsetzung von Macedonien, gegen Abend durch den Pindus von Epirus, gegen Mittag durch die Bergkette des Oeta von Doris und Locris und dem ganzen eigentlichen mittäglichern Griechenlande geschieden, gegen Morgen aber durch das Aegäische Meer und den von der Insel Euböa gebildeten Busen begränzt wird. Das eigentliche Thessalien, bisweilen auch Thessaliotis genannt, war nur ein schmaler Strich Landes an den Ufern des Peneus und ursprünglich nach seinen Bewohnern, den Magneten, Magnesia genannt worden. Der älteste in diesen Gegenden bekannte Name ist jedoch Phthiotis, die südlichste Landschaft zwischen den Gebirgen Othrys und Oeta. Allein überhaupt ruht auf der ältesten Geschichte von Thessalien das größte Dunkel, welches durch die Ueberlieferung nur sehr spärlich erleuchtet wird. Der erste bekannte Name von Thessalien ist Hämonia von den Hämonen einem Pelasgischen Stamme, seinen damaligen Bewohnern. Allein sechs Menschenalter nach der ersten Pelasgischen Einwanderung soll eine zweite aus dem südlichen Griechenlande statt gefunden haben. Von den neuen Eroberern erhielt das Land vom Passe von Thermopylä bis zur Mündung des Peneus und von der Seeküste bis zum Gebirge Pindus den Namen des Pelasgischen Argos, oder Pelasgischen Reichs. Bald zerfiel indessen dieser anfängliche Gesammtstaat in mehrere kleinere von einander unabhängige Staaten. Im mittäglichsten Theile entstand Phthiotis, auf dem Pelion die Centauren, am Ossa und der großen Ebene die Lapithen, zu beiden Seiten vom Laufe des Peneus im Osten die Perrhäber und im nordwestlichen Theile die Histiäer. Alle suchten sich aus der Hauptstadt Larissa und den schönen Ebenen in ihrer Nachbarschaft zu verdrängen. Aber durch den Sieg über die berittenen Centauren erfochten die Lapithen den Vorrang. Allein indessen wurde Phthiotis durch Griechische Völker unter Deukalion eingenommen. Dieser Griechische Stamm nannte sich Hellenen und deswegen giebt man

ihnen einen Hellen zum Fürsten, den man bald zu dem Sohn des Deukalion, bald zum Sohne Jupiters macht. Unter seinem Enkel Dorus soll sich ein Zweig derselben, die Dorier, nach Vertreibung der Histiäer, Perrhäber und Lapithen in ihren Wohnsitzen festgesetzt haben. Im südlichen Theile blieben die Achäer und die Aeoler — und allmählig errangen die Erstern die Oberherrschaft. Aber nach dem Trojanischen Kriege drangen aus Epirus die Enkel jener Pelasger, welche der Uebermacht der Hellenen hatten weichen müssen unter dem Namen Thessaler wieder über den Pindus und nach und nach so weit vor, daß die Phocenser, um sich gegen sie zu schützen, die Mauer von Thermopylä errichteten. Ihre Hauptniederlassung fand am Flusse Peneus statt, weswegen das benachbarte Land auch die Benennung des eigentlichen Thessaliens im engern Sinne erhielt; doch mußte ihnen auch Phthiotis gehorchen, während hingegen Magnesia seine Unabhängigkeit zu erhalten wußte. Von den vertriebenen Hellenen wanderten die Dorier erst in die Berge des Oeta, dann in der Folge mit andern nach dem Peloponnesus aus; die Aeolier hingegen gründeten nach allerlei Schicksalen die Bundsgenossenschaft der zwölf Aeolischen Städte auf der Küste von Kleinasien. So lange Thessalien unabhängig blieb, vereinigte es sich nie zu einem Gesammt-Staate. Die Herrschaft vieler kleiner Fürsten wurde allmählig fast überall durch die Verwaltung weniger Vornehmen ersetzt; aber die innerlichen Gährungen benutzten öfters ehrgeizige Bürger, um sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen. Zu gewissen Zeiten schickten die einzelnen Landschaften ihre Abgeordnete auf allgemeine Landtage, aber sie waren nicht gehalten, sich den Beschlüssen derselben zu unterziehen. Uebrigens bildeten diese Landschaften selbst wieder neue Bundsgenossenschaften freier Städte und Länder, die sich selten mehr als auf eine höchst vorbeigehende Weise zu gemeinschaftlichen Zwecken verbanden. Etwa 370 Jahre vor Christi Geburt war Jason, Tyrann von Pherä, durch außerordentlichen Geist und unermüdliche Thätigkeit zu einer solchen Macht in Thessalien gelangt, daß er vielleicht einen Theil der großen Entwürfe Philipps und Alexanders ausgeführt haben würde, wenn

ihn nicht zu früh der Dolch eines Meuchlers getroffen hätte. Die ehrgeizigen Absichten des angesehenen Geschlechts der Alevaden führten den König Philipp nach Thessalien und Jasons Nachfolger mußten unterliegen. Von da an blieb Thessalien bei Macedonien; denn wenn auch die Römer für gut fanden, ihm nach dem Umsturze des Macedonischen Reichs eine Zeitlang Freiheit und eigene Verfassung zu lassen, so wurde es doch nach der völligen Unterjochung und Umgestaltung in eine Römische Provinz wieder mit demselben vereinigt. Thessalien war ein schönes fruchtbares Land mit einer großen Abwechslung von Bergen und reichen Ebenen. Oel, Wein und Getreide konnte in Menge ausgeführt werden. Unter den zahlreichen Flüssen, welche es durchströmten, war der Peneus der bedeutendste und diente gewöhnlich zu dem Mittelpunct der Niederlassungen der einwandernden Völker. Die Bewohner des Landes waren sehr feuriger aber unruhiger und veränderlicher Natur. Glänzender Aufwand und sinnliche Schwelgerei aller Art waren ihnen Bedürfniß. Im Kriege zeigten sie Muth und Beharrlichkeit, aber keine besondere Treue gegen ihre Verbündeten. Ihre Reuterei gehörte zu den trefflichsten und ältesten die man in der Geschichte kennt.

Im nordöstlichsten Theile von Thessalien, wo der Peneus sich in beinahe schauderhafter Tiefe zwischen den schroffen Felsen des Olymp und dem Ossa hindurchdrängt, liegt das im Alterthum so hochberühmte Tempe, wo das frische Grün anmuthiger Haine durch zahlreiche Quellen und den Gesang der Vögel belebt wurde, zugleich der Eingang Thessaliens von Macedonien her. An der westlichen Seite bewahrte ihn die feste Stadt Gonnos. Am Fuße der Gebirge kennt man Gyrtone, und das von Dichtern oft angeführte O l o s s o n. Aber die wichtigste und ansehnlichste Stadt in ganz Thessalien war L a r i s s a, einst die allgemeine Hauptstadt der Pelasger in der schönen Ebene am Peneus. Hier galt die Volksherrschaft, aber zugleich der Einfluß des mächtigen Geschlechts der Alevaden, bis sie sich mit ganz Thessalien von diesen verrathen, dem Macedonischen Philipp unterwerfen mußte. In Histiäotis im westlichen Thessa-

lien waren besonders Gomphi und Phaleria als feste Plätze gegen Epirus wichtig. Unter den Städten südlich vom Peneus nehmen Pharsalus, durch die Niederlage des Pompejus berühmt, das uralte Pherä, mit seinem 90 Stadien weit entfernten Hafen Pagasa, und Demetrias, von Demetrius Poliorketes am Pagasatischen Meerbusen angelegt und später ein gewöhnlicher Sitz der Macedonischen Herrscher, unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. In dem Lande Magnesia lagen die Städte Jolkos, Ormenium, Methone, Olizon und Meliböa, in Phthiotis die alte Stadt Thebä vor der Erbauung von Demetrias der wichtigste Küstenplatz in Thessalien, nach der Eroberung durch den dritten Philipp mit Macedonischen Colonisten neu bevölkert und von dem Eroberer Philippopolis genannt, Pyrasus, Halos, Ptelmon, Antron und ein zweites Larissa Kremaste genannt. In dem Lande der Malienser kennt man Echinus, Phalara, Lamia, Melitea, Trachis und Heraklea, eine der bedeutendsten Thessalischen Städte zwischen den Flüssen Melas und Asopus. Endlich finden wir noch in dem südlichen Lande der Enianes Hypata, welches die Aetolier eroberten und zur Gränzfestung gegen Thessalien machten, und welches lange wegen der Zauberkünste seiner alten Weiber berüchtigt war.

Durch den Paß von Thermopylä kam man in das Gebiet der Epiknemidischen Lokrer. Denn die in Griechenland gebliebenen Lokrer theilten sich in drei Hauptstämme, die Epiknemidischen zunächst am Passe von Thermopylä längs dem Euböischen Meerbusen, die Opuntischen, im Südost der erstern ebenfalls am Euböischen Busen, dann die Ozolischen auf der andern Seite von Phocis und dem Parnassus am Corinthischen und Crissäischen Meerbusen. Von der Geschichte der Lokrer ist wenig bekannt, nur weiß man, daß sie die Alleinherrschaft früh mit republicanischen Verfassungen vertauschten. Die wichtigsten Städte der Epiknemidischen Lokrer waren Nicäa und Thermopylä. Bei den Opuntischen ist ihre Hauptstadt Opus merkwürdig, von der sie ihren Namen haben, und bei den Ozolischen Amphissa, im Innern des Landes, und an der See Naupaktus, der Zufluchtsort der vertriebe-

nen Messenier und im Peloponnesischen Kriege die treuste Anhängerinn von Athen.

In der Mitte zwischen beiden Theilen des Gebietes der Lokrer, südlich von Thessalien, von welchem es durch den Oeta geschieden ist, südöstlich von Doris, nordwestlich von Böotien und nördlich von den Meerbusen von Crissa und Corinth lag das von Bergen eingeschlossene Phocis, ein schönes fruchtbares Land, der Wohnsitz eines freisinnigen tapfern, mehr dem Ackerbau, der Viehzucht und der bildlichen Götteseverehrung als städtischer Bildung, Wissenschaften und Künsten ergebenen Volkes. Und doch erhob sich in seiner Mitte in ehrwürdiger Gestalt der unersteigliche Parnassus, der Sage nach der alte Sitz des Sohnes der Latona und der Musen, an dessen Fuß der Cephisus von Doris nach Böotien hin das Land durchströmte. Phocis soll ursprünglich von Lelegern aus dem Stamme der Hellenen bewohnt, dann noch durch eingewanderte Corinther bevölkert worden seyn. Zur Zeit der Dorischen Wanderung löste sich die anfängliche Alleinherrschaft in eine Menge kleiner Freistaaten auf, deren jeder seine Abgeordneten auf einen allgemeinen Landtag schickte, wo die Angelegenheiten der Gesammtheit berathen wurden. Als sie sich aber an dem Orakel von Delphi vergingen, führten die Griechen unter der Anführung Philipps von Macedonien einen Krieg gegen sie, den man den heiligen nannte, und der viel Unglück über Phocis bringen mußte. In der Folge fielen sie mit dem übrigen Griechenland unter die Herrschaft der Römer. Die größte Stadt der Phocenser war Elatea, aber viel berühmter ist Delphi, der Sitz des berühmtesten Orakels im Alterthum, in einer felsigten, einer Schaubühne nicht unähnlichen Gegend, wegen der vielen Wallfahrten eine sehr ergiebige Quelle des Wohlstandes für Phocis. Außer diesen beiden Städten waren noch Crissa, wovon der Meerbusen den Namen trägt, und Anticyra merkwürdige Orte.

In einem kleinen Winkel zwischen dem Oeta, dem Pindus und dem Parnassus, oder zwischen Locris, Phocis, Thessalien und Aetolien, lag das an sich wenig bedeutende Doris, ehemals Dryopis, von seinen vier Städten Pindus, Erineus,

Bojon und Kytinion auch Tetrapolis genannt. Merkwürdig ist, daß die Einwohner dieses kleinen Landes, deren Dorische Voreltern aus dem Thessalischen Histiäotis hiehin geflüchtet waren, allein unter allen ihren Nachbaren noch immer die rauhere Dorische Mundart beibehielten. Aber ihre Verbindung mit Xerxes in dem Perserkriege hatte die Dorier bei den Rettern Griechenlands lange in große Verachtung gebracht.

Westlich von Doris, den Ozolischen Lokrern und einem Theile von Thessalien, südlich von einem andern Theile dieses Landes, östlich von Akarnanien, von welchem es durch den Fluß Achelous geschieden war und nördlich vom äußern Meerbusen der Corinthischen Meerenge lag Aetolien, ein in seinen innern Theilen treffliches, in der Nähe des Meeres hingegen völlig unfruchtbares Land. Ursprünglich soll es von Cureten aus Euböa bewohnt gewesen seyn; aber später wanderten Aeolier vom Hellenischen Stamme ein. Die sehr kriegerische Bevölkerung war in verschiedene Freistaaten getheilt, die ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu Thermus wie die Thessalier und Phocenser auf einem Landtage beriethen. Uebrigens hatten die Aetolier wenig Achtung für Bündnisse und Verträge, hielten den Raub zu See und Land eher für ehrenvoll als entehrend und waren sehr gewandt in der Benutzung fremder Zwistigkeiten zu ihrem Vortheile. Während der letzten Zuckungen der Griechischen Freiheit trugen die Anstrengungen des Aetolischen Bundes auch zur Verlängerung eines Kampfes bei, dem sie vielleicht bei größerer Mäßigung und Eintracht mit den übrigen Griechen eine günstigere Wendung gegeben hätten. Außer Thermus, dem Sitze ihrer Bundesversammlung, war im Gebiete der Aetolier von ihren Städten auch Kalydon besonders durch die Sage von dem daselbst durch Meleager erlegten Eber bekannt.

Zunächst von Aetolien und bloß auf der Westseite dieses Landes durch den Fluß Achelous von demselben geschieden, lag Akarnanien. Dieses Land hatte die Gestalt eines rechtwinklichten Dreiecks, dessen rechter Winkel an einen kleinen Theil von Thessalien gelehnt war, während die Aetolische Gränze die östliche, die Epirische hingegen die nördliche Cathete, die Küste des

Jonischen Meeres endlich die Hypotenuse bildeten. Die Gegend um den Ausfluß des Achelous war sehr sumpfig und auch das übrige Land nicht sehr fruchtbar. Die Einwohner von sehr verschiedenem Ursprung, ein sehr tapferes kräftiges Volk, zeichneten sich durch ihre Gewandtheit in Leibesübungen in den Olympischen Spielen vorzüglich aus.

Ihre Verfassung war diejenige, die wir in den meisten Landschaften Nordgriechenlands gefunden haben. Aber die Festigkeit und Unzertrennlichkeit des Akarnanischen Bundes gab ihm viel mehr Kraft. Mit unerschütterlicher Treue, die sie in allen Verträgen heilig beobachteten, an Macedonien auch im Unglücke festhaltend, unterlagen die Akarnanier endlich vereint mit demselben der Römischen Uebermacht. Die berühmtesten ihrer Städte waren Argos Amphilochicum und Stratus; Actium wurde erst durch den in seiner Nähe errungenen Sieg des Augustus berühmt.

Oestlich von Phocis und den Opuntischen Lokrern erstreckte sich in einer Länge von sechszehn Meilen zwischen dem Euböischen und Halcyonischen Meere nach Attika und Megaris hin die Landschaft Böotia, ein fruchtbares Land, dessen dichte Luft aber der Geistesentwicklung so nachtheilig gewesen seyn soll, daß seine Einwohner im Alterthum sowohl wegen ihrer natürlichen Gaben, als ihrer Bildung überall das ungünstigste Vorurtheil gegen sich erweckten. Dessenungeachtet hatte die Sage auf einen Berg dieser Landschaft, der zugleich der höchste in ganz Griechenland war, auf den Helicon den Sitz der Musen verlegt. Auch hatte Böotien den Hesiodus, den Pindar, die schöne Dichterinn Corinna, den Epaminondas und Pelopidas hervorgebracht, deren Namen allein das Vorurtheil bekämpfen würden, wenn man nur mit einiger Richtigkeit von den Vorzüglichen auf die Menge schließen könnte. Uebrigens bildete Böotien einen großen von Bergen eingeschlossenen Kessel, in welchem der See Copais eine sehr merkwürdige Erscheinung war. Denn da ihm durch die Beschaffenheit des Landes kein natürlicher Ablauf gegeben schien, mußte er durch drei künstliche Buchten in das Euböische Meer abgeleitet werden. Aber die Geschichte giebt uns gar keinen Aufschluß über Zeit und Art der Vollendung

dieses Riesenwerks. Der nördliche Theil der Landschaft war rauher und gebirgiger, der südliche fruchtbarer, aber wegen dichter Luft und häufiger Nebel ungesunder. Als Cadmus 1500 Jahre vor Christi Geburt an der Spitze einer Phönicischen Einwanderung Böotien betrat, fand er dieses Land von Pelasgern bewohnt. Aber seinen Namen erhielt es erst durch die spätere Ankunft der Böotier aus den Stamme der Hellenen. Die Böotier waren tapfer und kriegerisch. Ihre an sich schon bedeutenden Körperkräfte wußten sie durch häufige Leibesübungen unendlich zu steigern. Uebrigens waren sie den sinnlichen Genüssen ziemlich ergeben, vorzüglich der Tafel, die man mit den Erzeugnissen ihres Gebiets reichlich und gut versehen konnte. Unter den edlern Genüssen liebten sie besonders die Tonkunst, und die Geschicklichkeit mit welcher er die Querpfeife spielte, gehörte zu den anerkannten Vorzügen eines wohlgebildeten Jünglings. Auch Böotien hatte ursprünglich eine völlig freie Bundesverfassung freier Städte; allein im Ablauf der Jahrhunderte hatte Theben zuerst den Vorrang, dann eine solche Obergewalt an sich gebracht, daß sie wohl eigentlich zur Fürstinn des Landes geworden wäre, wenn sich nicht die mächtigen Nachbarstaaten bisweilen aus Eifersucht und andern Staatsrücksichten der bedrängten Böotischen Städte angenommen hätten. Auf einem allgemeinen Landtage zu Theben wurden die Geschäfte vollendet, die vorher jeder der vier Bezirke in seinem eigenen Rathe erörtert hatte. Eilf Böotarchen in diesen Bezirksversammlungen gewählt, und bei Todesstrafe gehalten, ihre Stellen nach einem Jahre niederzulegen, leiteten die Berathung. In Theben selbst hatte man 1226 Jahre vor Christi Geburt nach dem Tode des Königs Xanthus die Volksherrschaft eingeführt. 382 Jahre vor Chr. Geb. bemächtigte sich der Spartaner Philidas der Burg Cadmea und unter dem Einflusse von Sparta ward eine aristokratische Verwaltung eingeführt, die durch den Pelopidas wieder gestürzt wurde. Zwei große Männer, Pelopidas und Epaminondas, gaben ihrem Volke einen solchen Schwung, daß es eine Zeitlang den Vorrang unter den Hellenen behaupten konnte. Allein mit ihnen sank auch schnell wieder, was in so kurzer

Frist nicht die Gesammtheit durchdringen konnte. In der Schlacht von Chäronea unterlagen die Thebaner mit den übrigen Griechen, und ein Aufstand gegen Alexander wurde mit Zerstörung der Stadt gebüßt. Das von Cassander wiederhergestellte Theben erhob sich nie wieder zu einiger Bedeutung, und von der Zeit an, da es in dem Kriege der Römer gegen den Mithridates sich für den letztern erklärt hatte, und von den Siegern hart gezüchtiget worden war, verschwand es aus der Geschichte. Theben war zur Zeit seiner Blüthe eine große Stadt, denn es soll 7 Thore, und ohne die Burg 43 Stadien, über anderthalb Stunden, und mit derselben 70 Stadien, über dritthalb Stunden, im Umfang und etwa 50,000 Einwohner gehabt haben. Die Thebaner waren tapfer bis zur Kühnheit, aber auch eitel, jähzornig und blutdürstig. Die Böotischen Sprichwörter, mit denen man sich gegenseitig zu necken suchte, behaupteten, in Theben wäre die Heftigkeit, in Tanagra, der Vaterstadt der Dichterinn Corinna, der Neid, in Oropus der Wucher und Betrug, in dem durch die Niederlage des Mardonius berühmten Platäa die Großthuerei, in Thespiä der Widerspruchsgeist, in Anthedon die Habsucht, der falsche Eifer in Chäronea und die Dummheit in Haliartos zu Hause. Außer den erwähnten Städten waren in Böotien noch Lebadea wegen der Nachbarschaft der Höhle des Trophonius und der so verderblichen Betriegereien des daselbst befindlichen Orakels, Chäronea und Leuctra wegen der daselbst vorgefallenen Entscheidungsschlachten merkwürdig.

Südlich von Böotien, kam man denn nach Attika, welches gegen Osten und Süden vom Aegäischen Meer und gegen Westen von Megaris und dem Saronischen Busen begränzt war. Dieses kleine Land, welches vor allen andern Hellenischen Ländern vom Schicksal so hoch begünstiget, die schönsten Blüthen des Hellenischen Geistes erzeugen sollte, hatte die Gestalt eines Dreiecks und in seiner größten Länge sechszehn, in seiner größten Breite nur neun Meilen. Von vielen Bergen durchschnitten, aber von keinem beträchtlichen Flusse durchströmt, war es im Ganzen trocken und unfruchtbar, und das zum Unterhalt Nöthige konnte dem Boden nur mit äußerster Anstrengung abgewon-

nen werden. Dessenungeachtet wurde die Bevölkerung durch die Reinheit der Luft und die lebendige Gewerbsamkeit der Bewohner bald auf einen sehr hohen Grad gebracht. Indessen scheint die Unfruchtbarkeit des Bodens lange fremde Gäste abgeschreckt zu haben, und die einheimischen Ureinwohner in völliger Getrenntheit und im rohsten Zustande geblieben zu seyn, bis endlich Cecrops ihre Sitten gemildert und die ersten Anfangsgründe des Landbaus und eines gesetzlichen bürgerlichen Zustandes bei ihnen eingeführt haben soll. Ihren künftigen Bestrebungen einen Gemeinpunct zu sichern, gründete er Athen. Da aber beim allmähligen wiewohl langsamen Fortschreiten der Bildung, das erwachte Bedürfniß auch andern Städten und Flecken den Ursprung gab, so entstand unter diesen von neuem Zwietracht, bis Theseus sie alle vermochte, der größern Sicherheit und dem ruhigern festern Fortgange das Opfer ihrer Unabhängigkeit zu bringen und Athen als Vorsteherinn anzuerkennen. Aus der Zeit der Könige haben sich nur dunkle Sagen erhalten, von denen die meisten so offenbar das Gepräge der Dichtung tragen, daß beinahe gar nicht auszumitteln ist, was der Geschichte angehören mag. Im eilften Jahrhundert vor Chr. Geb. scheint die königliche Würde nach dem Tode des Königs Kodrus ohne heftige Auftritte vermuthlich durch allgemeinen Wunsch abgeschafft worden zu seyn. Doch dauerte die Alleinherrschaft noch 316 Jahre fort, mit dem Unterschiede, daß die neuen Herrscher Archonten hießen, und ihr Amt zwar lebenslänglich behielten, aber nicht auf ihre Nachkommen vererbten.

Allein jetzt wurde die Verwaltungszeit auf zehn Jahre, und dann 70 Jahre später sogar auf ein Jahr beschränkt, während man hingegen die Zahl der Archonten bis auf neun vermehrte. Von da an war mit Ausnahme vorübergehender Einschränkungen jede neue Veränderung zu Gunsten der Volksherrschaft. Vaterlandsliebe, Ruhm der Tapferkeit, der Tugend, der Kunst und Wissenschaft fanden in dieser freien Verfassung einen Altar, auf welchem ihnen die herrlichsten Gaben geopfert wurden; aber diese schönen Erscheinungen wurden durch Mängel getrübt, welche bisweilen den Zustand verwünschen ließen, aus dem selbst

jenes Göttermäßige unmittelbar hervorgegangen zu seyn schien. Denn so wie aus einem edlen Wetteifer sich das Herrlichste und Glänzendste entwickelte, so wurde auch die reinste Tugend das Opfer der Engherzigkeit, des Neides und der Misgunst, die ein bethörter und wandelbarer Haufe gegen denjenigen empfand, der seine strenge Pflicht und die heilige Wahrheit mehr als die Launen der Menge beachtete. Und da ein solches Hin- und Herwanken der Volksgunst mit einer festen Verfolgung bestimmter Staatszwecke durchaus unverträglich war, so konnte das kühne Gebäude der äußern Macht, welches der außerordentliche Geist einiger ausgezeichneter Führer errichtet hatte, niemals feste Grundlagen finden, welche die Dauer desselben versichert und für alle Hellenischen Staaten zu einem wohlthätigen Haltungspunct erhoben hätten. Nach der ruhmvollen Beendigung des Persischen Krieges gelangte Athen auf den Gipfel seines Ansehens, welcher besonders in den Zeitpunct der Verwaltung des Perikles fällt. Allein der Peloponnesische Krieg nahm besonders durch den unglücklichen Versuch auf Sicilien eine schlimme Wendung. Athen mußte Sparta's Waffen und Verwaltung in seinen Mauern dulden. Nur ähnliche Unglücksfälle seiner Bezwingerinn konnten es wieder einigermaßen heben. Doch mußte es nach der Schlacht von Chäronea bald wieder seinen Nacken beugen. Nach Alexanders Tode wechselten Freiheit und Abhängigkeit öfters ab. Noch ward es der ehemaligen Vorsteherinn Griechenlands eine Zeitlang vergönnt, als Bundesgenossinn der Weltbeherrscherinn Roms seine Stellung zu behaupten, bis ein mislungener Versuch, diese letztere mit dem König Mithridates verbunden zu bekämpfen, mit der Eroberung Athens durch Sylla endigte, welcher jedoch erst unter Vespasian völlige Umgestaltung zur Römischen Statthalterschaft folgte. Außer der Hauptstadt Athen waren in Attika noch Eleusis, der Sitz alter Mysterien in denen das Hehrste und Heiligste der Griechischen Cultur aufbewahrt gewesen seyn mag, und Marathon durch die Niederlage der Perser berühmt.

Das letzte Land in der größern Halbinsel war das kleine Megaris, westlich von Attika, südlich von Böotien und dem

Alcyonischen Meer, östlich vom Corinthischen Isthmus und nördlich vom Saronischen Busen. Eben so trocken und unfruchtbar wie Attika, war es ganz ohne Berge. Die Megarenser hatten lange Zeit Könige gehabt, welchen später Volksherrschaft und der Einfluß Weniger in öfterer Abwechslung folgten. Zwischen mächtigen Nachbaren eingeengt, mußten sie immer unbedeutend bleiben, und von dem Schicksal der Größern ihre Bestimmung erwarten. Den größten Ruhm hatte die Hauptstadt Megara wohl davon erhalten, daß Euklid in ihren Mauern das Daseyn erhielt.

Durch den schmalen Bergrücken der unter dem Namen des Corinthischen Isthmus bekannt ist, kommt man zu Lande in den Peloponnes, der noch einmal die Form des Ganzen in verjüngtem Maße darzustellen scheint, und zwar betrat man zuerst das Gebiet der Corinther, welches klein, bergigt und unfruchtbar seinen Wohlstand nur dem ausgebreiteten Handelsverkehr seiner Hauptstadt verdankte. Gegen Norden war es vom Meerbusen gleiches Namens, gegen Osten von Megaris und dem Saronischen Busen, gegen Süden von Argolis und gegen Westen von Sicyon begränzt. Corinth selbst lag am Fuße eines hohen Berges, auf welchem eine Burg Acrocorinthos errichtet war. Gegen Mittag durch den Berg gesichert, decken es hohe und starke Festungswerke auf den drei übrigen Seiten. Mit dem Corinthischen Busen ist es durch den 12 Stadien weit entfernten Hafen Lecheus und mit dem Saronischen durch den 70 Stadien entfernten Cenchreos verbunden. In jenem liefen Schiffe aus Italien, Sicilien und allen abendländischen Gegenden, in diesem von den Inseln des Aegäischen Meeres, Kleinasien und Phönicien ein. Zu Lande wurden die Waaren von einem Hafen zum andern fortgeschafft und so diente Corinth als Hauptstapelplatz des Handels zwischen Europa und Asien. Aber die ungeheuren Reichthümer, welche aus dieser ergiebigen Quelle den Corinthern zuflossen, verdarben ihre Sitten, und seine Bewohner zeichneten sich bald eben so sehr durch ihre Verdorbenheit und Schwäche als durch Reichthum und Prachtliebe aus. Nirgends waren die Buhlerinnen so zahlreich, so schön und angese-

hen als in Corinth. 1376 Jahre vor Chr. Geb. soll die Stadt und das kleine Reich, dessen Gebiet vorher von Pelasgern bewohnt war, von dem Aeolier Sisyphus gegründet worden seyn, dessen Nachkommen es bis zu Agamemnons Zeiten beherrschten. Diesem Fürstenstamme folgten die Herakliden vierhundert Jahre hindurch, bis bei der allgemeinen Umgestaltung der Griechischen Verfassungen auch Corinth die königliche Würde abschaffte, und eine Aristokratie einführte, in welcher die Herrschaft 200 Bürgern übertragen wurde, die nur unter ihren Geschlechtern Heirathen schlossen. Jährlich wählte man ein Haupt mit dem Namen eines Prytanen. Aber 90 Jahre nach Einführung dieser Verfassung benutzte Cypselus die Gunst des Volks um sich der Herrschaft zu bemächtigen, welche 73 Jahre in seinem Hause blieb. Sein Sohn war der berühmte Periander, der in den frühern Zeiten seiner Verwaltung verdiente, unter die sieben Weisen Griechenlands gezählt zu werden, allein den Abend seiner Tage durch alle Verirrungen verdunkelte, welche die argwöhnische mit dem Gesetze zerfallene Willkür zu einer der furchtbarsten Qualen der Menschheit machen. Bald nach Perianders Tode wurde wieder eine freie Verfassung eingeführt und da man diesmal eine weise Mischung des Einflusses der Vornehmen mit der Theilnahme des Volks an den öffentlichen Angelegenheiten vornahm, so behauptete sich diese Verfassung lange, und Corinth erhielt auch den Ruf, die weisesten Staatsmänner in seinen Mauern zu bilden, die durch Umsicht und Mäßigung den größten Theil der Uebel vermieden, in welche die Griechischen Staaten jener Zeit wie in einen Strudel immer wieder von neuem hineingezogen wurden. Dieser Zustand dauerte, bis bei der Römischen Eroberung Corinth, welches gewagt hatte mit den Achäischen Staaten den Kampf für Freiheit nnd Vaterland zu beginnen, bei dem unglücklichen Ausgange desselben 143 Jahre vor Chr. Geb. durch den Consul Mummius der furchtbarsten Verheerung preisgegeben wurde, und von da an sich nie wieder zu alter Bedeutung erhob.

Westlich von Corinth erstreckte sich kaum vier Meilen weit längs dem Corinthischen Busen das kleine aber fruchtbare Si-

cyon, einer der schönsten Theile Griechenlands, nicht größer als etwa 24 Quadratmeilen, gegen Abend an Achaja, gegen Mittag an Arkadien gränzend. Der Ursprung dieses Staats verlor sich in das tiefste Alterthum. Bei der Aufhebung der Alleinherrschaft war sogleich alle Gewalt an das Volk gekommen, dessen unruhige Verwaltung aber öfters durch die Anmaßungen von Tyrannen unterbrochen wurde. In seinen schönen Zeiten zeichnete sich Sicyon vorzüglich durch die Kunstliebe seiner Einwohner aus, welcher eine berühmte Malerschule ihren Ursprung verdankte. Bei der Unterjochung Griechenlands theilte es das Schicksal des Achäischen Bundes, mit dem es in die engsten Verhältnisse getreten war. In seinem Gebiete hatte Phlius ein schönes Beispiel von Treue und Standhaftigkeit für ganz Griechenland gegeben, indem es den Spartanern auch dann noch entschlossen beistand, als alle übrigen Bundesgenossen sie nach dem Tage von Leuktra im Stiche gelassen hatten.

Den übrigen nördlichsten Theil des Peloponnesus nahm Achaja ein, welches gegen Mitternacht den Corinthischen Busen, gegen Morgen das Gebiet von Sicyon, gegen Mittag Arkadien und Elis und gegen Abend das Jonische Meer zu Gränzen hatte. Das ganze etwas unregelmäßig gestaltete Land mochte etwa 90 Quadratmeilen enthalten. Fast überall mit schroffen Felsen bedeckte Küsten machten es den Schiffen unzugänglich, sein Inneres war bergigt und im Ganzen unfruchtbar, doch hin und wieder mit vortrefflichem Wein gesegnet. In uralter Zeit sollen es Jonier bewohnt haben, die sich dann später auf den Küsten von Kleinasien ansiedelten. Die Achäer hingegen drangen von Argos und Laconien her ein, als sie durch die Einwanderung der Herakliden aus diesen Gegenden vertrieben wurden. Lange blieben sie den Verhandlungen der Griechischen Staaten völlig fremd. Erst im Peloponnesischen Kriege wurden sie gewissermaßen zur Theilnahme gezwungen und neigten sich bald zu Athen, bald zu Sparta, doch vorzugsweise zu jenem hin. Schon in den frühesten Zeiten bildeten zwölf Achäische Städte eine freie Eidgenossenschaft. Jede von ihnen schickte Abgeordnete auf den Landtag der zu Anfang des Jahres in der Mitte des Frühlings

zu Aegium gehalten wurde. Alle Städte hatten ungefähr die nämliche demokratische Verwaltungsform. In dem weder durch Handel noch durch bedeutenden Gewerbsfleiß bereicherten Lande war die Gleichheit der Bürger nicht schwer zu erhalten, und die Uebereinstimmung der bürgerlichen Einrichtungen in den verschiedenen Städten konnte gewissermaßen an die Stelle eines nähern Staatsverbandes treten. Ueberhaupt hatten sich die Achäer solchen Ruf der Gerechtigkeit und Weisheit erworben, daß ihnen Griechische und Italische Städte die Entscheidung schwerer Streitigkeiten überließen und ihr Vertrauen streng gerechtfertiget wurde. Um den Achäischen Bund sammelte sich in den letzten Zeiten der Freiheit Griechenlands alles was noch Kraft und Begeisterung genug fühlte, lieber für eine schwer zu behauptende Freiheit das Aeußerste zu wagen, als sich einer bequemen aber schmählichen Knechtschaft hinzugeben. Diese letzten Anstrengungen brachten einen Aratus und Philopömen hervor. 146 Jahre vor Chr. Geb. unterlagen die Achäer endlich dem furchtbaren Gegner. Aber die Römer hatten sie in einer so wichtigen Stellung gesehen, daß sie der ganzen Griechischen Provinz den Namen Achaja gaben. Außer der Hauptstadt Aegium, waren Dyme, Paträ, Aegiäa und Pellene die wichtigsten Orte.

Südlich von Achaja erstreckte sich in einer Länge von etwa 20 Meilen längs dem Peloponnesischen Meere bis an die Nordgränzen von Messenien und die Abendseite von Arkadien hin, das dem Jupiter geheiligte Elis, ein vom Alpheus und andern geringern Flüssen durchströmtes Land, welches schon von der Natur reichlich ausgesteuert, dem Frieden und einer weisen Verwaltung einen hohen Grad von Fruchtbarkeit verdankte. Das Ganze war in drei Theile getheilt, dessen Gränzen aber nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Nur weiß man, daß Triphylia im Süden, Pisatis in der Mitte und das eigentliche Elis im nördlichsten Theile war. Die Hauptstadt des Landes war Elis, eine sehr schöne mit prachtvollen Gebäuden verzierte Stadt, deren Magistrat den Vorsitz bei den Olympischen Spielen führte. Neben ihr blühten Pisa und das ihr an dem linken Ufer des Alpheus gegenüberstehende Olympia, die Bewahrerinn einer der

Hauptstützen eines allgemeinen volksthümlichen Verbandes in Griechenland. Die Olympischen Spiele, welche ursprünglich Hercules veranstaltet haben sollte, wurden nach langer Unterbrechung auf den Rath Lykurgs von dem Iphitus, einem Eleischen Fürsten, wieder erneuert. 108 Jahre später wurde zum erstenmale der Name des Siegers im Laufe in die öffentlichen Staatsverzeichnisse eingetragen. Es war der des Corebus und von da an fuhr man mit dieser Gewohnheit fort, nach welcher jetzt die Olympiaden gezählt wurden, die man als den Mittelpunct der Zeitrechnung des Alterthums betrachten kann. Während der Olympischen Spiele das Gebiet von Elis feindlich zu betreten, war doppelter Frevel. Die erste bekannte Verfassung von Elis war die Einzelherrschaft. Nach ihrer Abschaffung bildeten die unabhängigen freien Städte eine Bundsgenossenschaft, in welcher jedoch Elis immer mehr Ansehen erwarb, so daß sie am Ende einen bestimmten Vorrang, wo nicht die Oberherrschaft behauptete. In den letzten Zeiten Griechenlands, schloß sich Elis an den Achäischen Bund an, und theilte dessen Schicksale.

Von der Morgenseite von Elis hinweg zog sich zwischen der mittäglichen Gränze von Achaja und der mitternächtlichen Gränze von Messenien und Laconien hin, bis an die Abendseite von Argolis das von den Dichtern so viel besungene Arkadien, der Mittelpunct und erhabenste Theil des Peloponnesus. Zwischen einer Menge hoher und steiler Berge schlängelte sich eine große Anzahl von Flüssen und Bächen hindurch, welchen viele Thäler eine besondere Fruchtbarkeit verdankten, während hingegen andere wegen häufiger Ueberschwemmungen für den Landbau völlig verloren gingen. Die Arkadier rühmten sich Ureinwohner ihres Landes zu seyn, und niemals eine fremde Oberherrschaft anerkannt zu haben. Als Bewohner eines kalten und rauhen Gebirgslandes hatten sie lange Zeit eine sehr einfache und rohe Lebensweise geführt, bis es einigen vorzüglichen Männern gelang, durch Kunstgefühl ihre Sitten zu entwildern und ihnen den Geschmack der Dichtung, des Gesanges und Tanzes beizubringen, der sie von da an nebst der Vorliebe für ländliche Beschäftigung nicht wieder verließ und welcher der idyllischen

Dichtungsart, die so gern ihren Schauplatz daselbst wählte, den reichsten Stoff darbot. Die Arkadier waren wohlthätig, gastfrei und ausdauernd in ihren Unternehmungen, bei deren Verfolgung ihnen weder Hindernisse noch Gefahren die geringste Scheu einflößten. Im Kriege unerschrocken, machten sie, wenn keine Gefahr ihrem Vaterlande drohte, gerne um Sold die Feldzüge Anderer mit, so daß sie öfters in feindlichen Reihen gegen einander kämpfen mußten. Nach dem Sturze der Alleinherrschaft hatten sie sich in eine Menge kleiner Freistaaten zertheilt, welche auf den gemeinschaftlichen Landtag ihre Abgeordneten schickten. Mantinea und Tegea standen an der Spitze der Arkadischen Bundsgenossenschaft, welche vereint ihren Nachbaren eine gefährliche Macht entgegengestellt haben würde, allein gewöhnlich durch Entzweiung der Mächtigsten völlig geschwächt war. Außer den beiden angeführten gab es noch eine Menge Arkadischer Städte, von denen die berühmteste Megalopolis war, welches die Arkadier auf den Rath des Epaminondas zum Sitz ihrer Bundesverwaltung und zum Sammelplatz ihrer Streitkräfte anlegten. In den spätern Zeiten wurde Arkadien ebenfalls in die allgemeinen Schicksale Griechenlands verwickelt, und theilte nach dem Falle der Griechischen Freiheit das Loos der Uebrigen.

Oestlich von Arkadien, südlich von Corinth und nördlich von Laconien erstreckte sich zwischen dem Saronischen und Argolischen Busen die schöne Landschaft Argolis tief ins Meer hinein, in welchem sie eine eigene Halbinsel zu bilden schien. Hier fand man vortreffliche Weiden und in der Gegend von Argos waren die Ufer des Inachus besonders an Oel und Korn ergiebig. Im westlichen Theile des Landes war der bekannte Lernaische See, der in den Griechischen Heldensagen durch die Schlange berühmt ist, welche Hercules daselbst erlegt haben soll. Die Argier waren ein tapferes Volk, welches öfters mit seinen Nachbaren harte Kämpfe zu bestehen hatte, und sich selbst mit den Spartanern zu messen nicht scheute. Kunst und Wissenschaft galten ihnen weniger, als Ueberlegenheit in den Waffen, die sie lange ruhmvoll zu behaupten wußten. Die Gründung

des Argischen Reichs, welches den Inachus zum Stifter haben soll, fällt in das neunzehnte Jahrhundert vor Chr. Geb. Inachus war aus Aegypten gekommen. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts fand unter Danaus eine neue Einwanderung von daher statt. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gründete Perseus ein neues Reich zu Mycene und im Anfang des dreizehnten gerieth ganz Argolis in die Gewalt der Pelopiden, und da diese ihren Sitz in Mycene aufschlugen, so fing Argos an immer mehr zu sinken. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts wurden endlich die Herakliden Herren von Argolis; aber schon 1080 verlor Meltas, der letzte von ihnen, Krone und Leben, als er es unternahm die geschwächte königliche Gewalt wieder zu heben. Man führte die Volksherrschaft ein und alle Versuche der Vornehmen ihren Einfluß auf eine gesetzliche Art daselbst zu befestigen, liefen fruchtlos ab. Nach langer Behauptung ihrer Unabhängigkeit wurden sie endlich im Kampfe von Sparta besiegt, unter dessen Herrschaft sie bis zur Zeit des Tyrannen Nabis blieben. 146 Jahr vor Chr. Geb. unterlagen sie zuletzt der Uebermacht des ewigen Roms. Die Hauptstadt Argos lag am Fuße eines Hügels im westlichen Theile des Landes. Neben ihr blühten Mycene am Ende eines unglücklichen Kampfes für seine Selbstständigkeit von den Argiern zerstört, Tyrinthos, dessen Einwohner nichts ohne zu lachen verrichten konnten, Hermione, Trözen, Epidaurus und Nemea. Epidaurus gegenüber lag, im Saronischen Meerbusen, die durch ihren Handel blühende, einen eigenen Staat bildende Insel Aegina.

Den äußersten südöstlichsten Winkel des Peloponnesus und von ganz Griechenland bildete Laconien, der Wohnsitz des Volks, welches jeglichem andern Genusse entsagend, über der Befestigung eines kräftigen Bürgerthums sich beinahe allem Menschlichen zu entziehen strebte; und welches, wenn es auch durch Darstellung eines beinahe unerschütterlichen und auf wie vielerlei Weise Ehrfurcht gebietenden Ganzen sich in der Geschichte ein unverwüstliches Denkmal gestiftet hat, dennoch vielmehr unsere Bewunderung als unsere Sehnsucht in Anspruch nimmt, so daß

die größten und edelsten Seelen schwerlich zu Erkaufung Spartanischen Ruhms mit Spartanischen Opfern geneigt seyn möchten. Laconien, gegen Mitternacht von Arkadien und Argolis und gegen Abend von Messenien begränzt, hatte von der Südseite den Laconischen Busen, und gegen Osten den Argolischen zu Marken. Auf der Abendseite war der Taygetus ein ziemlich hohes stark bewaldetes und mit vielem Gewild bevölkertes Gebirge. Das ganze Land ward von dem Eurotas, von Mitternacht gegen Mittag, durchströmt. Die Thäler und Flußufer waren fruchtbarer als die übrigen Theile, welche durch ihre Unebenheit dem Landbau wenigstens große Schwierigkeiten in den Weg legten; doch wurde eine Art von leichtem und nicht sehr nahrhaftem Korn in großer Menge hervorgebracht, auch fand man daselbst einen Ueberfluß von Oel, Seiden, Feigen und Hülsefrüchten. Die Hauptstadt selbst Lacedämon oder Sparta lag am westlichen Ufer des Eurotas. Sie bestand aus fünf Theilen, den Wohnsitzen der einzelnen Zünfte, die nicht völlig mit einander verbunden waren, sondern vielmehr fünf nahe bei einander gelegene Flecken schienen. Bis zur Zeit des Tyrannen Nabis waren sie von keiner gemeinsamen Mauer umschlossen, sondern nach dem Geiste der Verfassung sollte die Tapferkeit ihrer Einwohner die einzige Brustwehr seyn. Ihr Umfang enthielt ungefähr 48 Stadien. In der Helden- und Sagenzeit hatten zu Sparta die Tyndariden geherrscht, deren männliche Abstammung mit Castor und Pollux zu Grunde ging. Durch Heirath war die Herrschaft an Orestes, den Sohn Agamemnons, gekommen, unter dessen Sohn und Nachfolger Tisamenus das Land von den Herakliden erobert und daselbst bei der Zwillingsgeburt des Eurysthenes und Prokles, die Dyarchie oder Herrschaft zweier Könige eingeführt wurde. Diese Verfassung war im größten Verfall, und eine gänzliche Ordnungslosigkeit zu befürchten, als Lykurg dem Staat durch seine merkwürdige Gesetzgebung ein verjüngtes Daseyn schuf, so daß er sich nun in einer höchst eigenthümlichen Gestalt bis ans Ende der schönern Zeit des Griechischen Lebens erhielt. Gleich im Anfang des Persischen Kriegs hatte der Heldentod des Leonidas seinem Vaterlande einen hohen

Rang unter den Griechischen Staaten angewiesen. Die Schlacht von Platäa befestigte ihn. Nach Vertreibung der fremden Heerschaaren versuchten sie ihre Kraft gegen die Nachbaren und es begann die lange Nebenbuhlerschaft mit Athen, welches zur See überlegen, zu Lande nur der Spartanischen Festigkeit gleichkommen konnte. Allein während die Spartanischen Könige ihre siegreichen Schaaren in ganz Griechenland herumführten, wurde im Innern die Lykurgische Verfassung in ihren wichtigsten Theilen erschüttert. Der übermäßige Einfluß, welchen die Ephoren an sich zu bringen wußten, die Sittenverdorbenheit und die überhandnehmende Prachtliebe bereiteten dem Spartanischen Gemeinwesen den Untergang. Der gegen Philipp versuchte Widerstand wurde nicht mit Erfolg gekrönt. Später gelang es noch einmal dem Kleomenes die Lykurgische Verfassung wiederherzustellen. Aber sie paßte nicht mehr für die damaligen Verhältnisse der Spartaner; noch viel weniger für ihren Geist. Der Versuch endigte unglücklich für den Urheber. Der Staat gerieth von neuem in die abscheulichste Unordnung und am Ende unter die Zwangsherrschaft des Machanidas und des Nabis, von denen der Letztere zwar die äußere Macht des Staates wieder hob, aber im Innern sich die empörendsten Frevel zu Schulden kommen ließ, welche man nur immer im Geleite der Willkür und der Verachtung alles Guten und Edlen finden mag. Nach dem Falle des Achäischen Bundes mußte auch Sparta seinen Nacken unter die Römische Herrschaft beugen. Nie hatten übrigens alle Einwohner Laconiens der gleichen Rechte genossen, sondern es gab unter denselben vier wesentlich verschiedene und höchst ungleich berechtigte Stände. Den ersten bildeten die Bürger der Hauptstadt, aus welchen das ursprünglich 10,000 Mann starke Heer genommen war, welches die eigentliche bewegliche Kraft des Lacedämonischen Gemeinwesens ausmachte. Die übrigen Laconischen Städte waren mit Sparta in einer Art von Bundsgenossenschaft, deren Angelegenheiten auf den Landtagen in der Hauptstadt bestimmt wurden. Ihre Einwohner wurden nicht auf Lykurgische Weise erzogen. Die untersten erhielten von der Stadt Helos, der einzigen welche einen unglücklichen Widerstand

gegen Sparta versuchte und daher am härtesten behandelt wurde, die Benennung Heloten. Sie bildeten ungefähr wie die Leibeigenen des Mittelalters einen Mittelstand zwischen dem Stande der Freien und dem Stande der völligen Sclaverei im Sinne des Alterthums. Oefters brachte sie eine ungerechte und harte Behandlung zur Empörung. Doch wurden sie bei der großen Abnahme der eigentlichen Spartanischen Bevölkerung öfters mit den Rechten Spartanischer Bürger beschenkt um den Abgang zu ersetzen. Endlich gab es noch in Laconien eine Menge eigentliche Knechte beiderlei Geschlechts, welchen alle diejenigen häuslichen Geschäfte und Gewerbe aufgetragen waren, deren Besorgung das Gesetz den freien Bürgern und Bürgerinnen völlig untersagt hatte. Außer der Hauptstadt Sparta, waren Amyclä, wo besonders Apoll gefeiert wurde, Helos in der Nähe des Meeres, Gythium mit einem beträchtlichen Hafen und Tänarus am Fuße eines Vorgebirgs merkwürdige Landstädte.

Endlich lag noch im südwestlichsten Theile des Peloponnesus das am meisten durch seinen unglücklichen Kampf gegen Sparta berühmt gewordene Messene, welches von Norden nach Süden hin, vom Pamissus durchströmt wurde. Das Land war bergigt und nicht überall fruchtbar. Zu den uralten Königen desselben gehörte Nestor, später gehorchten sie statt Königen nur kriegerischen Befehlshabern, unter denen Aristomenes das Vaterland unter glücklichen Umständen gerettet haben würde. Die Zeit der unglücklichen Kämpfe der Messenier gegen Sparta fallen in das achte und siebente Jahrhundert vor Chr. Geburt. Nach der Eroberung ihres Landes zerstreuten sich die Messenier in benachbarte und entferntere Länder und gründeten unter anderm Messina in Sicilien. Doch wurden nach mehrern Jahrhunderten ihre Enkel, nachdem die Macht ihrer Feinde gebrochen war, wieder in das Stammland eingesetzt. Allein es war schon am Abend der Griechischen Freiheit und bald darauf mußten sie das Loos der übrigen Griechen theilen. Die Hauptstadt Messene lag im nördlichen Theile der Landschaft am Fuße des Berges Ithome, auf welchem die Bergfestung dieses Namens erbaut war. Außer diesen beiden Hauptplätzen waren die bedeutenden

Orte Ira, Pylus, wo Nestor geherrscht haben soll und Stenitlarus, welches Pausanias die Königsstadt nennt.

Außer dem festen Lande gehörte noch eine Menge von Inseln zu Griechenland, welche theils durch ihre geographische Lage, theils durch geschichtliche Verhältnisse entweder völlig unabhängig waren, oder aber mit diesem oder jenem Theile von Griechenland in näherer oder entfernterer Verbindung standen. So haben wir unter den Inseln des Jonischen Meeres Korkyra schon bei Anlaß von Epirus geschildert. Von Akarnanien nur durch eine schmale Meerenge getrennt, war Leucadia ursprünglich eine Halbinsel gewesen, aber die Corinther hatten sie dadurch, daß sie die schmale Landenge durchbrachen, zur Insel gemacht. Die Südseite war durch einen Felsen berühmt, von dem unglücklich Liebende sich ins Meer hinabstürzten um sich von ihrer Thorheit zu heilen. Etwas südlicher von Leucadia war Dulichium, das alte Ithaka, und nur durch eine schmale Meerenge von diesem getrennt, Kephallenia, die größte der Jonischen Inseln. Zakynthos war vom nördlichen Elis durch den ziemlich breiten Chelonitischen Busen getrennt. Südlich von diesen lagen die Strophaden oder Rückkehrsinseln, wohin sich die Harpyen bei ihrer Vertreibung aus Bithynien geflüchtet haben sollen.

Nicht weit von der Südostspitze von Laconien fand man im Aegäischen Meere die Insel Cythera, die im Alterthum durch den uralten Dienst der Venus Urania berühmt war. Aber bei näherer Betrachtung entsprachen weder die Insel noch ihre Bewohner der Erwartung, zu welcher dieser Umstand zu berechtigen schien. Dem felsigten und dürren Boden konnte nur mit äußerster Anstrengung etwas abgewonnen werden, und von den Eigenschaften der Einwohner war die auffallendste, die Habsucht. Im südlichsten Theile des Aegäischen Meeres und gleichsam im Mittelpuncte der drei bekannten Welttheile lag die größte und berühmteste der Griechischen Inseln, Kreta, wo die Griechische Bildung zum Theil ihren Ursprung genommen hatte. Ihre Länge sollte von Morgen gegen Abend 2500 Stadien betragen. Neben den vielen Bergen, die man daselbst fand, waren die Thäler und besonders die Seeküsten sehr fruchtbar und die Luft

rein und gesund, weswegen sie im hohen Alterthume vorzugsweise die glückliche Insel genannt wurde. Ihre frühere Geschichte verliert sich in die älteste Griechische Sagenzeit. Hier sollten im goldenen Zeitalter Saturn und seine Söhne geherrscht haben, der ganze Olymp und die vornehmsten Götter der Unterwelt stammten aus Kreta. Die ersten Einwohner, die Kureten sollten aus Phönicien eingewandert seyn, und von daher eine Menge nützlicher Kenntnisse des Lebens auf Griechischen Boden verpflanzt haben. Später sollen noch Dorier, mit Aeoliern und Pelasgern vermischt, eingewandert seyn. Diesem Volke gehörte Minos und sein Bruder Rhadamanthus an. Zur Zeit Homers galt Kreta für so blühend, daß es 100 Städte zählte und 80 Schiffe nach Troja abschicken konnte. Einer solchen Macht mußten sich die benachbarten kleinern Inseln des Aegäischen Meeres bald unterwerfen. Die Gesetze die sie noch von ihrem alten Königsstamme her hatten, dienten dem Lykurgus zum Vorbild, nur daß sie nicht das von allem Fremden Abschließende enthielten, welches der Spartanische Gesetzgeber bei seinem Volke einzuführen für gut befand. Dieser Umstand und die Zertheilung der Insel in mehrere Staaten die sich mit großer Eifersucht wechselseitig befehdeten, obgleich das Gesetz des Synkretismus sie zur Vereinigung gegen jeden äußern Feind verpflichtete, erschütterten das Kretische Gemeinwesen und die Kretischen Sitten und Gesetze viel früher als die Spartanischen wankend gemacht werden konnten. Kreta verlor seinen alten Ruhm und seine alte Kraft. Erst schlugen Cilicische Seeräuber daselbst ihren Sitz auf, dann wurde es den Römern zur Beute.

Auf der Morgenseite von Griechenland lagen im Aegäischen Meer die sogenannten Cycladen im Kreise um Delos her, welches dem Apoll geheiligte Eiland zum beständigen Aufenthalt des Friedens auserkoren schien. Die Stadt gleiches Namens war ohne Mauer, und nur durch die Gegenwart des Gottes beschirmt, den man hier auf jede nur denkbare Weise verherrlichte. Das Innere derselben hatten die prachtvollsten Gebäude verziert. Die übrigen waren Myconos, welches nur dem Weinbau günstig war, Rhenea, der Begräbnißort der Einwohner von

Delos, welches durch keine Leiche entweiht werden durfte, das schöne und fruchtbare dem Neptun geweihte Tenos, Andros, welches mit Tempe wetteifern konnte, das Felsennest Gyaros, das schöne Ceos, welches vier Städte hatte, das Vaterland des Simonides, Bacchylides und Prodicus, das von Dunst umhüllte, aber fruchtbare und mit zwei Häfen versehene Paros, Naxos, woselbst der freudige Gott des Trunkes unter verschiedenen Namen verehrt ward, und welches in seinen blühenden Zeiten 8000 Mann ins Feld stellen konnte; das felsigte Seriphos und Siphnos, wo die reinste Luft das Leben in einem reizenden Garten zur Götterwonne erhob, endlich das fruchtbare Melos, welches die Athenienser im Peloponnesischen Kriege nur mit Mühe unterjochten. Alle diese Inseln wurden ursprünglich von Fürsten beherrscht und dann im Ablauf der Zeit in freie Gemeinwesen umgewandelt, die sich gegenseitig mit der größten Eifersucht beobachteten und durch Bündnisse mit den Staaten des festen Landes in Schranken zu halten suchten. In den spätern Zeiten Griechenlands mußten sie sich den Herren des Meeres unterwerfen, und standen daher lange Zeit unter Athen. Beim Untergang der Griechischen Freiheit theilten sie das Loos der Uebrigen.

Vom festen Lande auf verschiedenen Puncten nur durch eine sehr schmale Meerenge getrennt, erstreckte sich die Insel Euböa in einer Länge von 1200 Stadien mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Breite von der Südostspitze von Thessalien längs den Ufern von Phocis und Böotien bis in die Nähe der Südspitze von Attika. Das fruchtbare, vorzüglich an Eisen und Kupfer ergiebige Land war von einem Volke bewohnt, welches unter gelinder Attischer Oberherrschaft unter seinen eigenen Gesetzen in einer demokratischen Verfassung lebte. In der Hauptstadt Chalcis wurden allgemeine Versammlungen gehalten, wo das Wohl des Ganzen und die Verhältnisse der einzelnen Städte erörtert wurden. Mit der Hauptstadt Chalcis wetteiferte besonders Eretria, beide nicht weit von einander in der Mitte der Insel gelegen. Endlich lag etwas östlich von Euböa die Insel Scyros, durch die Schönheit ihres Marmors berühmt.

II. Capitel.

Griechenland unter der Herrschaft Roms und der morgenländischen Kaiser.

Dem Verluste der äußern Selbstständigkeit der Griechen folgte nur allzubald der Verfall der innern Freiheit ihrer Sieger. Aber die freie Verfassung hatte auf so festen Grundlagen geruht, sie war so innig mit dem ganzen Römischen Wesen verbunden gewesen, daß ihr Umsturz erst nach langer Zeit durch die gewaltigsten Stöße und auch dann nicht ohne tiefe Erschütterung des Staatsgebäudes vollendet werden konnte. Während dieser langen Gährung und des hartnäckigen Kampfes hatten viele von den weitläufigen Provinzen des Römerreichs und besonders auch Griechenland unendlich gelitten. Die Sieger hatten den Griechen wenigstens in der innern Gestaltung ihrer Staaten vieles von den alten Einrichtungen gelassen. Die Städte waren noch kleine Gemeinwesen, und das Volk durfte auf den Marktplätzen über die öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme geben, wenn es auch oft schlimm genug für das Vaterland ausfallen mochte. Die Beibehaltung dieser Formen täuschte die Griechen über ihren Zustand, sie veranlaßte sie eine Sprache zu führen und Versuche zu wagen, die in keinem Verhältnisse mit der gegenwärtigen Kraftlosigkeit des Volkes waren, und die dann der Sieger das unbedachtsame Volk eben so schnell als schwer büßen ließ. Solcher Auftritte hatte es in den Bürgerkriegen mehrere gegeben, und unter andern der Versuch in Verbindung mit dem Mithridates der Weltherrschaft zu widerstreben mit der Verwüstung Athens durch den Sulla geendet. Bei jedem dieser Anlässe war die Römische Verwaltung mit größerer Strenge eingeführt worden, die Verbindungen der kleinen Staaten unter ihnen wurden

völlig aufgelöst, und auch der Schatten von selbstständigen Gemeinwesen verschwand immer mehr. Indessen sank doch der Einfluß Griechenlands auf die spätere Entwicklung des Römischen Wesens nicht in eben dem Maße, als die kleinen Griechischen Staaten an Bedeutung verloren. Denn wenn auf der einen Seite das Treiben dieser beschränkten Gemeinwesen in den großen Verhandlungen des Riesenstaates in keine Betrachtung kam, so war hingegen auf der andern der Einfluß der Griechischen Bildung auf die Verhältnisse des Staates und den Geist seiner Bürger nicht zu verkennen. In vielen Theilen des Reichs war die Lateinische Sprache mit Ausschluß der einheimischen Mundart die herrschende gewesen. In Gallien, Hispanien, Britannien, Pannonien und Africa hatten ihr Römische Schulen diesen Sieg errungen. Nicht so in Griechenland. Die Herrscher waren den Bezwungenen wohl an Kraft und Einheit, nicht aber an Gedankenreichthum und Kenntniß überlegen gewesen. Daher hatte ihre Sprache in dem eroberten Lande nicht festen Fuß gefaßt, eben so wenig in den übrigen Theilen des Reichs, in welchem Griechische Ansiedlungen die Griechische Rede verbreitet hatten. Doch hatten die Römer auch nicht ihre eigenthümliche Sprache der der Besiegten geopfert. Man ließ die letztere in den Wissenschaften vorherrschend werden, jeder Gebildete las, sprach und schrieb beide; aber nur die alte Lateinische wurde in den Staatsverhandlungen gebraucht, und mußte sich daher nach dem Bedürfnisse späterer Zeiten umbilden. Dennoch war der große Einfluß so vieler Griechen, denen ihr Geist und ihre Kenntnisse die Freundschaft der Cäsaren und ansehnliche Staatsämter erworben, nicht zu verkennen. Viele von ihnen vergaßen im Glücke des bedrängten Vaterlandes, andere benutzten edler und größer die vortheilhaften Umstände in denen sie sich befanden, zur Beglückung desselben. Zu den Ausgezeichnetsten unter diesen letztern gehört der berühmte Herodes Attikus, welcher im zweiten Jahrhundert n. Ch. den alten Glanz von Athen wiederherzustellen suchte.

Bei der Theilung der Provinzen zwischen dem Kaiser und dem Senat unter August, war Griechenland dem Senat zuge-

kommen, der die Verwaltung daselbst einem Proconsul übertrug. Als aber späterhin die Ernennung zur höchsten Würde in die Hände der Legionen und Prätorianer fiel, erneuten sich die Auftritte der ältern Bürgerkriege, und die Länder wurden im Kampfe der Mitbewerber aufs härteste mitgenommen. So mußte es am Schlusse des zweiten Jahrhunderts (J. 196) Byzanz strenge büßen, daß es der Partei des Pescennius Niger gegen den Septimius Severus treu geblieben war. Nach einer dreijährigen Belagerung wurde es durch Hunger erobert, die Besatzung und die vornehmsten Bürger umgebracht, die übrigen aller Vorrechte und Freiheiten beraubt, die Ueberreste der Stadt selbst hingegen, nach Schleifung der Mauern, einem offenen Dorfe ähnlich, dem benachbarten Perinthos unterworfen. Zu den innern Uebeln, die das Reich zerrütteten, gesellten sich im Ablaufe der Zeit noch äußere Feinde, welche bei der Unordnung im Staate, der Auflösung der Kriegszucht und dem Verschwinden der Tapferkeit und aller großen Tugenden der Alten, der Römer Macht mit jedem Tage gefährlicher wurden. Zu den beschwerlichsten gehörten die Gothen, welche seit der Mitte des dritten Jahrhunderts das Römische Reich auf mehrern Puncten bedrohten, immer kühner geworden, endlich auch für die betreffenden Länder äußerst verderbliche Einfälle wagten. Schon beim ersten derselben unter Kaiser Decius im Jahr 250 wurde Thracien sehr hart mitgenommen, und das nach einer langen Belagerung mit Sturm eroberte Philippopolis der grausamsten Verwüstung preisgegeben. Der Krieg nahm überhaupt eine für Rom sehr unvortheilhafte Wendung, und zwei Jahre später war sein Nachfolger Gallus froh, sich dieser stürmischen Schaaren durch sehr große ihnen bewilligte Vortheile entledigen zu können. Unter Gallien eroberten sie das kleine Königreich Bosphorus, bauten Schiffe, und machten sich durch Unternehmungen zur See doppelt furchtbar. So wurde von ihnen Kleinasien geplündert. Eine neue Unternehmung zur See im Jahr 267 führte die Gothen auch ins südliche Griechenland, welches sie fast gänzlich verwüsteten. Zu Athen sollen sie jedoch die Schätze der Gelehrsamkeit geschont haben, weil einer unter ihnen vorstellte, die

Griechen würden, so lange sie den Wissenschaften oblägen, die Waffen vernachlässigen. Zwei Jahre später erschienen die Gothen wieder in Griechenland und diesmal wurde Thessalonich von ihnen belagert, Macedonien besetzt und übel mitgenommen. Nur eine Niederlage die ihnen Kaiser Claudius II. bei Naissa beibrachte, konnte Griechenland retten. Aurelian setzte sich mit ihnen durch Abtretung Daciens.

Unter spätern kriegerischen Fürsten wurden die Gränzen des Reichs besser geschirmt, ja sogar erweitert. Allein die Verwaltung bot mit jedem Tage mehr Schwierigkeit dar. Da gerieth Diokletian zuerst auf den Einfall, statt wie es bisher in ähnlichen Fällen gebräuchlich war, Fürsten des zweiten Rangs, Cäsaren zu Gehülfen anzunehmen, Ansehen, Gewalt und Beschwerden mit einem Mitherrscher zu theilen, der, wie er selbst, gleichfalls Augustus seyn sollte. Maximian erhielt den abendländischen Theil des Reichs und verlegte seinen Sitz von der alten Hauptstadt nach Mailand, so wie Diokletian den morgenländischen von Nicomedien aus beherrschte. Unter Diokletian erlitt der Geist der Verwaltung eine völlige Umänderung; jeder Schatten der alten freien Verfassung schwand, und mit der Benennung Herr und Imperator wurden morgenländische Pracht und Fürstenanbetung eingeführt. Die Enkel der Fabier und Scipionen gehorchten einem Zwangsherrscher der das Diadem trug, von Verschnittenen bewacht wurde, und sich auf den Knien anbeten ließ, wenn man ein gnädiges Gehör von ihm verlangte. Nach langer innerer Zwietracht und nach einem hartnäckigen Kampfe der Nachfolger Diokletians und Maximians kam das Reich endlich nach der Unterdrückung seines Nebenbuhlers Licinius in die Hände Constantins des Großen, aus dessen Verwaltung denn eigentlich wieder eine ganz neue Schöpfung hervorging.

Bei wenigen Erscheinungen in der Geschichte ist der wechselseitige Einfluß des Mannes auf die Zeit und der Zeit auf den Mann so auffallend wie bei Constantin dem Großen. Denn wenn ihn einerseits die Natur mit den herrlichsten Gaben eines ausgezeichneten Herrschers beschenkt hatte, so daß selbst seine Fehler wenigstens das Gepräge eines großen Geistes trugen, so

ist hingegegen eben so wenig zu läugnen, daß die Umstände und Verhältnisse seiner Zeit mit solcher Gewalt dahinrissen, daß der Einzelne keinen Damm mehr wider den Strom der Zeit zu errichten oder zu behaupten vermochte. Selbst die edelsten Zwecke mußten durch zweideutige Mittel erreicht werden und der Ehrgeiz, ohne den es auch den Vortrefflichsten an Kraft zum Guten gebricht, war selten ohne Abweichung vom strengen Pfade reiner Tugend zu befriedigen. Ohne die so oft bestrittene Frage ausmachen zu wollen, ob Constantins Begünstigung des Christenthums und endliche eigene Glaubensänderung weltliche Rücksichten oder aufrichtige Herzensmeinung zum Grunde gehabt habe, so scheint doch nicht zu läugnen, daß dieser öfters so schwer angeklagte Fürst, im Allgemeinen an der Beförderung reinerer Humanität den wärmsten Antheil genommen habe, wenn er sich auch häufig durch die Gewalt der Leidenschaften und den Drang der Umstände in besondern Verhältnissen zu Handlungen hinreißen ließ, welche ihn dem gerechten Tadel der Nachwelt unterwerfen müssen. Schon die Umänderung des Verhältnisses der beiden ausgebreitetesten Religionen in dem Weltstaate würde seine Verwaltung zu einer der denkwürdigsten gemacht haben. Um desto wichtiger wurde sie noch durch die Gründung einer andern Hauptstadt der Welt, welche gleich bei ihrem Entstehen nach dem Geiste des gegenwärtigen Staatswesens eingerichtet werden sollte, und durch ihre Lage von der Natur zum Hauptsitze des Verkehrs der ganzen gebildeten Welt bestimmt schien. Diese neue Schöpfung war Constantinopolis.

Constantin brachte die kräftigste Zeit seines Lebens auf Feldzügen gegen Feinde des Reichs und Nebenbuhler zu. Erst am Abend seiner Tage fühlte er das Bedürfniß eines beständigen Aufenthalts und eines festern Sitzes der Staatsverwaltung. Fern von der alten Hauptstadt geboren, im Felde aufgewachsen und gebildet, hatte er keine Vorliebe für Rom und seinem geübten länderkundigen Blicke entgingen die Vortheile nicht, welche die Lage von Byzanz unter den gegenwärtigen Verhältnissen des Reichs darbot. Der Weltbeherrscher nahm daher keinen Anstand hier ein zweites Rom zu gründen, welches ebenfalls

auf sieben Hügeln stand, und nachdem zu seiner Verzierung die Städte von Griechenland und Asien der Meisterwerke der Kunst beraubt worden waren, an Pracht und Bevölkerung bald das erste übertraf. Alle Mächtigen des Reichs mußten ihren Wohnsitz daselbst aufschlagen und die wichtigsten Städte wurden durch Constantinopel entvölkert.

Als nun auf diese Weise die Staatsverwaltung einen festen Hauptsitz erlangt hatte, glaubte ihr Constantin, auch durch neue Einrichtungen und eine zweckmäßige Vertheilung der Gewalten eine festere Grundlage geben zu müssen. Die hohen Ehrenstellen des alten Freistaats wurden dem Namen nach nicht abgeschafft, wohl aber zu bedeutungslosem Gepränge umgewandelt. Noch wurde das Jahr nach Consuln bezeichnet; allein statt der Volksversammlung ernannte sie die Gnade des Kaisers, und wenn sie am Morgen des ersten Tages im Jahre mit dem Purpurmantel bekleidet und von Lictoren umgeben ihren feierlichen Aufzug gehalten und nach altem Herkommen einem Sclaven die Freiheit ertheilt hatten, so genossen sie das übrige Jahr hindurch, was ihre Consularische Würde betraf, der vollkommensten Muße. Auch die Benennung Patricier zog Constantin wieder aus der Vergessenheit hervor, setzte aber an die Stelle des erblichen Standes eine bloß persönliche Würde, welche am Hofe den Lieblingen des Kaisers ertheilt wurde. So wie die alten Würden zum bedeutungslosen Gepränge herabsanken, so erhielten neuere unter veränderten Umständen erschaffene immer mehr Wichtigkeit. Am höchsten wurden die praefecti praetorio gehoben, die von einer ursprünglich wenig bemerkenswerthen Stellung zu einem solchen Gipfel der Macht gelangten, daß sie wohl mit den Großvezieren morgenländischer Höfe verglichen werden möchten. Zwar nahm ihnen Constantin, welcher die bürgerliche Verwaltung von dem Kriegswesen trennte, die Leitung des letztern weg. Desto unumschränkter verfügten sie in dem erstern. Das ganze Reich wurde in vier solche große Präfecturen getheilt. So herrschte der Präfect des Morgenlandes über alle Roms Scepter unterworfenen Länder von den Katarakten des Nils bis zum Phasis und von den Thracischen Gebirgen bis an die Gränzen

von Persien, der von Illyricum über Pannonien, Dacien, Macedonien und Griechenland, der von Italien über diese Halbinsel und ihre im Mittelmeere liegenden Inseln nebst Rhätien bis an die Donau und den zwischen Cyrene und Tingitanien liegenden Theil des festen Landes von Africa, endlich der von Gallien, nebst dem Hauptlande von welchem er den Namen trug, über Spanien und Britannien. In ihrem Gebiete war in bürgerlichen Angelegenheiten Alles der Gewalt jener Präfecten unterworfen, mit Ausnahme der Präfecten von Rom und Constantinopel, welche ihnen wegen der Wichtigkeit der Verwaltung im Range gleichgesetzt wurden. Ferner war das Reich in bürgerlicher Hinsicht in dreizehn große Diöcesen eingetheilt. Den Vorsteher der ersten hieß man Comes des Morgenlandes, den von Aegypten Augustischen Präfect von Aegypten, die der eilf übrigen Diöcesen Vicarien. Endlich fand noch eine Eintheilung des ganzen Reichs in 116 Provinzen statt, von denen drei, Asia, Achaja und Africa durch Proconsuln, 37 durch Consularen, 5 durch Correctoren und 71 durch Präsidenten verwaltet wurden. Alle bürgerlichen Beamten mußten Rechtsgelehrte seyn, und in der Regel fünf Jahre lang studirt haben. Als Beisitzer an den Gerichten begannen sie ihre Laufbahn, welche sich oft mit den höchsten Staatsämtern endigte. An der Spitze des Heeres standen acht magistri militum, unter ihren Befehlen 35 duces, von denen drei in Britannien, sechs in Gallien, einer in Spanien, einer in Italien, fünf an der obern, und vier an der untern Donau, acht in Asien, drei in Aegypten und vier in Africa waren. Nur zehn von ihnen erhielten den Titel Comes (der Begleiter), der erst an Constantins Hofe aufgekommen war, als Auszeichnung. Eine höchst gefährliche Spaltung führte Constantin unter dem Heere durch den Unterschied ein, welcher von ihm zwischen Hof- und Gränztruppen festgesetzt wurde, über welchen sich die letztern, die für ihre weit größern Mühseligkeiten und Gefahren nur schlechtern Sold zum Lohne hatten, mit Recht beschwerten. Außer den eigentlichen Staatsbeamten und den Vorstehern des Kriegswesens gab es noch eine Anzahl von Hofbeamten, welche, je mehr sich das Reich seinem Verfalle

näherte, desto größeres Ansehen erlangten, und desto höher über diejenigen erhoben wurden, welche dem Staate wirkliche Dienste leisteten. An ihrer Spitze stand der Oberkämmerer, praepositus sacri cubiculi. Ueber den Palast, die öffentlichen Schulen und die Hofgerichtsbarkeit führte der magister officiorum die Aufsicht. An der Spitze des Gerichtswesens stand der quaestor. Den öffentlichen Schatz verwaltete der Comes sacrarum largitionum, so wie den besondern des Kaisers der Comes rerum privatarum. Die ansehnlichsten kaiserlichen Güter, über welche ein besonderer Comes die Aufsicht führte, lagen in Cappadocien. Endlich waren über die Leibwache zwei Comites domesticorum gesetzt, welche bald genug in die Fußstapfen der praefecti praetorio zu treten und das Reich in ihre Gewalt zu bringen suchten. Allen diesen Beamten war ihr Rang in drei Abstufungen angewiesen. Die Inhaber der höchsten Ehrenstellen nannte man illustres; zu diesen gehörten die Consuln, die praefecti praetorio, die Patricier, die Stadtpräfecten, von Rom und Constantinopel, die magistri militum und die sieben Hofbeamten welche erwähnt sind. Spectabiles nannte man den Comes des Morgenlandes, den kaiserlichen Präfect von Aegypten, die zwölf Vicarien, die drei Proconsuln, die Comites im Kriegswesen und einige von denen, welche unmittelbar unter den Befehlen der obersten Hofbeamten arbeiteten. Clarissimi endlich die Vorsteher der Provinzen, die Duces und diejenigen welche im Hofdienste mit ihnen in einem Range standen. Ueberhaupt war es der Geist der neuen Römischen Staatsverwaltung die Mächtigen durch Ueberladung mit glänzenden prunkvollen Benennungen für die einfache Würde zu entschädigen, die im alten Rom der Ruhm großer Thaten für das Vaterland ertheilte.

Die entfernteren Folgen des Siegs der christlichen Glaubenslehre über ihre heidnische Nebenbuhlerinn im Römischen Reiche möchten schwer zu berechnen seyn. Zu den nächsten gehörte die Theilnahme des Hofes an den theologischen Streitigkeiten, die sich während der ganzen Dauer des Griechischen Kaiserthums erhielt und eine der vorzüglichsten Ursachen seines spätern Verfalles wurde. Constantinopel ward ein Hauptummelplatz des

Streites der Donatisten und Arianer, und in den Mauern der neuen Hauptstadt, ja selbst in den Kirchen flossen Ströme von Blut im erbitterten Kampfe der Glaubensparteien. Dieser Geist der Verfolgung und Verketzerung misfiel dem kräftigen und geistreichen Imperator Julian so sehr, daß sich der sonst duldsame und freisinnige Fürst zur Verfolgung und Ungerechtigkeit gegen diejenigen hinreißen ließ, welche die Lehren des Glaubensstifters völlig misverstanden hatten, und diejenigen nicht dulden wollten, die mit ihnen nicht völlig übereinstimmten. Dieser Unbill befleckte den Ruhm eines Herrschers, den man sonst in jeder Rücksicht zu den vorzüglichsten rechnen könnte. Julian, in vieler Hinsicht ein alter Römer, brachte wieder Ordnung in die Staatsverwaltung und beschränkte den eiteln Prachtaufwand des Hofes, den seine Vorgänger eingeführt hatten. Desto mehr Kräfte blieben ihm zu nützlichen Zwecken. So ließ er sich besonders angelegen seyn die Griechischen Städte aus ihrer traurigen Lage in einen bessern Zustand zu erheben und viele Städten des Peloponnes und des übrigen Griechenlandes erkannten in ihm ihren Wohlthäter.

Indessen wurde die Gefahr vor den Gothen auf der nordöstlichen Seite des Reichs mit jedem Jahre drohender. Thracien war ihren unaufhörlichen Einfällen ausgesetzt, ohne hinlängliche Mittel zu ihrer Abschreckung. Als sie durch die Hunnen gegen das Römische Reich gedrängt wurden, fand man für gut ihnen in jener Provinz unter Römischer Hoheit Wohnsitze anzuweisen. Aber der Uebermuth mit welchem sie die Römer daselbst behandelten, trieb die Gothen zur Empörung, und der Krieg wurde für die im Glücke anmaßenden, und in der Gefahr kraftlosen Römer immer bedenklicher. Nachdem er eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke geführt worden war, verlor Valens die Schlacht bei Adrianopel und in ihr auf eine elende Weise das Leben. Die Folgen dieser Schlacht führten die Gothen bis vor die Thore von Constantinopel; allein die Städte würden so gut vertheidigt, daß die Sieger bald an die Westgränzen von Thracien zurückkehrten. Nach dem Tode Kaiser Jovians war das Reich von neuem zwischen Valens und Va-

lentinian getheilt worden. Theodosius der Große, der dem Valens auf dem morgenländischen Throne nachfolgte, brachte die Gothen durch ähnliches Zaudern und Hin- und Herhalten wie ehemals Fabius von neuem zur Unterwürfigkeit. Den Gedemüthigten gestattete er gern sich in Thracien niederzulassen. Indessen ließen sie sich eingedenk der frühern unglimpflichen Behandlung, die sie von den Römern erfahren, nicht durch das Reich hindurch vertheilen, sondern blieben beisammen und gehorchten unter Römischer Hoheit ihren eigenen Führern. Vierzigtausend von ihnen traten in Römische Dienste und wurden der Kern des Römischen Heeres.

Theodosius ließ sich taufen; das Christenthum wurde wieder vorherrschend, und da der Kaiser dem strengen katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan war, so mußte der Arianismus, welcher in Constantinopel seinen Hauptsitz aufgeschlagen hatte, unterliegen. Die Anhänger desselben büßten ihre Meinung je nach den Umständen mit Leben und Freiheit. Grausamkeit in Verfolgung der in Glaubenssachen Abweichenden war einer der Hauptfehler des sonst ausgezeichneten Fürsten, welcher kurz vor seinem Tode am Schlusse des vierten Jahrhunderts den großen Römerstaat noch einmal vereinigte, als dessen einzige Stütze man ihn schon lange betrachten konnte. Wie die scheidende Sonne im Augenblicke des Untergangs noch einmal die schönsten Strahlen auf die Erde zurückschickt, so sollte man auch die Römerwelt unter dem edelsten und geistreichsten Herrscher jener traurigen Zeiten noch einmal in ihrem Glanze sehen, ehe sie ihrem gänzlichen Verfalle entgegenwanken mußte. Nach dem Tode des Theodosius, der im Jahr 395 erfolgte, wurde das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Arcadius und Honorius auf immer getheilt und von da an nie wieder vereinigt. Honorius erhielt die Herrschaft über Italien, Africa, Gallien, Spanien und Britannien, und von der wichtigen Präfectur von Illyricum fielen ihm Noricum, Pannonien und Dalmatien zu, welche Provinzen das abendländische Reich ausmachten. Als Kaiser des morgenländischen Reiches hingegen herrschte Arcadius über Thracien, Kleinasien, Syrien und Aegypten, während

ihm von Illyricum die zwei weitläufigen Diöcesen von Dacien und Macedonien zu Theil wurden. Dieses war der Umfang des morgenländischen Reichs, als es sich für immer vom abendländischen trennte.

Gleich bei seinem Ursprung entwickelte sich der Keim des Verderbens in diesem Staate, der schon von seiner Entstehung an abgelebt, sein Greisenalter noch mehr als tausend Jahre hindurch fortsiechte, ohne sich weder zu einem kräftigern des alten Griechischen und Römischen Ruhms würdigern Zustande verjüngen, noch von seinen fast immer siegreichen Nachbarn völlig zerstört werden zu können. Mit der Trennung vom abendländischen Reiche, in welchem das Römische Wesen entstanden und groß und kräftig gebildet war, wurde die Erinnerung an dasselbe immer schwächer, und der Geist morgenländischer Zwangsherrschaft nahm immer mehr überhand. Jeder Tag sah die Entweihung der ehrwürdigen Einrichtungen und Formen des alten Freistaats durch ihre Anwendung in dem verächtlichen Getreibe des Griechischen Hofes, jeder Tag den Sieg der Ränkeschmiederei und niederträchtigen Schmeichelei entarteter Knechte über Tapferkeit, Tugend und Vaterlandsliebe. Bloß in dem häufigen Wechsel der durch die kaiserliche Gunst allmächtigen Inhaber der obersten Staatsgewalt war noch einige Erleichterung zu hoffen. Schwerer Druck der Unterthanen im Innern, elende Kraftlosigkeit gegen äußere Feinde finden sich beinahe immer im Gefolge der Zwangsherrschaft. Der Anfang der Regierung des Arcadius in den letzten Jahren des vierten Jahrhunderts wurde durch einen Einfall der Gothen in Griechenland merkwürdig, in welchem dieses ganze Land von Alarich aufs entsetzlichste verwüstet, nur Athen mit strenger Beobachtung des Uebergabsvertrags gegen ein schweres Lösegeld verschont blieb. Zwar waren die siegreichen Deutschen von dem vortrefflichen abendländischen Feldherrn Stilicho zurückgedrängt worden; aber Eifersucht gegen den Hof von Ravenna und die Person des Befreiers veranlaßten den Hof von Byzanz sich lieber mit den Gothen zu setzen, und ihrem Anführer mit der Würde eines magister militum und einer unumschränkten Gewalt in Griechenland

im Namen des Kaisers den gefährlichen Lohn seiner Kühnheit freiwillig darzubieten. Die letzten Jahre des vierten Jahrhunderts sahen endlich die für Kaiser und Volk so schmähliche Allgewalt des Verschnittenen Eutropius nnd die Schändung der Consulswürde durch seine Bekleidung damit.

Das fünfte Jahrhundert sah den Untergang des abendländischen Reichs, ohne daß die Herren von Constantinopel etwas für seine Rettung gethan hätten. In morgenländischen Prachtaufwand und Schwelgerei versunken, waren sie selbst kaum durch die Kraft der Mauern von Byzanz vor der Vernichtung geschützt, und ohnedies das Verhältniß der beiden Höfe immer auf so gespanntem Fuße, daß jeder sich eher über das Unglück des verhaßten Nebenbuhlers als über die Rettung des Bruders erfreut haben würde. Die Nachfolger des Arcadius, der im Jahre 408 starb, Theodosius der jüngere, Pulcheria, Marcian, die beiden Leo, Zeno und Anastasius, waren nicht geeignet den Geist der Zeit zu verbessern. Den Kaisern blieb bei den Gefahren, die ihnen stets von neuem an ihrem eigenen Hofe drohten und bei ihrer Theilnahme an den heftigen Religionszwistigkeiten, welche die damalige christliche Welt zerspalteten, weder Zeit noch Kraft den Feinden des Reichs mit Würde zu begegnen. Unter Theodosius dem jüngern wurde ein Krieg mit Persien nicht unrühmlich geführt (J. 422), und hatte sogar eine Erweiterung des Römischen Gebiets durch Theilung Armeniens mit den Persern zur Folge. Die spätern Kriege mit den Deutschen und Hunnischen wandelnden Schaaren wurden gewöhnlich auf eine für Kaiser und Reich weniger ehrenvolle und noch weniger vortheilhafte Weise beigelegt. Entweder ließen sich die Barbaren durch schwere Zahlungen für eine kostbare Beute entschädigen, welche die Römischen Legionen nicht vor ihnen verwahren konnten; oder durch schlaue Unterhandlungen, allenfalls auch Bestechung der Vornehmsten wurde die Kraft der siegreichen Fremdlinge auf andere Unternehmungen, vorzüglich Italien, abgelenkt. Dessenungeachtet entgingen die Byzantinischen Provinzen dem Ungestüm der fremden Schaaren nicht und ganz Griechenland

bis unter die Mauern von Constantinopel trug furchtbare Spuren ihrer Verwüstung.

Die Herrschaft des Emporkömmlings Justin des ältern, der, nachdem er sich vom Dacischen Hirten durch alle Stufen kriegerischer Ehrenstellen emporgeschwungen hatte, erst im 68. Jahr zur Kaiserwürde gelangte (J. 518), wurde vorzüglich dadurch merkwürdig, daß er seinem Neffen Justinian den Weg auf den Thron bahnte, indem er ihn zu seinem Sohne und Herrschaftsgenossen annahm und ihm, obwohl öfters von der heftigsten Eifersucht gequält, die Nachfolge durch den Senat feierlich versichern ließ. Justinian bestieg den Thron im 45. Jahre in einem Alter, in welchem er die volle Reife der Männlichkeit bereits erlangt hatte und herrschte 38 Jahre lang, also bis in das 83. Jahr über das Byzantinische Reich — und der Zeitraum seiner Verwaltung wurde einer der denkwürdigsten in der Geschichte des siechenden Staatskörpers. Dieses geschah weniger durch ausgezeichnete Gaben, ernstere Tugend oder edlere Thätigkeit des Herrschers als durch einen Zusammenfluß von Umständen, der mitten im Strom des Verderbens Ereignisse veranlaßte, die mitunter an das alte Rom erinnern konnten. Was ihm vielleicht am eigenthümlichsten angehört, ist die Bearbeitung und Umgestaltung des Römischen Rechts in ein geordnetes Gesetzbuch, welches bis auf unsere Zeiten in der ganzen gebildeten Welt sein Ansehen behauptet hat. Schon Julius Cäsar hatte die schwere Arbeit unternommen, aus dem alten Römischen Recht, den Gesetzen der 12 Tafeln, den Volksbeschlüssen, Edicten der Prätoren u. s. w. ein vollständiges Rechtssystem zu erbauen, welches dem Richter und Bürger die Kenntniß der einheimischen geltenden Rechte erleichtern und gegen die Misgriffe und Irrthümer schützen könnte, die aus der Verwirrung und dem Widerspruch der Gesetze entstehen mußten. Sein Tod hatte die Arbeit unterbrochen, und erst Hadrian konnte die wichtige Unternehmung mehr oder weniger vollkommen zu Stande bringen. Sein edictum perpetuum galt lange Zeit als Grundlage des Römischen Rechts. Aber bei den großen Veränderungen der Verhältnisse und Begriffe seit den Zeiten der frühern Kaiser ent-

standen die alten Schwierigkeiten von neuem. Die Versuche wurden ungenügend wiederholt; selbst der Codex des jüngern Theodos entsprach dem Bedürfnisse nicht. Gleich im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung noch mit dem vollen Eifer eines neuen Herrschers entschloß sich Justinian zu dem großen Werke. Die Leitung desselben übertrug er dem Tribonian, einem der gebildetesten und aufgeklärtesten Männer seiner Zeit, der aber in Hinsicht seiner Sitten keineswegs von der Verderbniß seiner Zeit freizusprechen war. Mit neun Gehülfen brachte er in vierzehn Monaten aus der ungeheuern Masse der Römischen Rechtsvorschriften den Justinianeischen Codex zu Stande, der vom Kaiser sogleich bestätigt und öffentlich bekannt gemacht wurde. Allein bei dieser Arbeit hatte man nur die Gesetzbücher und Verordnungen zum Grunde gelegt, welche von der Staatsgewalt ausgeflossen waren. Noch blieben die vielen Werke der Rechtsgelehrten unberücksichtigt, welche doch in zweifelhaften Fällen in der Anwendung in großem Ansehen standen, und in den Gerichtshöfen fast immer zur Entscheidung der Rechtshändel beitrugen. Aus den Werken der vierzig ausgezeichnetesten Schriftsteller in diesem Fache mußten nun siebzehn Rechtskundige unter der Aufsicht Tribonians das Beste und Wichtigste in ein System zusammenbringen, und aus ihren Bemühungen ging in der kurzen Zeit von drei Jahren die berühmte Sammlung der Pandekten oder Digesten hervor, deren Bekanntmachung indessen verzögert wurde, bis man einen Auszug aus denselben vollendet hatte, der noch früher herausgegeben wurde. Dieser Auszug, die Institutionen, gab eine Uebersicht und einen allgemeinen Begriff des Geistes der ganzen Gesetzgebung und die wichtigsten Lehren erhielten daselbst sogar einige Entwicklung. Die spätern Verordnungen Justinians, deren er dem Zwecke der großen Gesetzumarbeitung zuwider noch eine Menge hinzufügte, wurden unter dem Namen Novellen dann noch als ein eigener Theil in das Justinianeische oder das in neuern Zeiten sogenannte Römische Rechtssystem aufgenommen. Zeit und Umstände unter denen sie zu Stande kam, übten natürlicherweise auf den Geist dieser Gesetzgebung einen großen Einfluß. Auch die Glau-

bensveränderung hatte viele Begriffe der Römer völlig umgestaltet und daher auch das Bedürfniß neuer Rechtsverhältnisse herbeigeführt. Die Hausrechte der Väter, und die Bestimmung der Gewalt der Herren über ihre Sclaven wurden gemildert. Der mannigfaltige Verkehr eines zwar in vieler Hinsicht gebildeten, aber auch in der sittlichen Verdorbenheit sehr weit vorgerückten Volkes machte eine Menge gesetzlicher Verordnungen nothwendig, welche bei der ehemaligen einfachen Lebensweise kaum geahnet wurden. Der beständige Argwohn willkürlicher Zwangsherrscher legte ein besonderes Gewicht auf Staatsvergehen, vor denen sowohl der oberste als die niedrigern Gewalthaber in beständiger Besorgniß schwebten. Die Allgewalt des Herrschers wurde im Justinianeischen Recht überall gesetzlich begründet, und dieser Umstand machte nachher im spätern Mittelalter ihre Einführung besonders dem Fürsten willkommen. Nichts desto weniger athmete im Ganzen der Geist der Aufklärung und vernünftiger Untersuchung und Forschung, der sich in den Griechischen Schulen erhalten hatte, und noch weder von der Staatsgewalt noch von den Oberhäuptern der Kirche systematisch unterdrückt wurde, und in so weit blieb die Justinianeische Gesetzgebung sowohl für die Zeitgenossen, als für die Nachwelt eine unverkennbare Wohlthat.

Alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung waren auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt und die Mängel des Zeitalters und des Byzantinischen Hofes sprachen sich hier überall höchst auffallend im Leben aus. Eine Hauptquelle der Unordnung, die Zerrüttung der Finanzen, nahm mit jedem Tage überhand. Die Einkünfte des Reichs wurden theils durch die Veruntreuung der höchsten Staatsbeamten verschwendet, theils gingen sie in dem unmäßigen Hofgepränge des Kaisers und der Lieblingsbeschäftigung Justinians, den kostbaren Bauten, auf. Und doch blühten in seinem Reiche Ackerbau und Handel, die Abgaben waren schwer und Kaiser Anastasius hatte sogar einen bedeutenden Schatz hinterlassen. Aber alles dieses war unter Justinian in kurzem dahin. Völlig dem Willen seiner Gattinn Theodora ergeben, die ihren Lebenslauf als öffentliche Tänze-

rinn und Freudenmädchen begonnen hatte, mußte dieser Fürst allen ihren Lüsten fröhnen, und gab überdies noch Vermögen und Herrscherrechte andern Lieblingen hin, unter denen Johann von Cappadocien, dem lange die wichtigsten Theile der Staatsverwaltung übertragen waren, zu den schlimmsten gehörte. Diejenigen welche wirklich für den Staat arbeiten mußten, waren schlecht bezahlt, da hingegen leere Hofstellen und hohe Staatsbeamte in ungestörtem Müßiggange die Einkünfte des Reichs verschlangen. Während Justinian eine unglaubliche Menge von Kirchen und Schlössern mit einer Pracht erbaute, von welcher die ehemalige St. Sophia — die Hauptmoschee zu Constantinopel noch gegenwärtig ein Denkmal darbietet, wurde die philosophische Schule zu Athen, die sich mitten unter den Stürmen, welche Griechenland verwüsteten, erhalten hatte, theils aus unzeitiger Sparsamkeit, theils aus religiöser Unduldsamkeit geschlossen. So wurde auch unter Justinian die Consulswürde abgeschafft, und auf diese Weise doch wenigstens vor fernerer Entwürdigung bewahrt. Eine Quelle zügelloser Unordnung und wilder Empörung war die Theilnahme des Hofes am Kampfe der Parteien unter den Wettrennern des Hippodroms. Wie später im Abendlande die Benennung Guelfen oder Ghibellinen alle Gemüther entzweite, und der Vorwand zum erbittertsten Kampfe ward, so verursachten auch hier die Namen der vom Hofe begünstigten Blauen und ihrer Gegner, der Grünen, eine Spaltung, die sich im ganzen Reiche verbreitete und bis ins Innerste der Familien drang. In einem solchen durch diese erbärmliche Entzweiung veranlaßten Getümmel konnte der Kaiser mit Mühe seinen Thron aufrecht erhalten; denn die durch keinen kräftigen Mittelpunct gestützte Gewalt ging in solcher Verwirrung leicht von einem Haupte auf das andere über. Bei solchen Fehlern der innern Staatsverwaltung, welche auch die Kraft gegen äußere Feinde lähmen zu müssen schien, kann es beinahe für ein Wunder gelten, daß die Würde des Reichs gegen andere Völker mit Festigkeit, ja sogar auf eine glänzende und ruhmvolle Weise behauptet wurde. Denn nicht nur blieben die Gränzen auf allen Seiten unangetastet, sondern sie wurden selbst

noch bedeutend erweitert und zwei alte Römische Provinzen dem Hofe von Constantinopel wieder unterworfen, die bei dem Untergange des abendländischen Reichs in die Hände der Barbaren gefallen waren. Africa ward den Vandalen, Italien den Ostgothen abgenommen. Und in der That möchte man es ein Wunder nennen, daß Justinian, der persönlich weder kriegerische Thätigkeit noch andere Vorzüge eines Anführers besaß, das Glück hatte einen Feldherrn wie Belisarius zu finden, der nicht frei von allen Mängeln seiner Zeit, wie knechtische Kriecherei und eine oft bis ans Verächtliche gränzende Gefälligkeit gegen seine schamlose Gattinn Antonina, dennoch hohe Einsicht in die Verhältnisse der Staaten und die Bedürfnisse des Kriegs nebst einer unermüdlichen Ausdauer mit einer beispiellosen Treue und Ergebenheit gegen seinen Herrn verband, und daß dieser seltene von seinem durch ihn in seiner Macht erhobenen und in dem gefährlichen Aufstand der Blauen und Grünen geretteten Fürsten mit Undank belohnte Unterthan noch in dem Verschnittenen Narses einen nicht unwürdigen Nachfolger fand. Nur so wurden Eroberungen möglich, die mit der traurigen, zerrütteten Lage des Reichs im völligen Widerspruche zu stehen scheinen. Africa von Gelimer, der sich des Throns Genserichs bemächtigt hatte, und den im dritten Geschlechte entarteten Vandalen schlecht vertheidigt, war den Kaiserlichen eine ziemlich leichte Beute geworden. Auch gelang es durch schlaue Einmischung in die innern Zwistigkeiten des Landes sich einiger Städte in Hispanien zu bemächtigen. Aber in Italien leisteten die Ostgothen unter der Anführung tapferer Fürsten einen äußerst hartnäckigen Widerstand. Belisar bald aus Eifersucht, bald aus Sorglosigkeit oder Mangel an Kräften schlecht unterstützt, bald durch die Gefahr von andern das Reich bedrohenden Feinden abgerufen, konnte die Eroberung desselben nicht vollenden. Die Beendigung des Kriegs gelang erst dem Verschnittenen Narses nach einem entscheidenden Siege über die Franken und Allemannen im Jahr 554, also 20 Jahre nach seinem Ausbruche. Italien wurde von nun an durch kaiserliche Statthalter verwaltet, welche mit der Benennung Exarchen ihren Sitz zu Ravenna auf-

schlugen, und Narses, der erste, welcher diese Würde bekleidete, suchte sowohl in der zum zweiten Range herabgesunkenen alten Hauptstadt der Welt, als im übrigen Italien Römischen Geist und Römisches Leben wieder anzuregen. Während dieser glänzenden Eroberungen waren des Reichs Gränzen im Südosten rühmlich gegen den mächtigen Perser-Fürsten Nushirwan und gegen Mitternacht wider die seit der Mitte des sechsten Jahrhunderts häufiger und gefährlicher werdenden Einfälle der Slaven und Bulgaren behauptet worden. Die Longobarden, die sich der Donau näherten, hatte man gegen einen starken Sold in des Reichs Dienste genommen. Und so konnte Justinian, dessen gute Eigenschaften, Keuschheit, Milde, Gelehrsamkeit und Geschäftigkeit mehr die eines Mönches als eines ausgezeichneten Fürsten waren, bei übrigens geringen Herrschergaben und einer bedauernswürdigen Schwäche, nach seinem im Jahr 565 erfolgten Tode, den Ruf mit ins Grab nahmen, daß seine Regierung noch der glänzendste Zeitraum des sinkenden Kaiserstaats war.

In der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts wurde den Griechen nach dem Tode des Narses, dessen letzte Tage übrigens ebenfalls kaiserlicher Undank und kaiserliche Ungnade trübten, Italien von den Longobarden entrissen, welche sich nach dem in Verbindung mit den Avaren über die Gepiden errungenen Siege, von den schönen Vorzügen des mittäglichen Himmelsstriches angezogen, dahin wendeten. Dem Exarchen von Ravenna blieben nur das nachmalige päpstliche Gebiet, das Genuesische, die südlichsten Theile vom heutigen Königreiche Neapel und die drei Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica, im Namen seines Herrn zu verwalten. In Persien, wo nach dem Tode des weisen Chosroes Nushirwan gewaltsame Thronveränderungen und Staatsumwälzungen statt fanden, ward hingegen Nushirwans Enkel Chosru durch Römische Waffen wieder eingesetzt. Als Bundsgenossen gegen die Perser, standen dem Kaiser die Türken bei. Aber desto schlimmer waren die Verhältnisse des Byzantinischen Hofes gegen die Avaren, denn unter dem Namen von Unterstützungsgeldern bezahlte man ih=

nen eine eigentliche Abhängigkeitssteuer, welche nach jedem ihrer Einfälle drückender ward, und mußte sich von ihren Chaganen den empörendsten Uebermuth und die beleidigendste Begegnung gefallen lassen. Keiner der Griechischen Herrscher dieser Zeit glänzte als Krieger; übrigens entwickelte Tiberius II. in seiner leider allzukurzen Regierung 578—582 alle Tugenden auf dem Throne. Er war kein Anverwandter des Justinianeischen Hauses; denn Justinians Neffe und Nachfolger Justin II. hatte, wider sein ganzes Geschlecht erboßt, lieber seinen getreuen Anführer der Leibwache den verhaßten Anverwandten vorgezogen, und die Kaiserinn Sophia ihren Gemahl, in der Hoffnung noch einmal den Thron mit dem Tiberius zu theilen, in diesem Gedanken bestärkt. Diese Wahl war das Beste, was er während seiner Staatsverwaltung vornahm, denn im übrigen gehörte Justins Regierung zu den schlimmen. Eben so wenig rechtfertigte Mauritius, der Nachfolger des Tiberius, den dieser ebenfalls aus dem Staube emporgehoben hatte, als Herrscher die Erwartung, zu welcher er durch sein früheres Betragen seinen Wohlthäter und sein Volk berechtigt haben mochte. Denn seiner herrschenden Sinnes- und Handlungsart hing ein Zug von Grausamkeit mit einer in verächtlichen Geiz ausartenden Sparsamkeit an, welche ihn dem ganzen Volke, aber insonderheit dem über seine Kargheit empörten Kriegsheere völlig verhaßt machten. Sein unkluges Benehmen in einem Kriege gegen die Avaren hatte einen allgemeinen Aufruhr und die fürchterlichsten Auftritte zu Constantinopel selbst zur Folge. Der Kaiser ward entsetzt und der Centurion Phokas an seine Stelle erwählt. Mauritius hingegen mußte die Welt durch sein fürchterliches Schicksal mit seinem Andenken versöhnen. Denn der Unglückliche starb zu Chalcedon, beinahe schon vergessen, einen Monat nach der Erhebung des Phokas, nachdem man fünf seiner Söhne vor seinen Augen hingerichtet hatte, eines schmählichen Todes (J. 602).

Die Gräuel welche der wissenschaftlich eben so ungebildete als sittlich verwahrloste und höchst leidenschaftliche Phokas während einer Herrschaft von acht Jahren verübte, schienen eine

völlige Abwesenheit alles menschlichen Gefühls anzudeuten. Während er von Constantinopel aus schonungslos gegen seine Unterthanen wüthete, sobald nur irgend eine seiner verwilderten Leidenschaften gereizt wurde, brachten die Waffen der Perser unter ihrem siegreichen Fürsten Chosru, der seinen ermordeten Wohlthäter Mauritius zu rächen vorgab, das Byzantinische Reich an den Rand des Untergangs. Sein Nachfolger Heraklius, der Präfect von Africa, vergalt ihm, was er an seinem Vorgänger verübt hatte. Aber auch in den ersten zehn Jahren der Regierung des Heraklius blieb das Reich in einer so bedenklichen Lage, daß sein gänzlicher Untergang unvermeidlich schien. Während die Persischen Heere bis nach Chalcedon drangen, waren die Umgebungen der Hauptstadt den Avaren preisgegeben. Da wurde Heraklius, wie man glauben möchte, durch das Verzweifelte seiner Lage zum Helden begeistert. Im Augenblicke wo der Persische Herrscher sein Panner auf den Thürmen von Constantinopel zu sehen hoffte, hatte der Griechische Kaiser sein Feldlager im Herzen der Persischen Staaten aufgeschlagen. Nach mehrern Feldzügen waren die vorzüglichsten Persischen Länder in Griechischen Händen. Chosru, der einige Jahre früher die demüthigsten Bitten des Kaisers um Frieden nicht anhören wollte, ward durch einen unnatürlichen Sohn entthront und hingerichtet (J. 627). Serrhoes machte mit den Siegern Frieden. Die alten Gränzen blieben unversehrt. Indessen hatten die Einwohner von Constantinopel die Mauern ihrer Stadt mit unerschrockener Beharrlichkeit wider Perser und Avaren vertheidigt, und die letztern um Geld den Frieden gewährt. Großen Ruhm hatte sich der Kaiser bei der gleichzeitigen Christenwelt durch den Umstand erworben, daß er das wahre Kreuz, welches die Perser bei ihrem Vordringen zu Jerusalem geraubt hatten, wieder an die heilige Stätte zurückbrachte, welches glückliche Ereigniß von der Kirche überall mit den herrlichsten Festen gefeiert wurde. Aber kaum hatte Heraklius einen so ruhmvollen Feldzug beendigt, so wendete sich das Glück der Waffen. Mittlerweile hatte Muhamed seine neue Lehre gegründet, und die Schaaren des Propheten drangen unter seinen Nachfolgern den Chalifen in das Herz der Grie-

chischen Staaten ein. Nach einem hartnäckigen Kampfe wurde Syrien (632—639) und mit noch geringerer Mühe Aegypten (638—641) von den Saracenen unter Abu-Beker und Omar erobert. Sieben Wochen nach dem Verlust von Alexandrien starb Heraklius an der Wassersucht. Schon vor mehrern Jahren hatte der letzte Kaiser das Recht zur Nachfolge zwischen seinem ältesten Sohne erster Ehe Constantin und Herakleonas, dem Sohn seiner zweiten Gemahlinn und Nichte Martina, getheilt. Die gewöhnlichen Folgen blieben nicht aus. Constantin starb nach einer Regierung von 103 Tagen mit starkem Verdacht von Gift und noch in ebendemselben Jahre wurde auf das laute Begehren des Volks und des Heeres die wahrscheinlich strafbare Martina nebst ihrem unschuldigen Sohne Herakleonas abgesetzt, verstümmelt und verbannt. Des vergifteten Constantin Sohn, Constans II. bestieg den Thron im zwölften Jahre und behauptete ihn bis zu seinem Tode 27 Jahre lang. Sein ganzes Leben hindurch verfolgte ihn der rächende Schatten seines Bruders Theodosius, den er ohne andern Grund, bloß um seinen Thron zu versichern, nach morgenländischer Sitte umbringen ließ (J. 659). Schon im Jahr 647 hatten die Saracenen einen glänzenden Feldzug in Africa gemacht, der einen bedeutenden Theil dieses Landes ihrer Zinsbarkeit unterwarf. Im folgenden Jahre überfielen sie Cypern, im Jahr 652 Rhodus und Armenien. Constans war zu sehr in die theologischen Streitigkeiten seiner Zeit verwickelt, als daß er das Reich mit Ernst und Nachdruck hätte vertheidigen können. Während er diejenigen, die sich seiner Glaubensmeinung nicht unterwerfen wollten, mit den strengsten Maßregeln verfolgte, und selbst der geweihten Häupter der Päpste nicht schonte, ließ er es geschehen, daß die Saracenen in einem Einfalle in Africa mehrere Städte eroberten und 80,000 Gefangene mit sich schleppten (J. 665). Endlich erschlug ihn zu Syrakus ein Knecht im Bade. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Constantin IV., ein Urenkel des Heraklius, den Thron. Der schöne Mezicius, ein unbekannter Jüngling, den die Sicilianischen Truppen zum Kaiser erwählt hatten, wurde geschlagen und hingerichtet. Constantin gehört in

Gutem und Bösem zu den alltäglichern Fürsten. Unter seiner Regierung, die bis zum Jahr 685 dauerte, drangen die Saracenen in Africa vor und gründeten daselbst die Pflanzstadt Kairwan, ja sie belagerten selbst die Hauptstadt des Reichs, Constantinopel, mehr als einmal, so daß sie nur durch äußerste Anstrengung der Belagerten, und mit Hülfe des sogenannten Griechischen Feuers erhalten werden konnte. Auf der Nordseite wurde das Reich in den letzten Jahren Constantins durch einen Einfall der Bulgaren bedrängt, welche eine große Strecke Landes zwischen der Donau und dem Hämus in Besitz nahmen. Nach dem Tode Constantins IV., mit dem Beinamen Pogonatus oder des Bärtigen, wurde sein sechzehnjähriger Sohn Justinian II. als Nachfolger anerkannt. Dieser Wüthrich, ohne höhere Einsicht und den niedrigsten Leidenschaften hingegeben, war glücklich genug zehn Jahre lang ungestört den Thron zu behaupten, und ersann in dieser Zeit alle Arten von grausamen Martern, um diejenigen unter seinen bedauernswürdigen Unterthanen, die ihr Unglück ihm in den Wurf brachte, auf die peinlichste Art zu Tode zu quälen. Braten auf einem gelinden Feuer war eine der gewöhnlichen Strafen. Erst im Jahr 695 wurde er durch den Feldherrn Leontius entthront und halb verstümmelt in die Verbannung geschickt. Nach drei Jahren entriß Apsianer, der den Namen Tiberius annahm, dem Leontius die Herrschaft. Aber im Jahr 705 kehrte Justinian mit Hülfe des Bulgaren-Königs Terbel in seine Hauptstadt zurück, und rächte sich an allem was an seiner Entthronung mittelbar oder unmittelbar Theil genommen hatte, auf die gräuelvollste Art, bis er endlich 711 in einer Empörung umkam. Seinen unmündigen Sohn Tiberius brachte das wüthende Volk am Fuße des Altars um, und mit ihm erlosch der Stamm des Heraklius, nachdem er den Thron von Constantinopel 101 Jahre lang inne gehabt hatte. Unter der Regierung Justinians ging Africa, welches die eingebornen Mauren oder Barbaren hartnäckiger vertheidigten als die Griechen, endlich völlig verloren.

Innerhalb sechs Jahren folgten sich auf gewaltsame Weise drei Fürsten, Philippicus, der den Justinian entthront hatte,

Artemius, der sich Anastasius II. nannte, und Theodos III., ohne daß dieser rasche Wechsel wichtige Veränderungen für das Reich in seinen äußern oder innern Verhältnissen herbeigeführt hätte. Allein der letzte von diesen Fürsten mußte schon ein Jahr nach seiner Thronerhebung dem Feldherrn Leo weichen, der unter dem Namen Leo des III. oder des Isauriers das Scepter ergriff, und der Stammvater eines Kaiserhauses wurde, welches den Thron 74 Jahre bis 792 behauptete, und dessen Fürsten zum Theil auch unter dem Namen der Bilderstürmer bekannt sind: Kaiser Leo, aus Isaurien gebürtig, hatte sich aus einem sehr niedrigen Stande zu den höchsten kriegerischen Ehrenstellen emporgeschwungen. In dem wankenden Zustande des Reichs war ein kühnes Unternehmen auf den Thron leicht vom Glücke begünstigt. Aber gleich im Anfange seiner Herrschaft war seinem Muthe ein schweres Probestück vorbehalten. Moslemah, der Bruder des Chalifen Soliman, zog mit einem Heere von 120,000 Mann zu Lande und einer Flotte von 1800 Schiffen vor die Hauptstadt, und belagerte sie 13 Monate lang. Das kräftigste Vertheidigungsmittel war das Griechische Feuer. Endlich nach Verfluß jener Zeit mußte Moslemah, dessen Flotte durch Anwendung jenes Feuers ungeheuren Schaden gelitten hatte, und der seit dem Tode seines Bruders und der Thronbesteigung eines ihm ungünstigen Vetters immer schlechter unterstützt wurde, die Belagerung aufheben, und das morgenländische Reich wurde von da an eine lange Zeit nicht mehr von den Saracenen beunruhigt. Der wichtigste Gegenstand mit welchem man sich während der übrigen Zeit der Regierung Kaiser Leo's daselbst beschäftigte, war der berühmte Bilderstreit, von welchem Leo den Beinamen des (Ikonoklasten) Bilderstürmers erhielt. Die Ursache und Entstehung des Bilderstreits werden in der Kirchen=Geschichte erzählt werden. Hieher gehört nur, daß Kaiser Leo der Isaurier der erste christliche Fürst war, der sich wider den Misbrauch der Bilder in der Kirche mit Nachdruck erhob, und daß er, obschon seine Ansicht von der Griechischen Geistlichkeit eben so wenig als von der Römischen gebilliget war, die Bilder mit Gewalt aus der Kirche entfernen ließ. Diese

Maßregel, welche besonders in der Art, wie sie vorgenommen wurde, vielen Gläubigen ein gräuelvolles Aergerniß war, veranlaßte im Innern des Reichs die furchtbarste Gährung. In den morgenländischen Provinzen, in Constantinopel selbst fielen blutige Auftritte vor, und in Rom sagte man sich völlig von einem Fürsten los, den der Bischof wegen so argen Frevels außerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen gesetzt hatte. Mehrere Versuche der Griechen, die Widerstrebenden wieder zum Gehorsam zu bringen, blieben fruchtlos. Selbst Ravenna konnte nur durch die Treue der Venetianer erhalten werden. Der Kampf über die Bilder dauerte während des Lebens Leos ununterbrochen fort. Nach einer Regierung von 24 Jahren starb er im Juni 741, was für einen morgenländischen Kaiser selten war, zu Constantinopel eines natürlichen Todes. Ihm folgte sein Sohn Constantin V., von dem Umstande, daß er als Kind bei der Taufe das geweihte Wasser besudelt hatte, Kopronymus genannt. Das Urtheil über ihn ist, da es von seinen Glaubensfreunden und Glaubensgegnern höchst ungleich ausfiel, so daß er von den Einen beinahe ein Heiliger, von den Andern der Antichrist genannt wurde, sehr schwer. Sicher ist, daß er die Bilderstürmerei in den Ländern seiner Botmäßigkeit noch viel heftiger und rücksichtsloser vornahm, als sein Vater es gethan hatte, und daß er dabei vom Vorwurfe der Habsucht und Grausamkeit nebst andern Untugenden, welche der Verdorbenheit seines Zeitalters anhingen, schwerlich freigesprochen werden dürfte. Zu dem Hasse der Bilder gesellte sich auch eine strenge Misbilligung des Klosterlebens, dessen ungeheure Misbräuche im Morgenlande, wo viele Gegenden mit Klöstern völlig überdeckt waren, einem aufgeklärten Fürsten nicht entgehen konnten. Aber die Art, wie er die Abschaffung derselben betrieb, war der dauerhaften Verwirklichung seines Zweckes höchst unvortheilhaft. Der Geist jener Zeit machte aus den Verfolgten Märtyrer, und die Vorurtheile, die er bekämpfen wollte, wurden durch seine Maßregeln eher bestärkt als zerstört. Die Erschütterungen welche der Bilderkampf veranlaßte, vermehrten noch Einfälle der Bulgaren, denen der Kaiser nicht immer so glücklich begegnete wie dem der

Slaven, die er aus Macedonien wieder verdrängte. Auch Constantin V. starb nach einer Herrschaft von 34 Jahren eines natürlichen Todes (J. 775). Da sein Sohn und Nachfolger Leo IV. an Geist und Leib schwächlich war, so hatte man bei der Wahl einer Gattinn für ihn vorzüglich auf die Gaben des Geistes Rücksicht genommen und ihm deswegen die Athenienserinn Irene zur Gefährtinn gegeben. Seinen Sohn Constantin Porphyrogenet, den im Purpur Gebornen, nahm er schon als Kind zum Mitkaiser an, und überließ ihm durch seinen nach fünf Jahren erfolgten Tod die Herrschaft völlig (J. 780). Allein das zarte Alter des Kaisers hielt ihn noch unter der Vormundschaft seiner Mutter Irene, welche dieselbe wirklich mit großer Treue verwaltete, so lange der Jüngling nicht selbst die Zügel der Herrschaft zu ergreifen suchte. Ein erster Versuch Constantins mislang und zog ihm eine Knabenstrafe zu. Ein zweiter war desto glücklicher und Irene sah sich vom Hofe verwiesen. Solcher Zustand der Unbedeutsamkeit war der herrschsüchtigen Frau unerträglich, sie wußte sich erst mit List wieder in die Gunst ihres Sohnes zu drängen. Eine glückliche Verschwörung gab ihr die Allgewalt wieder und der letzte Abkömmling des Isaurischen Hauses brachte den elenden Rest seiner Tage in Blindheit und Vergessenheit zu, nach Einigen aber starb er sogleich nach seiner aufs grausamste vorgenommenen Blendung. Irene sah sich nun allein im Besitz der Staatsverwaltung. Sogleich nach dem Tode ihres Mannes hatte sich die Kaiserinn durch Wiederherstellung der Bilder in der Gunst der Gläubigen festgesetzt. Die Schlüsse der allgemeinen Kirchenversammlung zu Nicea im Jahr 787 gaben ihnen ihr Ansehen völlig wieder. Aber die Andacht der Gläubigen im Morgenlande wurde durch die Einfälle des berühmten Herrschers der Saracenen Harun al Raschid getrübt. Der Hof von Constantinopel mußte sich zu einer jährlichen Schatzung von 70,000 Golddenaren bequemen. Auf ehrenvollere Weise hatte man mit den Waffen in der Hand die Einfälle der unruhigen Nachbaren auf der Nordseite des Griechischen Reichs zurückgewiesen. Allein mitten in ihrem Glanze wurde Irene, als sie auch nicht den geringsten Argwohn hegte,

mit Hülfe verrätherischer Verschnittener vom Großschatzmeister Nicephorus entthront und nach Lesbos in Verbannung geschickt, wo sie sich das letzte Jahr ihres Lebens hindurch mit ihrer Hände Arbeit erhalten mußte (J. 802).

Heuchelei, Habsucht und Undank waren die Hauptzüge der Sinnesart des Nicephorus, welcher für die Anmaßung mit welcher er dem Chalifen Harun dem Gerechten Schatzung und Frieden aufgekündigt hatte, durch Verheerung seiner Länder, neue Demüthigung und Auflegung einer viel schwerern Schatzung als vorher gezüchtiget wurde. Seine Sittenlosigkeit machte ihn bei seinem Volke so verhaßt und verächtlich, daß man allgemein glaubte, sein Tod könne das Reich für eine von den Bulgaren erlittene gänzliche Niederlage und den Verlust eines Heeres entschädigen (J. 811). Stauracius, sein Sohn und Erbe, entkam nur mit einer schweren Wunde vom Schlachtfeld, an welcher er den geringen Ueberrest seines Lebens hindurch siechte. Eifersüchtig auf das Ansehen, welches sein Schwager der Großmeister Michael genoß, suchte er dessen verhaßte Nachfolge durch Umwandlung des Reiches in eine Volksherrschaft zu verhindern, aber Michael kam ihm zuvor und entthronte ihn. Der neue Herrscher besaß alle Tugenden eines achtbaren Bürgers. Zum Herrscher in so bedenklichen Zeiten fehlten ihm Kriegszucht und Festigkeit in Entwirrung der verwickelten Staatsverhältnisse. Dem Heere misfiel sein unkriegrischer Sinn eben so sehr, als die Gegenwart und Einmischung in das Kriegswesen seiner Gattinn Procopia, einer Tochter des Nicephorus. Nach einem unglücklichen Feldzuge wider die Bulgaren drang das Heer gegen die Hauptstadt vor, und Michael zeigte dadurch noch ächten väterlichen Fürstensinn, daß er, um Bürgerkrieg zu vermeiden, dem Purpur entsagte (J. 813), den ihm die Gunst der übrigen Theile des Volks und die Anhänglichkeit der Asiatischen Truppen vielleicht noch länger erhalten hätte. Michael brachte nach seiner Thronentsagung noch 32 Jahre im Kloster zu.

Leo V. oder der Armenier, der sich an der Spitze des Heeres auf den Thron geschwungen hatte, ein Krieger ohne Bildung, wollte zwar die Strenge der Kriegszucht rücksichtslos in die

Staatsverwaltung einführen; übrigens aber fehlte es ihm weder an natürlichem Verstande noch an Sinn und Eifer für das Gute. Leo begann von neuem die Bilderstürmerei und erhielt daher von den Katholiken den Schimpfnamen Chamäleon. Zu seinem Unglücke war er gegen seinen Waffenbruder Michael, der ihn auf den Thron erhoben hatte, weder dankbar noch schnell genug grausam. Einen Tag früher, als der Empörer Michael lebendig verbrannt werden sollte, stieß er den Kaiser vom Throne (J. 820). Michael, der von seiner Art zu sprechen, den Namen des Stammlers erhielt, war kein Nachfolger, dessen sich das Reich zu erfreuen gehabt hätte. Unter seiner Regierung eroberten die Saracenen Creta (J. 823), welches von der neuen von ihnen daselbst angelegten Stadt den Namen Candia erhielt, und einen großen Theil von Sicilien, von wo aus sie im südlichen Italien herum, und bis nach Rom streiften. Sein Sohn Theophilus, der ihm im Jahr 829 nachfolgte, war tapfer und fromm nach dem Geiste der Zeit. Den Bilderhaß trieb er so weit, daß er alle Maler aus seinem Reiche verbannte, und in seinem Streben nach auffällender Gerechtigkeit verfuhr er aufs willkürlichste und heftigste, so daß er sich in der Regel, um geringerm Uebel abzuhelfen, viel größeres Unrecht zu Schulden kommen ließ. In seinem Kampfe wider die Saracenen bewies er vielen Muth, aber der Ausgang desselben zog ihm doch am Ende den Beinamen des Unglücklichen zu. Er konnte die Fortschritte des Feindes in Italien nicht hindern und in Kleinasien wurden seine Provinzen ebenfalls verwüstet. Sein im Jahr 842 erfolgter Tod machte der Bilderstürmerei ein Ende. Wie einst Irene, so erhob auch seine Witwe Theodore als Vormünderinn ihres Sohnes Michael III. die Bilder wieder zu ihrem alten Ansehen, aber, edler und größer als jene, handelte sie nicht wie sie, als ihr Sohn sich nicht mehr lenken lassen wollte, sondern lebte in ruhiger Gelassenheit von den Geschäften entfernt. Michael III., den man auch den im Purpur Gebornen, oder den Trunknen nennt, und der im achtzehnten Jahre die Zügel der Herrschaft ergriff (J. 854), kann unter seinen Vorgängern nur mit Heliogabalus und Nero verglichen werden. Wie jene der schimpflichsten thie-

rischen Lust dahingegeben, kannte auch er keinen andern Ruhm, als denjenigen, der unter den Wettrennern des Hippodroms zu erwerben war und mitten in seinen verabscheuungswürdigen Schwelgereien gab er Befehle, über deren Nichterfüllung er sich zur Ehre der Menschheit bisweilen, wenn er wieder nüchtern war, erfreute. Der Schatz wurde verschwendet und die Kirchen mußten geplündert werden, um den dringendsten Staatsbedürfnissen zu begegnen. Dazu schämte er sich nicht Glauben und Kirche aufs frevelhafteste zu verspotten, und in seinen possenhaften Aufzügen, einer seiner Lieblingsvergnügungen, die heiligsten Kirchengebräuche auf eine gotteslästerliche Weise nachzubilden und zu entweihen. Es war im ganzen Reich eine allgemeine Freude, als man vernahm, daß ihn sein Nachfolger Basilius, der Gründer eines neuen Herrscherstammes, im 30. Jahr seines Alters und im 25. seiner Regierung umgebracht hatte. Zwei Jahre vor dem Tode Michaels hatte die Unternehmung der Russischen Krieger Askold und Dir auf Constantinopel statt gehabt (J. 867).

Basilius der I., der Stifter des neuen Herrscherhauses der Macedonier, welches den Thron von Constantinopel bis gegen die Mitte des eilften Jahrhunderts inne hatte, war aus dem Stamme der Arsaciden gebürtig. Seit langer Zeit hielten sich seine Voreltern in Macedonien auf, woselbst ihre Glücksumstände nach und nach in großen Verfall gerathen waren. Ihn selbst hatten als Kind die Bulgaren geraubt, und der in harter Knechtschaft auferzogene Jüngling war mit einer Schaar Griechen, die sich selbst befreit hatten, in die Heimath zurückgekehrt. Seine Gewandtheit und Kraft in der Pferdebändigung verschafften ihm eine vortheilhafte Anstellung in den kaiserlichen Marställen. Die Gunst Michaels erwarb er durch seine Heirath mit einer der Beischläferinnen des Kaisers und durch die Entehrung seiner Schwester, welche sich den Lüsten des Wüstlings preisgab; auch ermordete er auf des Kaisers Geheiß den Cäsar Bardas, seinen Oheim. Einen Monat nach dieser verworfenen That, wurde er mit der Würde eines Augustus zum Mitherrscher erhoben. Als aber eine Laune Michaels sein Leben bedrohte und

er ihm noch einen äußerst verächtlichen Herrschaftsgenossen gab, brachte Basil den Kaiser um, und setzte sich allein auf dem Throne fest. Wie schlimm auch der Weg war, auf dem sich Basil emporgeschwungen hatte, so gehört seine Regierung als Alleinherrscher zu den rühmlichsten, deren Andenken in den Byzantinischen Jahrbüchern aufbewahrt ist. Strenge Gerechtigkeit, Mäßigung und weise Anwendung der Einkünfte in der innern Staatsverwaltung, rühmliche Festigkeit gegen äußere Feinde und kräftige Wiederherstellung einer bessern Ordnung im Ganzen können ihm nicht abgeläugnet werden. Wider die Saracenen erfocht er mehrere Siege im Morgenlande und Italien, obgleich er die Eroberung Siciliens nicht verhindern konnte, und auch die Paulicianer wurden nach hartnäckigem Widerstande gedemüthiget. Außer dieser Glaubenspartei, welche Verzweiflung zu wüthenden Widersachern geschaffen hatte, trübten auch die Händel welche der Ehrgeiz des Patriarchen Photius bald mit den Römischen Päpsten bald mit Nebenbuhlern in Constantinopel selbst erregte, die Regierung des Basilius. Dieser starb im Jahr 886. Sein Sohn und Nachfolger Leo VI., welcher mehr seiner gelehrten als seiner wirklichen philosophischen Bildung oder Weisheit den Beinamen des Philosophen verdankte, hatte wegen seiner öftern Verheirathung, wegen deren er theils mit der Ansicht seiner Zeitgenossen, theils mit seinen eigenen frühern Aussprüchen in Widerspruch kam, harte Kämpfe mit seiner Geistlichkeit zu bestehen, die sogar seinem Sohne und Nachfolger Constantin, den ihm seine vierte Gemahlinn, die schöne Zoe geboren hatte, die Ehre einer rechtmäßigen Geburt streitig machen wollte. In die Zeit seiner Regierung würde die Unternehmung Olegs fallen, wenn das gänzliche Stillschweigen der Byzantinischen Geschichtschreiber nicht die Thatsache bezweifeln ließe. Die Bulgaren verwüsteten das Griechische Gebiet; aber in Italien wußten die Griechen den Verfall des Karolingischen Hauses klug zu benutzen, um sich einige Lombardische Herzogthümer zu unterwerfen. Im südlichsten Italien bildete sich eine neue Griechische Herrschaft, welche zu Bari von einem sogenannten Catapan in des Kaisers Namen verwaltet wurde. Leo hinterließ einen Sohn von sechs

Jahren, Constantin den im Purpur Gebornen oder den siebenten (J. 911). Sein Vormund war sein väterlicher Oheim Alexander, der schon während Leos Leben mit dem Titel Augustus den zweiten Rang im Staate erhalten hatte. Sein Ehrgeiz und seine Laster machten es zu einem Glücke für seinen Pflegesohn, daß er schon nach einem Jahre starb. Die Mutter Zoe verdrängte jetzt den Patriarchen Niklaus von der Vormundschaft. Allein nach einigen Jahren wurden die Zügel der Herrschaft der Kaiserinn und dem Staatsrathe, der unter ihr arbeitete, von dem Feldherrn Romanus Lecapenus entrissen. Romanus gab dem jungen Kaiser seine Tochter Helena zur Gattinn und ließ sich dafür zum Cäsar und Augustus erheben, welchen Rang er in der Folge auch seinen drei Söhnen Christophorus, Stephan und Constantin VIII. mittheilte, so daß am Ende Constantin sich mit dem fünften und geringsten Range unter ihnen begnügen mußte. Indessen schonten sie seines Lebens, und Constantin, der seine Zeit am liebsten mit ernsten und abgezogenen wissenschaftlichen Forschungen und Arbeiten zubrachte, überließ ihnen ohne Widerwillen die Staatsverwaltung. Diese Lage der Dinge dauerte bis ins Jahr 944, wo die zwei jüngern Söhne des Romanus ihren Vater entthronten und auf eine wüste Insel schickten. Ein Jahr später wurden sie, einer Verschwörung gegen das Leben Constantins überführt, ebendahin gesendet und an dem Ufer von ihrem alten Vater mit bitterm Hohn empfangen. Der älteste Bruder war schon viel früher gestorben. Erst jetzt gelangte Constantin im eigentlichen Sinne zur Regierung, die er aber größtentheils seiner Gattinn überließ. Unter seiner langen Titelherrschaft war Constantinopel von den Bulgaren und Russen heimgesucht und die benachbarten Landschaften übel mitgenommen worden. Hingegen hatte sich die Macht der Griechen im südlichen Italien erweitert und befestigt. In der eigentlichen Regierungszeit Constantins fiel wenig Merkwürdiges vor. Ueberhaupt wurde dieser Fürst vielmehr durch den Aufschluß den uns seine hinterlassene Schriften über den Zustand des Byzantinischen Reichs in so dunkeln Zeiten geben, als durch seine Staatsverwaltung als Herrscher für die Nachwelt wichtig. Sein Tod

(J. 959) aber wird mitunter einem Verbrechen seines Sohnes zugeschrieben. Romanus II., der mit einem solchen Verdacht beladen, den Thron bestieg, saß nur etwas mehr als drei Jahre auf demselben, denn seine verbrecherische Gattinn, welche vorzüglich an dem Tode ihres Schwiegervaters schuldig seyn mochte, schickte bald auch ihren Mann nach. Unter seiner Regierung hatte der Griechische Feldherr Nicephorus Phokas die Insel Creta wieder erobert, in der Hauptstadt Candia aber hatten sich die Saracenen sieben Monate lang vertheidigt (J. 961). Romanus hatte bei seinem Tode (J. 963) zwei unmündige Söhne, den fünfjährigen Basil und den zweijährigen Constantin hinterlassen, und Theophano schien unter ihrem Namen als Vormünderinn herrschen zu wollen. Allein bald suchte sie eine bessere Stütze und der Sieger von Creta Nicephorus Phocas, der vielleicht auch ohne sie zu seinen Zwecken gelangt wäre, zog im Einverständniß mit ihr vor Constantinopel, ließ sich daselbst zum Kaiser ausrufen und nicht ohne scharfen Widerspruch der Geistlichkeit, welche geistliche Verwandtschaft einwendete, mit der Witwe des Romanus trauen, dessen Söhne deswegen nicht auf die Seite gesetzt wurden. Nicephorus, dem seine Gegner Heuchelei, Geiz und Habsucht vorwerfen, bewährte durch seine Thaten wenigstens seine Einsicht und Tapferkeit. Seine Waffen stellten in Kleinasien und Syrien den alten Ruhm der Römischen Waffen her, und wenn auch Otto in Italien seine Feldherren schlug, so konnte er doch die Griechen aus ihren Besitzungen daselbst nicht völlig verdrängen. Allein schon nach sechs Jahren ward Theophano ihres häßlichen zweiten Gemahls überdrüssig und auf ihre Veranstaltung sank der tapfere Fürst unter dem Dolche seines Nachfolgers Johann Zymisces. Es war ein Glück für das Reich, daß dieser tapfere Armenier, den unverdiente Zurücksetzung zum Todfeinde seines Vorgängers entflammt hatte, auf eine glänzende Weise in die Fußtapfen desselben trat. Während sein Feldherr Bardas dem Russischen Großfürsten Swatoslaw eine Niederlage beibrachte, die für den letztern den Verlust der Bulgarei zur Folge hatte, drangen seine siegreichen Waffen über den Euphrat bis in die Gegend von Bagdad. Auf der

Rückkehr von dieser glänzenden Unternehmung soll er gegen die Verschnittenen Schimpfworte ausgestoßen haben, welche ihm durch die Hinterlist derselben den Tod durch Gift zuzogen (J. 926). Zymisces hatte bei seiner Thronbesteigung die zwei Söhne des Romanus, Basil II. und Constantin IX., zu Mitherrschern angenommen. Bei seinem Tode hatten sie ein hinlängliches Alter erreicht, um das Staatsruder selbst zu ergreifen. Aber ihre Erziehung war völlig vernachlässigt worden. Daher entwickelte Basil wenige andere Eigenschaften als die eines wilden Kriegers, während sich Constantin ganz der Verweichlichung eines Asiatischen Wollüstlings hingab. Zwei alte Feldherren Phocas und Sclerus, die den jungen Fürsten eine Zeitlang den Thron streitig machen wollten, wurden überwunden und bestraft. Ueber die Saracenen erfocht Basil mehrere Siege, die mehr seinen Ruhm als die Macht und das innere Glück des Reiches erhoben. In Italien behauptete man sich gegen Deutsche, Normänner und Saracenen. Aber der wichtigste Vortheil, den Basil während seiner langen Herrschaft errang, war die Unterwerfung der Bulgaren, welche erst aus Thessalien wo sie eingedrungen waren, vertrieben, dann in ihrem eigenen Lande angegriffen und endlich im Jahr 1019 der Oberherrschaft des Hofes von Constantinopel völlig unterworfen wurden. Basil starb, als er in hohem Alter noch einen Zug wider die Saracenen beginnen wollte, im Jahr 1025 und sein thatenloser Bruder Constantin folgte ihm drei Jahre später, ohne sich während seiner kurzen Alleinherrschaft mit etwas Anderm als mit der Festsetzung der Nachfolge beschäftigt zu haben. Constantin IX. war der Letzte des Macedonischen Stammes, welcher nun volle 161 Jahre den Thron von Constantinopel inne gehabt hatte.

Seit den Zeiten Justinians, dessen Feldherren Belisarius und Narses die Gränzen des morgenländischen Reiches noch erweitert hatten, waren viele Ländereien von demselben getrennt, aber auch ein Theil von ihnen durch die kriegerischen Fürsten der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts wiedererobert worden. Die Herrscher von Constantinopel nannten sich noch Römische Kaiser und ihr Volk das Römische, wenn es gleich in Sprache,

Sitten und allem dem was die Eigenthümlichkeit eines Volkes begründet, von dem alten Römischen Volke völlig verschieden war. Die übrigen Völker hingegen nannten die Unterthanen des morgenländischen Reichs natürlicher Griechen. Die Wiederherstellung des abendländischen Reichs durch Karl den Großen hatte man in Constantinopel nur mit eifersüchtigem Blicke in die Zukunft gesehen. Dem mächtigen Bezwinger des Abendlandes konnte man die Gleichheit im Range nicht wohl versagen, und Irene scheint einst dem kühnen Gedanken Raum gegeben zu haben, durch eine Heirath mit ihm das alte Weltreich in seinem ganzen riesenmäßigen Umfange wiederherzustellen. Aber seinen schwachen Nachfolgern gestattete man diese Ehre ungern und wollte sie niemals anders, als sich so nennende Kaiser begrüßen. Der morgenländische Kaiser, der unter allen christlichen Fürsten immer noch das größte Gebiet besaß, denn ihm gehorchte Griechenland, Kleinasien, ein Theil des südlichen Italiens, die Inseln der Griechischen Meere und seit der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts auch Syrien wieder, hielt sich im Range für den ersten Herrscher der Welt, und das in Constantinopel eingeführte Hofgepränge war ein äußerliches Sinnbild dieser Ansprüche. Der Kaiser selbst wurde im eigentlichsten Sinne als ein höheres Wesen verehrt, vor welchem nicht nur alle seine Unterthanen, die Prinzen seines Hauses nicht ausgenommen, sondern selbst die Gesandten unabhängiger und vielleicht eben so mächtiger Völker und Fürsten die Kniee beugen mußten. Ihn umgab Asiatische Pracht und in der Mitte der Fürsten seines Hauses zeichnete ihn das Diadem und die rothen Halbstiefel aus. Die Willkür des Herrschers war unbeschränkt, die Griechen ergaben sich in die völligste Knechtschaft. Zwar schwur der Kaiser bei seiner Krönung die Aussprüche der Kirche zu achten, und so wenig als möglich Todes- und Verstümmlungsurtheile auszusprechen. Allein in der Wirklichkeit scheute er sich nicht sein Gewissen durch Verletzung dieses Eides zu beladen. Der Glanz des Hofes, der alles damals Bekannte übertraf, erforderte eine Menge von Hofbeamten, deren Rang und Ansehen, wie alles was die Hofge-

bräuche betraf, aufs genauste gegen einander abgemessen waren. Zu den angesehensten gehörte der Protovestiarius oder Aufseher über die kaiserliche Kleiderkammer, der Logothet, Canzler oder Minister des Innern, der Tsaus oder Einführer der Gesandten, der Dragoman oder Uebersetzer, der Protostrator oder Oberstallmeister u. a. m. Die alte Eintheilung der Länder des Reichs in Provinzen unter Verwaltung der Consularen, praesides, comites u. s. w. ward abgeschafft. An ihre Stelle trat eine Eintheilung in 29 Bezirke, die man Themata nannte, und von denen 12 in Europa und 17 in Asien lagen. Obschon alles im Verfalle war und außer den häufigen Einfällen räubrischer Nachbaren und innern Erschütterungen, die Glaubensunduldsamkeit und die willkürliche Verwaltung der Kaiser nicht geeignet waren, den Wohlstand zu heben, so gehörten doch noch die Völker des morgenländischen Reichs zu denjenigen, unter denen man am meisten Reichthümer und Gewerbfleiß fand. Die Einkünfte der kaiserlichen Schatzkammer waren beträchtlich, doch reichten sie selten hin, die Kosten des kaiserlichen Prachtaufwandes, um so viel weniger die nothwendigen Staatsausgaben zu bestreiten. Aber jener überstieg alles bisher Bekannte, denn es war ein Grundzug der Byzantinischen Staatsklugheit in den Augen der Welt gesunkene Größe und Kraft durch eitles Gepränge zu ersetzen. Beim Anblick der äußern und innern Pracht der kaiserlichen Burg zu Constantinopel und der kaiserlichen Lustschlösser geriethen die Fremden in Erstaunen. Ueberhaupt war der Prachtaufwand in der Hauptstadt so groß, daß reiche Bürger ihres Aufzuges wegen von den Kindern für Könige gehalten wurden.

Der kriegerische Geist war sehr gesunken, und der Umstand, daß der Patriarch und seine Geistlichkeit denjenigen, welcher den Beruf eines Kriegers wählte, auf drei Jahre aus der Gemeinschaft der Gläubigen setzte, wenig geeignet ihn zu heben. Den größten Theil des Heeres machten die nordischen Söldner, Wähжәне Währinger u. s. w. aus, welche das Byzantinische Gold zu den kaiserlichen Feldzeichen anlockte, und welche von dem Magnus Comes stabuli, dem Magnus Aderiarchus

und dem Accolythen befehligt wurden. Das ganze Heer stand unter der Anführung des magnus domesticus, denn die domestici waren von Dienern der kaiserlichen Burg zu Feldherren geworden. Die Truppen wurden in Schaaren von 300 Mann unter Tribunen getheilt. Ihre Waffen waren dieselben, die man ehemals in Rom und Griechenland getragen hatte, aber dem verweichlichten Byzantinischen Krieger mußten Helm, Schild und Panzer auf Wagen nachgeführt werden, um sich erst in der Nähe des Feindes oft in Unordnung damit zu bekleiden. Der Krieg wurde nach denselben Vorschriften geführt, die man schon im Alterthum kannte, allein den kaiserlichen Heeren fehlte der kriegerische Sinn und die strenge Kriegszucht Spartas und Roms. Die Lage der Hauptstadt selbst, sowohl als die von ganz Griechenland, die nothwendige Verbindung der Länder des Reichs und der mannigfaltige Verkehr ihrer Völker zwangen die Herrscher von Constantinopel einen besondern Werth auf das Seewesen zu legen. Der oberste Befehlshaber desselben war der magnus dux, unter ihm stand der magnus drungarius, unter diesem der Admiral, dessen Benennung und Würde Arabischen Ursprungs war. In Constantinopel selbst hatte man einen großen Schiffbauplatz angelegt, wo man eine Menge Künstler und Arbeiter aller Art fand. Die Schiffe wurden leichter und kleiner gebaut als zu den Zeiten des Peloponnesischen und Punischen Kriegs. Die Griechischen dromones hatten nicht mehr als zwei Reihen Ruder. Jede Reihe bestand aus 25 Bänken, auf welchen zwei Ruderer auf beiden Seiten des Schiffes ruderten. Diese Mannschaft diente bald mit dem Schwert bald mit dem Ruder. Der Schiffshauptmann stand mit seinem Waffenträger auf dem Hintertheile des Schiffes, zwei Steuermänner beim Steuerruder und zwei Männer auf der Spitze, von denen der eine mit dem Anker umging, der andere das sogenannte Griechische Feuer durch ein Rohr gegen den Feind absendete. Bisweilen wurden auch solche Schiffe auf dem Lande, wie z. B. über den Isthmus von Corinth, weiter geschafft. Größere Schiffe enthielten 70 Krieger und 230 Schiffer. In der Schlacht wurden am Tage die Zeichen durch ver-

schiedene Stellung und Farbenwechslung einer Hauptflagge, in der Nacht durch Lichter auf dem Schiffe des Oberbefehlshabers gegeben. Vermittelst ihrer Seemacht suchten die Griechischen Kaiser die Herrschaft des mittelländischen Meeres zu behaupten, und meistentheils gelang ihnen dieser Zweck.

Die Wissenschaften waren seit der Trennung der beiden Reiche tief gesunken. Gewaltsame Ereignisse führten nicht einen schnellen Tod herbei, aber Blüthe und Früchte erstarben nach und nach, wenn es inzwischen auch häufig scheinbare Besserungszeiten geben mochte. Die philosophischen Schulen zu Athen dauerten noch bis zur Regierung Kaiser Justinians fort, und in Constantinopel selbst war eine öffentliche Lehranstalt mit einer ungeheuern Büchersammlung, deren Vorsteher doctor oecumenicus und in gelehrter Sprache die Sonne der Wissenschaften, die zwölf Lehrer aber, welche an derselben in den verschiedenen Fächern Unterricht ertheilten, nach den zwölf Zeichen des Thierkreises genannt wurden. Mehrere Asiatische Städte des Reichs hatten wissenschaftliche Anstalten, zu denen man aus allen Theilen der gebildeten Welt hinströmte. Zu diesen gehörten Antiochien, Berytus, Edessa und in Nordafrica lag die Königinn der Wissenschaften, Alexandrien. Aber Kaiser Justinian, der in der Rechtskunde durch seine Gesetzgebung ein neues Leben erweckte, gab dem Grunde aller Wissenschaften, den philosophischen Forschungen, einen tödtlichen Stoß durch Aufhebung der Schulen zu Athen, wozu ihn theils durch seine Verschwendung in kostbaren Bauten nothwendig gewordene Sparsamkeit, theils der in diesen Jahrhunderten zu Constantinopel oft so verderblich gewordene Rechtgläubigkeits-Eifer veranlaßt hatten. Aehnliche Ursachen veranlaßten unter Theodos II. und Zeno dem Isaurier die Zerstörung der Schule von Edessa. Als das siegreiche Panner Muhameds in ganz Syrien und Aegypten aufgepflanzt wurde, gingen jene außereuropäischen Sitze der Wissenschaft für das morgenländische Reich verloren und in Constantinopel selbst ließ der wilde Eifer des bilderstürmenden Leo die Lehranstalt mit der kostbaren Büchersammlung, nach Einigen selbst mit den darin sich aufhaltenden Gelehrten in Feuer aufgehen. Was sich jetzt noch

von Kenntnissen aus dem Alterthum erhielt, war in den Zellen der Mönche verborgen, und selbst diesen schwachen Ueberresten drohte die Verfolgungswuth des Constantin Copronymus gegen die Klostergeistlichen gänzlichen Untergang. Erst unter Michael III. schuf dessen hochgebildeter Oheim und Mitherrscher Bardas in der Mitte des neunten Jahrhunderts ein neues Leben für die Wissenschaft. Die verfallenen Schulen wurden wiederhergestellt, und die Leitung derselben dem gelehrten Erzbischof Leo von Thessalonich übertragen, dessen philosophische und mathematische Gelehrsamkeit ihn bei den unwissenden und abergläubischen Zeitgenossen in den Ruf der Zauberei brachte. Auch die Fürsten des Macedonischen Hauses hegten Liebe zur Wissenschaft, und zwei von ihnen, Leo und Constantin VII. gingen den Gelehrten ihrer Zeit mit eigenem Beispiele vor. Unter der Regierung des erstern lebte und wirkte auch der berühmte Patriarch Photius, der eigentliche Urheber der Trennung beider Kirchen, in Hinsicht seiner wissenschaftlichen Bildung der ausgezeichneteste Mann seiner Zeit. In seinem großen Werke Myriobiblon wurden über 280 Schriftsteller aus allen Fächern ausgezogen und beurtheilt. Unter Constantin ward eine neue große Büchersammlung in der Hauptstadt angelegt, und dieses Beispiel von Liebhabern der Wissenschaft, besonders aber von Klöstern häufig nachgeahmt. So wurde eine Menge Bücher auf dem Berge Athos abgeschrieben. Dennoch wurden die Wissenschaften nicht mehr im eigentlichen Sinne, gemeinverständlich. Verschiedene Hindernisse mochten sich hiezu vereinigen. Eine Hauptursache des Verfalls alles öffentlichen Sinnes und aller gründlichen Geistesbildung war die gränzenlose Sittenverderbniß, welche wie eine verderbliche Seuche vom Hofe ausging und die Staatsbürger aller Stände mit gleich verderblichen Folgen ergriff. Körperliche und geistige Entnervung beschränkten den Geist, schwächten das Gemüth und machten die Einbildungskraft für reine, große und lebendige Eindrücke unempfänglich. Auch alle übrigen Wirkungen der Zwangsherrschaft, Entadlung der Seele und träges Fortschleppen auf der betretenen Bahn blieben nicht aus. Hierzu gesellte sich der wilde Eifer für das, was man als Recht-

gläubigkeit anerkannte. Alles dies wirkte in verderblichem Verein zur Vernichtung des Geschmacks und der freien Forschungskraft. Indessen trug noch eine andere Ursache vorzüglich dazu bei, die Mehrzahl des Volkes und selbst der höhern Stände von den Wissenschaften zu entfernen. Diese war der Verfall der einheimischen Sprache. Seit der Römerherrschaft über Griechenland waren die beiden Sprachen in beständigem Kampfe gewesen, ohne daß sich entweder beide vereint oder die eine die andere völlig unterdrückt hätte. Denn in diesem Kampfe setzte die eine ihre natürliche Ueberlegenheit, die andere das siegreiche Schwert und die Staatsklugheit ihres Volkes in die Waagschaale, und beide hielten sich gleich. Doch behielt die Lateinische Sprache im Gebiete des Staatsrechts und der öffentlichen Verhandlungen, die Griechische im Gebiete der Wissenschaften die Oberhand. Selbst nach der Trennung der beiden Reiche, als das Stammland der Lateinischen keinen Theil des Gebiets des morgenländischen Kaiserthums mehr ausmachte, blieb die Lateinische noch die Staatssprache. Die Verlegung eines Lateinischen Hofes nach Constantinopel brachte seine Sprache in Griechenland noch mehr ins Leben, und die Griechische sah sich allmählig gezwungen zur Bezeichnung vieler Römischer Begriffe Ausdrücke aus der Lateinischen aufzunehmen. Noch schlimmern Einfluß übte der mannigfaltige Verkehr mit den sogenannten barbarischen Völkern, den Deutschen, Slaven, Tataren, Türken, Persern und Arabern, mit denen das morgenländische Reich in Berührung kam. Die Wiedereroberung von Rom unter Justinian und die Behauptung des Exarchats in Italien, boten der Lateinischen Sprache im Byzantinischen Reich eine schwache Stütze dar, allein im achten Jahrhundert gingen sie unwiederbringlich verloren. Justinian hatte die frühern Theile seiner Gesetzgebung in Lateinischer Sprache herausgegeben, das lautgewordene Bedürfniß seiner Unterthanen veranlaßte ihn schon den Novellen eine Uebersetzung beizufügen. Von da an wurde das Ansehen und der Gebrauch der alten Hof- und Staatssprache immer schwächer und die Griechische Volkssprache breitete sich immer mehr aus. Allein diese hatte, um die Nebenbuhlerinn zu ver-

drängen, eine Menge Ausdrücke und Wendungen aus derselben aufnehmen müssen, und so hatte sich im Ablauf der Zeit eine Neugriechische Mundart gebildet, welche den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprach, aber in Rücksicht der Reinheit und Bestimmtheit des Ausdrucks tief unter ihre ältere Schwester gesunken war. Die Gelehrten kämpften gegen diese Neuerung. Bald suchten sie durch Nachahmung der Alten in ihren Schriften, die alte Reinheit wieder herzustellen, bald sollte die Sprache durch Untersuchungen und Aufstellung strenger Regeln wieder neu geschaffen werden. So entstand eine Büchersprache und eine Mundart des gewöhnlichen Lebens, und die erste wurde den wissenschaftlich weniger Gebildeten völlig fremd. Und dennoch lebte der Geist der Alten selbst unter denen, die sich einer größern Reinheit befleißen wollten, nicht wieder auf. Die Byzantiner konnten nur nachahmen, ein so kräftiger, reicher und selbstständiger Sinn wie ihn die Eigenthümlichkeit der Hellenen geschaffen hatte, mochte unter ihnen nie erregt werden. Der gesunkene Geschmack und die mannigfaltigen Irrthümer und Vorurtheile, die in den Köpfen der Byzantinischen Schriftsteller vorherrschten, sprachen sich beinahe am lebendigsten in der geschichtlichen Darstellung aus, welche, als mehr oder weniger treues Gemälde des gleichzeitigen Lebens, als ein Spiegel jener Zeiten zu betrachten ist. Die Reihe der bessern Geschichtschreiber beschloß Procopius, ein Zeitgenosse Justinians und vertrauter Rath und Schreiber seines Feldherrn Belisarius, der die Geschichte seiner Zeit auf eine treffliche Weise beschrieb, nur daß er in seinem Lob und Tadel des berühmten Kaisers viel zu sehr auf eigene Verhältnisse Rücksicht nahm. Vor ihm hatte Zosimus in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in seiner Kaisergeschichte bis 410 ebenfalls ein sehr tüchtiges Werk geliefert, und einige Auszüge die uns Photius von Olympiodors leider für uns verloren gegangener allgemeiner Geschichte seiner Zeit aufbewahrt hat, lassen uns den Verlust dieses um die Mitte des fünften Jahrhunderts geschriebenen Werkes innigst bedauren. Nach Procopius wird der Verfall der geschichtlichen Forschung und Kunst immer merkbarer. Reinheit der Sprache, Einfachheit und Klarheit der

Darstellung findet man eben so wenig, als Ordnung, Zusammenhang und strenge Prüfung der Thatsache, am allerwenigsten aber einen großen erhebenden Sinn nach der Weise der Alten. Zu den bessern unter den Byzantinischen Geschichtschreibern bis zum Untergang des Macedonischen Hauses gehören Nicephorus im Anfang des neunten und der Kaiser Constantin VII. im zehnten Jahrhundert. Den übrigen hing größtentheils alles Fehlerhafte der Geschichtschreibung des Mittelalters an. Noch viel weniger als in der Geschichte, wurde in der Dichtkunst geleistet. Die philosophischen Wissenschaften hatten durch die Vernichtung der Anstalten zu Athen und Alexandrien einen tödtlichen Stoß erhalten und lebten nur noch schwach und ohne eigenthümliche Freiheit im Dienste der Gottesgelehrtheit fort; nur in der Staatskunst ertheilte Basilius, der Stifter des Macedonischen Herrscherstammes, seinem Sohne Leo dem Philosophen Vorschriften die für alle Zeiten wichtig sind. Der größte Dienst, den die Byzantiner in wissenschaftlicher Hinsicht der Mit- und Nachwelt leisteten, war ihre Bearbeitung des Römischen bürgerlichen Rechts. Der Arbeiten des Theodos und Justinians haben wir bereits in ihrer Geschichte erwähnt. Kaiser Basil und sein gelehrter Sohn Leo fügten die sogenannten Basiliken hinzu, welche Constantin VII. verbessert herausgab, und der berühmte Photius sammelte das Kirchenrecht. In den mathematischen Wissenschaften, die vorzüglich zu Alexandrien getrieben wurden, ward wenig Neues geleistet. In der Mechanik zeichneten sich besonders unter dem baulustigen Justinian einige merkwürdige Künstler wie Isidor von Milet und Anthemius von Tralles aus. In den Kriegswissenschaften hat man das wichtige Werk des Kaisers Mauritius aus dem sechsten, das Buch des jüngern Hero aus dem siebenten und die Schriften der Kaiser Leo und Constantin aus dem zehnten Jahrhundert über diesen Gegenstand. In den Naturwissenschaften verhinderten Aberglaube und Mangel an Forschung bedeutende Fortschritte. Die Grundsätze der Chemie erhielten eine merkwürdige Anwendung in der Zusammensetzung des Griechischen Feuers. Die Arzneikunde wurde vorzüglich zu Edessa und Alexandrien gelehrt, größtentheils nach

den Schriften der Aeltern. Unter den Griechischen Aerzten zeichneten sich am meisten Alexander von Tralles ein Selbstdenker im sechsten und Paul von Aegina als Wundarzt und Geburtshelfer im siebenten Jahrhundert aus. Aber die wichtigste Angelegenheit für den Hof und einen großen Theil des Volks waren die Kämpfe der Gottesgelehrten, welche in die Kirchengeschichte gehören. Durch diese Kämpfe wurden indessen weder der höhere Glaube an den Unendlichen noch reinere Würdigung seines Sohnes, am wenigsten die Grundsätze der Sittlichkeit gefördert, durch welche der Mensch zu einem höhern seines Ursprungs würdigern Wesen erhoben wird. Man ging von dem Grundsatze der Unfehlbarkeit kirchlicher Aussprüche aus und bediente sich der Vernunftwissenschaften nur um vermittelst derselben und der verworrensten sinnbildlichen Deutungen dasjenige zu beweisen und zu erklären, was schon voraus als unfehlbar erkannt war. In den meisten Fällen nahm der Hof selbst Antheil, und zwar gewöhnlich auf eine sehr heftige, gebieterische und entscheidende Weise. Vermögen und Leben waren auf dem Spiel, wenn man den Hofglauben nicht annehmen wollte. Ueberhaupt hatte im Griechischen Reiche, trotz dem Aberglauben in welchem alles befangen war, die weltliche Zwangsherrschaft immer die Oberhand über das Priesterthum behalten, und die Ansichten denen man hierüber am Byzantinischen Hofe immer getreu blieb, würden auch ohne Glaubenszwist eine Trennung von der Lateinischen Kirche nothwendig herbeigeführt haben, denn die Kaiser verfuhren in kirchlichen Dingen und besonders in Ein- und Absetzung der Geistlichkeit, vom Patriarchen bis zum letzten Kirchendiener, mit der größten Willkür und ließen sich durch keine Kirchengesetze die Hände binden. Die Kirche blieb im morgenländischen Reiche immer nur eine Dienerinn des Staats. In den blühenden Zeiten des morgenländischen Reichs zählte es fünf Patriarchen, denen folgender Rang angewiesen war. 1) Der Patriarch von Rom, 2) der von Constantinopel, 3) der von Alexandrien, 4) der von Antiochien, und 5) der von Jerusalem. Dem von Constantinopel, der später der einzige blieb, waren

in seinem Sprengel 84 Bisthümer und 41 Erzbisthümer unterworfen.

Basil II., der im Jahr 1025 gestorben war, hatte sich niemals verehelicht; aber sein Bruder Constantin hinterließ bei seinem im Jahr 1028 erfolgten Tode drei Töchter, Eudoxia, welche schon frühe in ein Kloster gegangen war, Zoe und Theodora. Die letztere war nicht zur Heirath zu bewegen und nahm in der Folge auch den Schleier. Zoe hingegen hatte drei Tage vor dem Tode ihres Vaters im 48. Jahre ihres Alters dem Romanus Argyrus, einem edlen Patricier, den man fast mit Gewalt von einer geliebten Gattinn trennen mußte, ihre Hand gegeben. Dieser folgte seinem verstorbenen Schwiegervater nach, aber ihre Ehe war unglücklich. Trotz ihren heißen Wünschen erhielten sie keine Kinder, und Zoe, die sich, ob mit oder ohne Vorwissen ihres Gemahls ist nicht ganz ausgemacht, allerlei Ausschweifungen überließ, soll ihn endlich nach fünf Jahren erstickt oder vergiftet haben. Zoe wurde für das an ihrem Gemahl Romanus begangene Verbrechen einigermaßen dadurch bestraft, daß sie in ihrem Günstling Michael dem Paphlagonier, einem Kammerdiener ihres ersten Mannes, statt eines liebenswürdigen und kräftigen Liebhabers einen halbwahnsinnigen und mit der fallenden Sucht behafteten Schwächling fand, der sie auf den Rath seines ihn völlig beherrschenden Bruders, des Verschnittenen Johann, in strengem Gewahrsam hielt. Michael bereute sein Vergehen. In seiner Regierung war er mäßig und gerecht. Das äußere Ansehen des Reichs behauptete er mit Würde. Von der Wassersucht ergriffen und beinahe schon sterbend, demüthigte er noch die empörten Bulgaren, und nach einer Herrschaft von etwas mehr als sieben Jahren, starb er, nachdem er kurz vor seinem Tode allen weltlichen Dingen entsagt hatte, in einem Kloster (J. 1041). Mit Einwirkung seines Bruders Johann, hatte er die Kaiserinn Zoe veranlaßt seinen Neffen Michael Calaphates zum Sohne anzunehmen, der ihm unter dem Namen Michael V. folgte. Michael V. blieb nur kurze Zeit auf dem Throne und zeichnete sich in derselben nur durch die schnöde Undankbarkeit aus, womit er seine Wohlthäter, seinen Oheim Jo=

hannes und die Kaiserinn, behandelte, welche letztere er endlich zwang den Schleier zu nehmen. Von seinen Verwandten ließ er sogar viele entmannen. Aber das Volk vergaß jetzt über dem traurigen Schicksale der Enkelinn so vieler Kaiser ihrer frühern Verirrungen. Zoe wurde in einem festlichen Zuge wieder nach der Hauptstadt gebracht. Der undankbare Emporkömmling hingegen entthront und geblendet (J. 1042). Bei diesem Anlasse wurde auch Theodora wieder aus ihrem Kloster hervorgeholt und mit ihrer Schwester Zoe zu gleicher Macht erhoben. Etwa zwei Monate herrschten die beiden Weiber allein und niemand sträubte sich das Scepter in weiblichen Händen zu sehen. Aber Zoe fand ihre Rechnung besser dabei, sich noch einmal zu verheirathen und bereits im Juni 1042 erhielt Constantin X. mit dem Beinamen Monomachus die Krone mit ihrer Hand. Ihm war es gestattet neben seiner rechtmäßigen Gattinn, der Kaiserinn, auch seiner Geliebten, der schönen Sclerena, beinahe denselben Rang anzuweisen und selbst öffentlich mit beiden Frauen zu erscheinen. Die Kaiserinn duldete es und die Begriffe über die Heiligkeit des ehelichen Bundes waren so schwankend geworden, daß die öffentliche Meinung nicht dawider auftrat. Constantins Regierung dauerte zwölf Jahre lang, und im Anfang derselben wagten die Russen eine Unternehmung auf Constantinopel, die keine bedeutende Folgen hatte. Im Morgenlande waren seine Waffen nicht glücklich. Seine Verschwendung brachte dem Staate großen Schaden. Die Kaiserinn Zoe war schon vor ihm gestorben. Wider seinen Willen wurde nach seinem Tode seine Schwägerinn Theodora als Herrscherinn anerkannt (J. 1054). Die kurze Zeit ihrer Regierung war eine der glücklichsten für das Reich, welches während derselben weder von äußern noch innern Feinden getrübt wurde. Aber Theodora starb ungeachtet aller Weissagungen der Mönche und Schmeichler schon im Jahr 1056, nachdem man sie in ihren letzten Tagen zur Ernennung des Greises Michael VI. oder des Stratioten zu bewegen gewußt hatte. Michael VI. suchte vergebens die Anmaßungen des Heeres zurückzudrängen. Die Unvorsichtigkeit mit welcher er seine Abneigung gegen den Kriegerstand

zeigte, mußte ihm verderblich werden. Michael konnte ungeachtet seiner vielen trefflichen Eigenschaften und der Zuneigung des Volkes den Thron nicht behaupten. Vielmehr wurde Isaak Comnenus, einer von den misvergnügten Feldherren, schon im Jahr 1057 nach einem glücklichen Kampfe wider die Getreuen des Kaisers von dem Heere mit dem Purpur bekleidet.

Isaak Comnenus stammte aus einem Hause, welches seinen Ursprung von Rom ableitete, aber seit langen Zeiten schon in die Gegend der Küsten des schwarzen Meeres verpflanzt worden war. Sein Vater Manuel hatte im Kriege und in wichtigen Unterhandlungen dem Kaiser Basil II. große Dienste geleistet. Isaak gehörte wegen seiner Einsicht, seiner Entschlossenheit und Standhaftigkeit zu den vorzüglichen Fürsten, welche den Byzantinischen Thron zierten, obgleich die rücksichtslose Schnelligkeit und Strenge, mit der er verfuhr, wenn er Misbräuche abstellen oder andere wichtige Absichten erreichen wollte, ihm den Haß vieler Mächtiger zuzog, deren Vortheil durch seine Eingriffe beeinträchtigt wurde. Leider herrschte er aber nur zwei Jahre, in denen er gegen die Ungern glücklicher als gegen die Petschenegen Krieg führte. Nach Verlauf dieser Zeit bewogen ihn Ursachen, die nicht völlig bekannt sind, die aber seine Gegner allerlei innern Vorwürfen zuschreiben, den Purpur mit der Mönchskutte zu vertauschen (J. 1059) und sein Leben in einem Kloster zu endigen. Die bestimmte Weigerung seines Bruders Johann, eines Vaters von fünf Söhnen, die Krone anzunehmen, bewog den Entsagenden sie dem Constantin Ducas, einem ihm in geistiger Hinsicht völlig unähnlichen Fürsten, zuzuwenden. Constantin XI. fehlte es keineswegs an guten Eigenschaften, aber seiner Frömmigkeit, seiner Mäßigung und Milde hing eine bedauernswürdige Schwäche an, die eine Erschlaffung in allen Sehnen der Staatsverwaltung zur Folge hatte. Auch seine übertriebene Sparsamkeit und seine Parteilichkeit entsprangen aus dieser Quelle. Die Vernachlässigung des Kriegswesens wurde durch Einfälle der Uzen, Petschenegen und Tataren bestraft, von denen die bedrängten Unterthanen des morgenländischen Reichs mehr durch glückliche Zufälle, Stürme,

Krankheiten u. s. w. als durch die Kraft des Kaisers befreit wurden. Constantin XI. starb im Mai 1067. Bei seinem Tode glaubte er seinen Söhnen die Nachfolge hinlänglich versichert zu haben, indem er seiner Gattinn ein feierliches schriftliches Versprechen abnahm, sich nicht wieder zu vermählen, und die Vormundschaft mit strenger Treue gegen ihre Söhne, Michael, Andronikus und Constantin, zu führen. Aber schon wenige Monate nach seinem Absterben, als alle Länder des Reichs feindlich bedroht waren, und die Umstände mit gebieterischem Drange einen kräftigen Herrscher zu verlangen schienen, heirathete Eudocia, ihrem Versprechen zuwider, den Romanus Diogenes, den sie kurz vorher, beinahe vom Blutgerüste weg, an die Spitze des Heeres gesetzt hatte, theils aus Staatsklugheit theils aus Liebe. Allein so wie die Kaiserinn die Hoffnungen ihres sterbenden ersten Gemahls getäuscht hatte, so wurde sie selbst in den ihrigen durch den Ehrgeiz des zweiten betrogen. Der Einfluß in die Staatsgeschäfte, den sie verlangen zu können glaubte, wurde ihm unerträglich, so daß er, um sich von demselben zu befreien, einen Krieg wider die Türken unternahm. Der erste Feldzug lief glücklich ab, aber der zweite endigte sich damit, daß der Kaiser selbst in die Hände des Sultans Alp-Arslan fiel. Von dem Sieger aufs großmüthigste behandelt, und nach wenigen Tagen schon wieder entlassen, wollte er in sein Reich zurückkehren, fand aber daselbst nichts als Feinde. Man hatte indessen die Söhne des Constantin Ducas wieder auf den Thron gesetzt und Romanus Diogenes, der das Unglück hatte in ihre Hände zu fallen, wurde den feierlichsten von der Geistlichkeit bekräftigten Versprechungen zuwider aufs grausamste geblendet, so daß er kurz darauf an den Folgen starb. Von den drei Söhnen des Constantin Ducas, welche jetzt die kaiserliche Würde erhielten, Michael VII., Andronikus I. und Constantin XII., herrschte nur der erstere im eigentlichen Sinne, die andern hatten nur den höchsten Rang ohne wirkliche mit demselben verbundene Gewalt inne. Aber niemand war zum Herrscher weniger geeignet als Kaiser Michael, der allen Geschäften abgeneigt, seine Zeit mit philosophischen und rhetorischen Untersuchungen

unter der Leitung des berühmten Psellus vertändelte, ohne es selbst in diesen Wissenschaften zu einer gründlichen Gelehrsamkeit zu bringen. Unter seiner Regierung wurde das Reich durch Einfälle der Slavischen Völker heimgesucht und auch mitunter durch innere Unruhen getrübt. Auf einmal erklärten zwei kühne Bewerber Nicephorus Bryennius und Nicephorus Brotoniates ihre Absichten auf den Thron. Michael wußte den beiden Feldherren keine kräftigen Maßregeln entgegenzusetzen und als sie sich der Hauptstadt näherten, ergriff er die Mönchskutte (J. 1078), nachdem er das Scepter während sechs Jahren und sieben Monaten getragen hatte. Statt der Kaiserkrone erhielt er die Würde eines Erzbischofs von Ephesus. Bryennius glaubte seinem Nebenbuhler durch Schnelligkeit zuvorzukommen, aber Brotoniates überwand seinen Gegner durch Vorsicht und Mäßigung; jener verlor die Augen, dieser errang den Thron. Brotoniates suchte sich in der Gunst des Volkes zu befestigen, indem er den Schuldnern des Staats ihre rückständigen Zahlungen schenkte, und dieses gelang ihm eine Zeitlang. Mit dem vorzüglichsten Vertrauen beehrte er den Alexius Comnenus, den dritten Sohn jenes Johann Comnenus, der sich weigerte seinem Bruder Isaak auf dem Throne zu folgen. Comnenus diente seinem Herrn bei mehrern Anlässen von Unruhen im Innern des Reichs mit ausgezeichneter Treue; als man ihm aber Mistrauen zeigte, schwang er selbst das Panner des Aufruhrs, und Nicephorus konnte einem schlimmern Schicksal nur durch Ergreifung der Kutte entgehen (J. 1081).

Alexius erhielt die Krone als Preis der wohlüberlegten und folgerechten Gewandtheit seines Betragens und diese Schlauheit und Verstellung, der er sein Glück verdankte, herrschte sein ganzes Leben hindurch in allen seinen Entwürfen und Handlungen vor. Die Seljukischen Türken hatten seinen letzten Vorgängern den größten Theil von Kleinasien entrissen und ein Sultan herrschte von Nicäa aus über das sogenannte Römische Königreich. Die steigende Seemacht dieser Fürsten bedrohte den Kaiser sogar in seiner Burg zu Constantinopel. In Italien hatten die tapfern Normänner die Griechen aus dem letzten Ueber=

reste ihrer Besitzungen geworfen. Aber Roberts Eroberungsgeist konnte sich nicht mit der Italischen Herrschaft begnügen. Jene Griechen, deren Schwäche er in Italien erprobt hatte, schienen ihm eine leichte Beute. Zweimal trugen ihn seine Schiffe nach Griechenland; die Einnahme der übrigens wohl vertheidigten Stadt Durazzo war die Folge einer gewonnenen Feldschlacht und nur der Tod, der den Helden mitten in seiner zweiten Unternehmung überraschte, konnte den Griechischen Kaiser von einem Gegner befreien, den er selbst mit Hülfe des Deutschen Königs Heinrich und des Freistaats Venedig nicht zu bezwingen vermochte. Der Ungestüm mit welchem er angegriffen wurde, hatte ihn gezwungen den Türken einen vortheilhaften Frieden zu gewähren, um wenigstens von dieser Seite her gesichert zu bleiben. Der erste Kreuzzug, bei dem sich die Gewandtheit des Kaisers Alexius in Behandlung der äußern Staatsverhältnisse und seine Schlauheit in einem auffallenden Lichte zeigte, verschaffte den Griechen wieder Vortheile über die Türken. Alexius wußte von diesen Unternehmungen für sich den größten Nutzen zu ziehen und dasjenige was für die Unabhängigkeit des Reichs bedenklich seyn mochte, mit unendlicher Kunst abzuwenden. Dem großen Zwecke der Kreuzfahrer blieben die Griechen völlig fremd, aber der glückliche Erfolg des ersten Kreuzzugs gab ihrem geschwächten Staate neue Kraft. Alexius wußte seine Staaten vor den Ausschweifungen der rohen Krieger zu bewahren und als sie siegreich Kleinasien durchzogen und den Seljukischen Sultan von Nicäa nach Iconium verdrängten, kamen diese Länder von neuem unter die Herrschaft des Hofes von Byzanz. Ja, Alexius wußte die übermüthigen Abendländer sogar dahin zu bringen, daß sie sich dazu verstanden, ihm für alle ihre Eroberungen in Asien zu huldigen, und von der Rache Boemunds, der das ganze Abendland wider ihn zu bewaffnen drohte, befreite ihn dessen Tod. Wider die nordischen, Slavischen, Ungrischen und Tatarischen Völker focht er mit abwechselndem Glücke. Doch war das Ende dieser Kämpfe für Griechenland eher günstig. Im übrigen gab sich Alexius während seiner ganzen Regierung immer sehr leicht der Weiberherrschaft hin. In jüngern Jah=

ren hatte seine Mutter, in spätern Zeiten seine Gattinn Irene den unbeschränktesten Einfluß auf ihn geübt. Der Kaiser und die Kaiserinn schützten die Wissenschaften und liebten den Umgang gebildeter Männer, aber dem Geiste der Zeit gemäß erweckten Glaubensstreitigkeiten die größte Theilnahme. Die strengen Vorschriften der Hofsitte und das Titularwesen wurde unter Alexius wo möglich noch weiter ausgebildet. Besonders veranlaßten ihn die Umstände unter denen er den Thron bestieg, das eitle Titelgepränge noch weiter zu treiben. Mehrere deren Ansprüche wenigstens ebenso gültig, wo nicht gültiger als die seinigen waren, mußten durch eine desto glänzendere Außenseite für die Macht entschädigt werden, die sie ihm überlassen hatten. Isaak, sein Bruder, erhielt die Würde eines Sebastokrators, so viel als Augustus imperator im Lateinischen, und von seinen zwei jüngern Brüdern wurde Adrian Protosebastus (Primus Augustus), und Nicephorus Augustus, und Drongarius der Flotte seine beiden Schwäger, endlich den Melissenus Nicephorus und Michael Taronites nannte er Panhypersebastos (omnium augustissimi) und dieses überladene nichts sagende Wortgepränge wurde später als Hofsitte beibehalten. Alexius starb nach einer Herrschaft von 37 Jahren an einer schweren Krankheit, als er sich eben zu einer Unternehmung wider die nördlichen Feinde des Reichs rüstete, und steht er auch als Mensch und als Fürst im edlern Sinne nicht sehr hoch, so kann ihm doch unter den damaligen Umständen eine Stelle unter den vorzüglichern Herrschern des morgenländischen Reichs nicht abgesprochen werden. Alexius hinterließ zwei Söhne, Johann der ihm folgte (J. 1118) und Isaak. Aber die Kaiserinn strebte seit langer Zeit darnach, die Krone ihrer geliebten Tochter Anna und ihrem Schwiegersohne Bryennius, einem Sohne des geblendeten Nebenbuhlers des Brotoniates, zuzuwenden, denn so wie die Tochter, so stand auch der Schwiegersohn sehr hoch in ihrer Gunst. Indessen waren weder der sterbende Alexius noch die Großen des Reichs diesem Vorhaben günstig, und Johannes sah sich im Besitze der Herrschaft, ehe seine Gegner ihre Pläne ins Werk zu setzen vermochten. Zwar konnte sich die lebhafte,

geistreiche, der Nachwelt als merkwürdige Geschichtschreiberinn ihres Vaters bekannte Anna Comnena nicht so leicht in ihren Verlust finden, und suchte noch einmal selbst wider den Willen ihres Gemahls den Thron auf dem verbrecherischen Wege einer Verschwörung. Aber auch diesmal schirmte die Vorsehung denjenigen, welcher eine der edelsten Zierden eines so oft beschimpften Thrones werden sollte. Johann gehört zu den vorzüglichsten Herrschern, die das Schicksal je auf den Thron von Byzanz gesetzt hatte. Mit den liebenswürdigsten Tugenden des Menschen vereinigte er die ausgezeichnetesten Gaben des Herrschers, und dieses ward so allgemein anerkannt, daß Johann, was in den damaligen Zeiten beinahe ein Wunder war, nach der Verschwörung seiner Schwester, die er mit der größten Milde behandelte, während einer 25jährigen Regierung keine einzige mehr zu bestrafen hatte, da hingegen sein Vater in einem fort solche Unternehmungen bekämpfen mußte. Einer der vornehmsten Zwecke seines Strebens war die Wiederherstellung besserer Sitten durch Mäßigung des Prachtaufwandes und das treffliche Beispiel eines streng tugendhaften Wandels. Ihm schien es christlich gut und für die Sittenentwilderung des durch den häufigen Anblick grausamer Hinrichtungen immer roher gewordenen Volkes vortheilhaft die Todesstrafe abzuschaffen, und er hatte es nicht zu bereuen. Vielmehr setzte ihn die vortreffliche Staatsverwaltung der er die innere Ruhe und Kraft seines Reiches verdankte, in den Stand, die Feinde des Reichs mit Vortheil zu bekämpfen. Perser, Türken, Petschenegen und Ungern fühlten sein siegreiches Schwert. Aber als er die Lateiner aus Syrien vertreiben und dieses Land wieder mit dem Reiche vereinigen wollte, überraschte ihn, in der Gegend von Antiochien, der Tod, da er sich unglücklicher Weise auf der Bärenjagd mit einem seiner vergifteten Pfeile verwundet hatte. Johannes Sohn und Nachfolger Manuel, dessen Unternehmungen das ganze nördliche Asien, einen Theil von Africa und das südöstliche Europa erschütterten, mag in Hinsicht seines kriegerischen Sinnes dem Vater, in Betreff seiner übrigen Eigenschaften und Denkungsart hingegen mehr dem Großvater Alexius verglichen zu werden verdienen.

Sein rastlos thätiger Geist wurde von unbezähmtem Ehrgeiz angefacht, an persönlicher Tapferkeit und körperlicher Kraft soll er nach dem Zeugniß der Griechen alle seine Zeitgenossen übertroffen haben und zu Erreichung seiner mannigfaltigen Entwürfe wußte er jedes Mittel aufzubieten, seinen Gesinnungen jeden Ausdruck und seiner Handlungsweise jede Gestalt zu geben, die zum Zwecke führen konnte. Manuel wurde als der jüngere Sohn des Johannes dennoch seinem ältern Bruder Isaak vorgezogen, weil Isaaks Jähzorn und Schwäche seinem Vater einen schlimmen Herrscher zu versprechen schienen. Sein ganzes Leben brachte Manuel Comnenus bis auf die letzten Jahre seiner Regierung in weitläufigen Kriegen und Unternehmungen zu; allein der kühne Fürst besaß eher den Muth eines gemeinen Kriegers als die Einsicht eines Feldherrn und deshalb gehörten die Feldzüge, in denen er selbst an der Spitze des Heeres focht, nicht immer zu den glücklichsten. In Europa führte er mit den Ungern, Serviern, Sicilianern und Venetianern schwere Kriege, deren endlicher Erfolg für keine Partei von großer Bedeutung war. Bei seinem Kampfe in Italien, den sein trefflicher Feldherr Palälogus eine Zeitlang mit großem Glücke führte, schwebte dem Griechischen Kaiser nichts Geringeres im Sinne, als der Riesenentwurf, die Deutschen über die Alpen zu treiben, um die morgenländische und abendländische Krone wieder auf seinem Haupte zu vereinigen. König Roger von Sicilien hatte den Kampf durch die Eroberung von Corfu und einen glücklichen Einfall in das eigentliche Griechenland begonnen. Aber Manuel hatte sich durch Vertreibung des Feindes aus seinen Gränzen den Namen eines Alexander oder Hercules seiner Zeit erworben, und den Schauplatz des Kampfes nach Apulien und Calabrien verlegt. Eine Zeitlang schien das Glück die kühnsten Hoffnungen Manuels begünstigen zu wollen, denn die Entzweiung Friedrich des Rothbarts mit dem Papst, und der Kampf der Lombardischen Städte wider jenen, hatte alle Gegner der Deutschen der Griechischen Sache geneigt gemacht. Aber ein unglückliches Zerwürfniß mit Venedig lähmte den Griechischen Einfluß in Italien völlig und vereitelte alle Entwürfe des ehr=

geizigen Kaisers, der sich mit einer scheinbaren Oberlehensherrschaft über die Besitzungen des Sicilianischen Hauses begnügen mußte. Die Kreuzfahrer behandelte Manuel ganz nach dem Beispiele seines Großvaters Alexius, d. h. er gab ihnen öffentlich hie und da gute Worte, und legte ihnen im Grunde alle mögliche Hindernisse in den Weg, wobei er nicht nur das Wohl seiner von diesen Durchzügen aufs äußerste belästigten Völker, sondern auch seine eigenen von den Kreuzfahrern beeinträchtigten Vergrößerungsplane in Asien im Auge hatte. Seine langen Kämpfe mit den Ungern, denen er mit seinem Hause verwandte Herrscher aufdringen wollte, hatten für niemand große Folgen. An der Ungern Standhaftigkeit und Freisinn scheiterten alle seine Versuche. Nach so viel mislungenen Vergrößerungsplanen in Europa, scheint endlich Manuel sein Auge vielmehr auf Asien gerichtet zu haben. Aber auf einem Feldzuge nach Persien erlitt der graue und doch noch mit jugendlicher Unvorsichtigkeit vorrückende Feldherr die entsetzlichste kriegerische Demüthigung. Nur des Perserkönigs Großmuth und billiger Gesinnung verdankte Manuel einen früher mit Uebermuth verschmähten Frieden und vermittelst desselben seine eigene Rettung und die der schwachen Ueberreste des Heeres. Die übrigen Folgen seines Unglücks machte er durch Staatskünste gut, mit welchen er die Persische Großmuth eben nicht auf die edelste Weise vergalt, und daß er bis an das Ende des Lebens seine großen Absichten nicht aufgab, beweisen seine Streitigkeiten mit der Geistlichkeit seines Reichs über die Verwünschung des Muhamedanischen Gottes. Denn so wie er der Vereinigung beider Römischen Kaiserkronen wohl die Unabhängigkeit der Griechischen Kirche geopfert haben würde, so leuchtet auch hier die Absicht hervor, sich durch Mäßigung im Urtheil über ihren Glauben die Saracenen geneigter zu machen. Diese Ansicht, welche man edel, großartig und menschenfreundlich nennen könnte, wenn sie nicht dem Ehrgeiz ihren Ursprung verdankte, mag ihm auch über andere Verhältnisse manches harte Urtheil von der Geistlichkeit zugezogen haben, welches er nicht verdiente. Indessen scheint er auch durch verbotene Zuneigung zu seiner Nichte Theo-

angeblich vom Kaiser ausgegebenen Briefen der Insel Cypern bemächtigt.

Isaak Angelus, dem die Gunst des Volkes die Krone geschenkt hatte, zeichnete sich weder durch die auffallenden Fehler noch durch die guten Eigenschaften seines Vorgängers aus. Denn so wie viele Ausschweifungen und Vergehen des Andronikus in dem Uebermaße der Regsamkeit seines Geistes ihren Ursprung hatten, so war hingegen sein Nachfolger in die verächtlichste Schlaffheit versunken, und alle aus derselben entspringenden Laster füllten die Zeit seines Lebens aus. Die Gunst des Volkes und ein wider die Sicilianer geführter glücklicher Krieg verbreiteten über den Anfang der Regierung Isaaks einen gewissen Glanz, der ihn selbst über die Lage des Reichs und seine eigenen Fähigkeiten verblendete. Aber die im Jahr 1186 ausgebrochene Empörung der Bulgaren und Wlachen endigte die Täuschung, und die vielen Unglücksfälle dieses Kriegs durch welchen der Staat in seinem Innersten erschüttert, und die Hauptstadt selbst vom Feinde bedroht ward, zeigten die Schwäche des Kaisers in ihrer ganzen Blöße. Peter und Asan, zwei Brüder, schwangen das Panner der Unabhängigkeit, die Tapferkeit und Staatskunst des Fürsten Johannes gründete ein neues Bulgarisches Reich, welches er schlau genug vom Papste zu Lehen empfing, im Norden des Hämus, so daß die Griechischen Besitzungen in Europa jetzt ungefähr auf das natürliche Griechenland beschränkt wurden. Dem Kaiser Friedrich dem Rothbart suchte Isaak durch allerlei Hinterlist beizukommen, vermochte aber gegen die Tapferkeit des kaiserlichen Kreuzfahrers nichts auszurichten. Als er zehn Jahre hindurch in einem unglücklichen Kriege und den zwecklosesten Verschwendungen die Kräfte des Reichs geschwächt hatte, entriß ihm sein ehrgeiziger und thätigerer Bruder Alexius das Reich (J. 1195) und beraubte ihn nach Griechischer Sitte des Lichts. Wundersam genug schonte Alexius, der sonst ein Verbrechen, wodurch er an Sicherheit gewann, nicht scheute, seines Neffen, des jungen Alexius, dem es nach einiger Zeit gelang nach Italien zu entfliehen. Zu Venedig fand der Flüchtling die Blüthe der abendländischen

Ritterschaft versammelt; denn Fulko von Neuilly hatte den vierten Kreuzzug gepredigt und die Venetianer hatten sich gegen Bezahlung bedeutender Summen anheischig gemacht die Kreuzesschaaren auf ihren Flotten über das Meer zu schaffen. Aber da die Krieger das Geld nicht zusammenbringen konnten, so hatte man einstweilen den Feldzug mit Unterwerfung empörter Venetianischer Städte in Dalmatien begonnen. Unter diesen Umständen war das Anerbieten des jungen Alexius, der die Unterstützung der Kreuzfahrer mit vielem Golde und andern ihr Unternehmen begünstigenden Vortheilen, ja selbst mit Unterwerfung unter den päpstlichen Stuhl lohnen wollte, allen willkommen; denn Constantinopel war auf dem Wege nach dem gelobten Lande, und mochte in vieler Hinsicht als der Schlüssel desselben betrachtet werden. Man ging mit dem jungen Ansprecher des Byzantinischen Thrones eine Verbündung ein und das Heer brach von Zara nach Constantinopel auf. An der Spitze desselben waren von Venetianischer Seite, der Doge Dandolo, ein blinder Greis, aber darum unter allen Führern nicht weniger ausgezeichnet an Muth und Einsicht, von Fränkischer Seite, Markgraf Bonifaz von Montferrat, die Grafen Balduin und Heinrich von Flandern, die Grafen von Blois und St. Paul u. s. w. Der Aufbruch fand im April 1203 statt und im Juni war man vor Constantinopel. Unterwegs hatte man ohne Mühe mehrere Griechische Inseln und andere Theile des Griechischen Gebiets eingenommen, denn die Anwesenheit des jungen Alexius beim Lateinischen Heere bot der Feigheit einen erwünschten Vorwand dar, die Waffen niederzulegen. Beim Anblick der Fortschritte der Verbündeten verlor der Kaiser Alexius beinahe alles Vertrauen zu sich selbst und seinem Volke. Vergebens setzte sich sein tapferer Schwiegersohn Theodor Lascaris an die Spitze der Wäragischen, d. h. Englischen und Dänischen Leibwache; vergebens brachte die Ueberzahl der Griechischen Truppen die Belagerer bei gefährlichen Ausfällen ins größte Gedränge. Der Thronräuber entfloh in der Nacht mit einem Schatze von 10,000 Pfund Goldes und ließ alles im Stich um für sich selbst einen sichern Zufluchtsort in Thracien

zu finden. Nach seiner Flucht blieb den treulosen Griechischen Großen nichts übrig als mit verstellter Gesinnung den blinden Isaak wieder aus dem Kerker zu holen und durch seine Erhebung auf den Thron die Wuth der Lateiner abzuwenden. Dieses geschah, Isaak und Alexius wurden wieder eingesetzt, und der Erstere mußte die von dem Letztern eingegangenen Verpflichtungen mit seinem kaiserlichen Worte bekräftigen. Dennoch herrschte ein schwerer Zwang in dieser Verbindung. Denn die Kaiser befanden sich in der schwierigen Lage jedes durch fremde Waffen eingesetzten Fürsten, ohne Liebe und Achtung ihres Volks, ohne Zutrauen ihrer Beschützer. Besonders lagen der Vereinigung mit der Römischen Kirche beinahe unübersteigbare Hindernisse im Wege. Indessen hatte man den Franken und Venetianern ihre Wohnungen in der Stadt angewiesen und besonders den Letztern sehr wichtige Handelsvortheile eingeräumt. Die Kaiser sahen mit großer Angst dem Augenblicke des Abzugs der Lateinischen Truppen entgegen. Mit einer schweren Summe erkauften sie die Unterstützung derselben und ihren verlängerten Aufenthalt. Der Markgraf von Montferrat zog mit dem jungen Alexius und einem Theile des Heeres in Griechenland umher, alle Theile dieses Landes zu unterwerfen, während Balduins starker Arm die Hauptstadt hütete. Aber alle diese Anstrengungen vermochten nichts wider die Abneigung der Griechen. Die Spannung zwischen beiden Völkern wurde immer größer und brach am Ende in laute Empörung von Seiten der Griechen aus. Man verlangte vom Senat einen würdigern Fürsten, und ein gewisser Niklaus Canalis wurde zum Kaiser ausgerufen. Allein dieser unschuldige Jüngling war nur ein Werkzeug in den Händen des Alexius Dukas mit dem Beinamen Murzuflos, der vermittelst einer abscheulichen Treulosigkeit sich des Alexius Angelus bemächtigte, der ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, und den betrogenen Jüngling, nachdem er sich selbst die Krone aufgesetzt, erst vergiften, und als das Gift nicht schnell genug wirkte, erdrosseln ließ (J. 1204). Isaak starb bald nach seinem Sohne. Der neue Gewalthaber suchte zu unterhandeln, aber die verlangte Unterwerfung unter den Papst machte der Unter=

handlung ein schnelles Ende. Ueberhaupt zeigte sich Murzuflos der zwar auf unedle Weise erlangten Krone nicht völlig unwürdig. Die Stadt wurde von neuem belagert, aber viel besser vertheidigt als zum erstenmal. Mit einer eisernen Keule besuchte der Kaiser die gefährlichsten Plätze und gab das erste Beispiel der Wachsamkeit und Tapferkeit. Allein es gelang ihm nicht die feigen Griechen zu ähnlichem Widerstand zu begeistern. Nach dreimonatlicher Belagerung wagten die Lateiner endlich den Sturm, und nach einem mehrtägigen Angriff wurden die Griechen dahingebracht, um Gnade zu bitten, nachdem Murzuflos, der die Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes einsah, und von den Lateinern eine schlimme Behandlung erwartend, sich heimlich auf einem Kahne aus der Stadt entfernt hatte. Auf diese Weise ward Constantinopel zum zweiten Male die Beute der Lateiner, und da man diesmal keinen rechtmäßigen Ansprecher der Krone mitbrachte, so wurde das Reich als Eroberung betrachtet, und unter die glücklichen Sieger vertheilt. Im übrigen litt Constantinopel alles Ungemach einer im Sturm eroberten Stadt. Trotz dem besten Willen der Heerführer gute Ordnung zu erhalten, verloren viele Männer das Leben, viele Frauen und Jungfrauen die Ehre, und neben den häufigen Unglücksfällen, die den Menschen begegneten, gingen eine Menge Schätze der Wissenschaften und Kunst im allgemeinen Gedränge zu Grunde.

III. Capitel.

Das lateinische Kaiserthum.

Schon vor der Eroberung der Hauptstadt des Griechischen Reichs waren die Verbündeten in einem besondern Vertrage, zu folgender Theilung übereingekommen, welche nach dem Falle von Constantinopel wirklich vorgenommen wurde. Es sollte nämlich der neue morgenländische Kaiser von zwölf Wahlfürsten je sechs aus einem Volke erwählt werden. Bei ungleichen Stimmen sollte die Mehrheit, bei gleichen das Loos die Wahl desselben entscheiden. Dasjenige von den beiden Völkern, aus dessen Mitte der Kaiser nicht genommen ward, sollte den Patriarchen geben. Jenem hingegen, dem Kaiser, kam von dem Griechischen Reiche, wie man es damals fand, ein vierter Theil zu. Von den übrigen drei Viertheilen sollte die eine Hälfte dem Freistaat Venedig, die andere dem Fränkischen Heere übergeben werden, doch so, daß mit Ausnahme des Doge jeder Besitzer eines Grundeigenthums dem Kaiser als höchstem Oberhaupte die Lehenspflicht schuldig war. Zudem sollten die Kreuzesschaaren noch ein Jahr zur Unterwerfung des übrigen Griechenlandes anwenden. Die sechs Fränkischen Wahlfürsten waren alle Geistliche, die Venetianischen gehörten zu den angesehensten Staatsbeamten. Viele Augen waren auf den Helden Dandolo gerichtet, aber seine Mitbürger erklärten sich, sey es aus Staatsklugheit, sey es aus Eifersucht, dagegen, und nachdem man eine Weile zwischen dem Markgrafen von Montferrat und dem Grafen Balduin gezaudert hatte, wurde endlich einhellig Graf Balduin von Flandern und Hennegau zum Kaiser des Morgenlandes erwählt, und mit den purpurfarbenen Halbstiefeln bekleidet. Eben diese Zierde erhielt auch der Doge Dandolo, der zum

Despoten von Romanien ernannt wurde. Aber die Venetianer fanden bald, daß es der Macht und Festigkeit ihres Gemeinwesens viel zuträglicher sey, wenn der Staat auf diese Besitzungen, deren Behauptung für ihn mit unendlichen Kosten verbunden war, Verzicht leiste, und seinen mächtigern Bürgern die Beschwerden und Vortheile derselben zugleich überlasse. So erhielt das Haus der Sanuti das Herzogthum Naxos, welches den größten Theil des Archipelagus in sich faßte. Von dem Markgrafen von Montferrat kaufte Venedig die Insel Creta um 10,000 Mark und dieser Fürst vertauschte die mit der königlichen Würde erhaltenen Länder jenseits des Hellesponts gegen das viel bequemer gelegene Königreich Thessalonich oder Macedonien. Alle Griechischen Länder wurden auf diese Weise unter die Eroberer vertheilt und das bisher nach den Grundsätzen morgenländischer Zwangsherrschaft verwaltete Reich fand sich auf einmal in eine Menge kleiner Besitzungen zersplittert, die nur durch den äußerst lockern Verband der abendländischen Lehensverfassung zusammengehalten wurde. Ehe die Eroberung vollendet ward, litt Griechenland unendlich in dem Kriege —, und als endlich das Vaterland der Hellenen gänzlich in den Händen der Sieger war, konnte es unter der Bedrückung einer Menge von abendländischen Herren nicht von neuem in einen blühenden Zustand gebracht werden.

Die kurze Regierung Balduins konnte nach einer so gänzlichen Staatsumwälzung unmöglich ruhig seyn. Die Griechen hatten sich mit äußerstem Widerwillen unter das Joch der Lateiner gebeugt, und sobald sich eine Gelegenheit darbot, schwangen sie die Fackel des Aufruhrs. Zwar geriethen die beiden letzten Besitzer der kaiserlichen Krone bald darauf in die Hände ihrer Feinde, und Murzuflos wurde nach einer gerichtlichen Untersuchung von der Höhe eines Thurmes herabgestürzt, Alexius hingegen büßte die Entthronung und Blendung seines Bruders viel milder mit Gefangenschaft. Aber Theodor Laskaris, des Alexius tapferer Schwiegersohn, hatte sich nach Anatolien gerettet und sich daselbst erst mit dem angenommenen Namen eines Despoten, dann eines Kaisers an die Spitze eines unabhängigen

Heeres gesetzt. Nicea war der Hauptsitz seiner Regierung, und die Türken seine Bundsgenossen. Viel weiter längs der südöstlichen Küste des schwarzen Meeres gründete Alexius Comnen, ein Enkel des letzten Andronikus, die Herrschaft von Trapezunt. Die Kaiser aus dem Hause Angelus hatten ihm Trapezunt als Statthalter oder Herzog überlassen. Der Fall seiner Herren machte ihn unabhängig. Endlich eroberte sich in Griechenland selbst Michael, ein wilder Sprößling des Hauses Angelus, von Durazzo aus, ein ansehnliches Fürstenthum in Epirus, Aetolien und Thessalien mit der Benennung eins Despoten. Die angesehensten Griechen flohen, als sie sich überzeugten, daß sie in der Heimath unter der Lateinischen Herrschaft weder Ehre noch Ansehen mehr zu erwarten hatten, in jene Länder. Die übrigen verbanden sich heimlich mit Johannes, dem Haupte der empörten Bulgaren und Wlachen. Eine Menge Lateiner wurden unversehens ermordet und Johannes drang an der Spitze seiner Wlachen und Bulgaren, deren Zahl er durch 14,000 Cumaner verstärkt hatte, über den Hämus. Ihm zog Balduin entgegen, ehe er seine Streitkräfte hinlänglich gesammelt hatte, und büßte seine ritterliche Unbesonnenheit mit einer schweren Niederlage seiner Völker und seiner eigenen Gefangenschaft, in welcher er wahrscheinlich durch die Grausamkeit des Johannes einen sehr traurigen Tod fand (J. 1205). Dies war das Ende Kaiser Balduins I., der in jeder Rücksicht als ein Muster aller ritterlichen Tugenden seiner Zeit gelten konnte.

Der alte Doge und der Feldherr des Kaisers, der als Geschichtschreiber berühmte Marschall von Champagne und Romanien, Gottfried von Ville Hardouin hätten Balduins unbesonnenen Schlachteifer getadelt und nach dem Unglück seines Fürsten trat Gottfried einen von jedem erfahrnen Krieger als meisterhaft anerkannten Rückzug an. Balduins Bruder Heinrich hingegen übernahm die Herrschaft erst als Reichsverweser und erst nach einem Jahre, als man sich von dem Tode des Kaisers überzeugt hatte, als sein Nachfolger im Reich. Heinrich war der schwierigen Lage, in welche ihn das Schicksal gesetzt hatte, ziemlich gewachsen. Die Umstände besserten sich, und

Heinrich sah sich im Stande mit dem Nachfolger des Johannes so wie mit den Fürsten von Epirus und Nicea einen vortheilhaften Frieden zu schließen. Dies wilde Verfahren der Bulgaren nach dem Siege über Balduin, ihre Verwüstungen in Griechenland und die Wegführung so vieler Einwohner über die Donau hatte die Griechen ihrer Sache entfremdet und sie den Lateinern geneigter gemacht, und da ihnen Heinrich in diesem Augenblicke ganz zu rechter Zeit großmüthige Verzeihung und Schutz gewährte, so wurden sie durch ein engeres Band an den Staat geknüpft. Heinrich starb, wie Einige glauben an von den Griechen erhaltenem Gift, in der Vertheidigung von Thessalonich nach einer eilfjährigen Regierung (J. 1217). Unterdessen hatte auch Theodor Laskaris seinem Gebiete von Nicäa aus größere Ausdehnung gegeben und daselbst den Grund zu einem Griechischen Kaiserthum gelegt, welches mit dem Lateinischen wetteiferte und dasselbe nach einer kurzen Zeit endlich wieder über den Haufen stürzte.

Mit dem Tode Kaiser Heinrichs war der Mannsstamm des Hauses Flandern erloschen, und die Großen des morgenländischen Reiches hatten Peter von Courtenay, Grafen von Auxerre, einen Prinzen vom königl. Französischen Geblüte und Gemahl der Jolantha, einer Schwester der beiden Flandrischen Kaiser, auf den Thron gesetzt. Aber Peter hatte nur das Schicksal eines verunglückten Abenteurers. In Frankreich mußte er seine schönen Besitzungen verpfänden, um sich zur Reise und Besitznahme von Constantinopel auszurüsten. Die Venetianer versprachen ihn über das Adriatische Meer und seine Frau und Kinder bis in die Burg von Constantinopel zu bringen, wenn er dem Despoten von Epirus, Theodor, dem anerkannten natürlichen Bruder und Erben Michaels, die Stadt Durazzo wieder abnähme. Nach einem vergeblichen Sturm hob Peter die Belagerung auf, und suchte nun zu Lande von Durazzo nach Thessalonich zu kommen. Allein in den Gebirgen von Epirus fiel er nebst seinem Heere von Allem abgeschnitten in Theodors Hände (J. 1219), und endigte sein Leben in trauriger Gefangenschaft, ohne daß Zeit und Art seines Todes genau bekannt wären. Die

Ungewißheit seines Schicksals verzögerte gegen zwei Jahre die Wahl eines Nachfolgers. Da sein ältester Sohn Philipp lieber eine Markgrafschaft ungestört beherrschte, als sich auf den unsichern Kaiserthron zu setzen, so kam die Krone seinem Bruder Robert zu, dessen Herrschaft eine Reihe von traurigen Ereignissen für das Lateinische Reich darbietet. Die siegreichen Schaaren Theodors von Epirus drangen nach Eroberung des Königreichs Thessalonich bis Adrianopel vor und die glänzenden Fortschritte des Siegers berechtigten ihn zur Annahme des Kaisertitels, während in Asien der Ueberrest der noch von Constantinopel abhängigen Länder von Johann Dukas Bataces, dem Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris, abgerissen wurden. Der schwache Robert hatte weder Muth gegen seine äußern Feinde noch Kraft im Innern des Reichs. Eine verunglückte Liebesgeschichte, bei der die grausame Wuth seines Nebenbuhlers in der Hauptstadt beinahe allgemeinen Beifall erhielt, veranlaßte den Kaiser Robert in Rom Hülfe zu suchen, woselbst er vom Papste wieder nach seinem Reiche zurückgeschickt, aus Kummer starb. Mittlerweile hatte Johann Dukas Bataces vorzüglich mit Hülfe Lateinischer Söldner sein Gebiet vergrößert, und dem Lande über welches er gebot, durch Verbesserung des Ackerbaus viel höhern Werth gegeben. Mit jedem Tage wurden die Kaiser von Nicea gefährlichere Nebenbuhler; dem jungen Balduin, einem nach Peters Unglück gebornen Sohne desselben, eine kräftigere Stütze zu geben, übertrug man dem gewesenen König von Jerusalem Johann von Brienne nebst der Vormundschaft des jungen Fürsten die lebenslängliche Kaiserwürde, und der Greis machte sich des Vertrauens der Lateinischen Großen durch die bei der Vertheidigung von Constantinopel verrichteten beinahe wundervollen Heldenthaten in vollem Maße würdig. Aber sein Tod war für seinen Zögling Balduin II. ein großes Unglück. Ihm hatte der tapfere Vormund keine Heldenseele einhauchen können. Er mußte als Kaiser gleich einem Bettler an den Europäischen Höfen herumirren, um von der oft übellaunigen Gnade der Fürsten mäßige Summen zu erbitten, die dennoch sein Geldbedürfniß nicht erfüllten. Ver-

gebens suchte er sich durch Bündnisse mit Türken und Cumanern zu stützen. Vergebens verpfändete er den Venetianern seinen eigenen Sohn. Nichts konnte den unvermeidlichen Umsturz des Lateinischen Thrones mehr abwenden. Denn ihm stand als Gegner Johann Dukas Vataces gegenüber, die edelste männliche Kraft der lebenslänglichen kindlichen Schwäche. Den Waffen des Griechischen Kaisers von Nicea unterwarfen sich Epirus und Thessalonich und die Lateinische Schattenherrschaft war bald beinahe auf die Hauptstadt allein beschränkt. Allein Johann Dukas starb (J. 1255) und der Bulgarische Krieg und die wilden Leidenschaften seines Sohns und Nachfolgers Theodor Laskaris II. verlängerten das Leben des Lateinischen Staatskörpers noch um wenige Jahre. Erst als Theodors Sohn, der unmündige Johann, in dem mit jeglicher Eigenschaft, die menschliche Größe begründen kann, ausgerüsteten Michael aus dem alten und seit Jahrhunderten in Griechenland geschichtlich berühmten Geschlechte der Paläologen einen sich selbst aufdringenden, aber für die kräftige Leitung der Angelegenheiten des Reichs trefflichen Vormund und Throngenossen erhielt (J. 1259), erfüllte sich das Schicksal. Im zweiten Jahre dieser Herrschaft eroberte der zum Cäsar erhobene Feldherr Alexius Strategopulus mit einer kleinen Schaar Constantinopel durch Ueberrumplung. Der Lateinische Kaiser entfloh nebst den Vornehmsten seines Volkes auf Venetianischen Schiffen erst nach Euböa und dann nach Italien, wo er den Ueberrest seines Lebens von päpstlichen und Sicilianischen Almosen unterstützt, mit vergeblichen Aufforderungen an alle Europäischen Höfe, wie vormals als Bettler dahinschleppte. Der Lateinische Thron zu Constantinopel hingegen war durch dieses Ereigniß für immer umgestürzt.

IV. Capitel.

Von der Wiederherstellung des Griechischen Kaiserthums zu Constantinopel bis auf die Festsetzung der Türken in Europa. 1261 — 1355.

Schon 21 Tage nach der Wiedereroberung der alten Hauptstadt hielt der ungeduldige Herrscher seinen feierlichen Einzug. Aber Erstaunen und Wehmuth bemächtigte sich der Sieger beim Anblick der durch Vernachlässigung und die gewaltsamen Ereignisse der letzten Zeiten verwüsteten Gebäude und verödeten Straßen. Die Enkel der vertriebenen Großen wurden in die Paläste ihrer Väter wieder eingesetzt, und vom offenen Lande eine zahlreiche Bevölkerung in die Mauern berufen, um den auffallenden Abgang zu ersetzen. Gegen die Lateiner, welche nicht entflohen waren, verfuhr man mit großer Mäßigung, und mit besonderer Aufmerksamkeit suchte Michael die Handelsniederlassungen der Italischen Seestädte in der Hauptstadt zu fesseln, ja ihnen wurden bald eigene Bezirke der Stadt zur Ansiedlung eingeräumt. Indessen war es dem ehrgeizigen Sinne Michaels unmöglich, so glänzende Herrschaft zu theilen. Das lange verschobene Verbrechen wurde ausgeführt und der sechzehnjährige Mitkaiser Johann mußte seine besser berechtigte Geburt mit dem Verluste seiner Augen büßen. Kräftiger als man es von so verdorbenen Zeiten erwarten durfte, zeigte die Geistlichkeit ihren Abscheu vor der Schandthat, und ihren Antheil an dem traurigen Schicksale des Knaben. Der Zwangsherrscher wurde aus der Gemeinschaft der Gläubigen gestoßen, und wenn ihm gleich der weltliche Stab nicht entrissen werden konnte, so mußte er sich doch unglaubliche Demüthigung gefallen lassen, um die Kirche zu versöhnen. Indessen hatte Michael nichts desto weniger

seinen Zweck erreicht, und um die kaiserliche Würde in seinem Hause desto gewisser fest zu halten, nahm er, wie die ältesten Könige von Frankreich des Capetinischen Stammes, seinen Sohn Andronikus noch bei seinem Leben zum Mitherrscher an. Seine Feldherren entrissen den Lateinern Lesbos, Chios und Rhodos nebst andern Inseln des Archipelagus und auf Morea Sparta nebst dem Küstenlande von Argos und Napoli bis an das Vorgebirge Tänaros. Aber in Asien wurden die schönsten Länder des Reichs den Einfällen der Türken preisgegeben. Indessen waren Balduins Bemühungen die katholischen Fürsten zu thätiger Hülfe zu bewegen, nicht ohne Erfolg geblieben und Michael glaubte nur durch Anerkennung der päpstlichen Gewalt das Ungewitter, welches ihm vom Abendlande her drohte, beschwören zu können. Der Kaiser bot alles auf, die Sache durchzusetzen; allein ob es gleich zu einer feierlichen Kirchenversammlung zu Lyon kam, so vermochte er doch weder durch List noch durch Gewalt es bis zur wirklichen Unterwerfung zu bringen. Dem päpstlichen Botschafter wurden vier Fürsten des kaiserlichen Hauses in Ketten gezeigt und ungeachtet dieser Mittel vermochte die päpstliche Sache dennoch nicht obzusiegen und Michael trug keinen andern Lohn von seinen Bemühungen, als daß er am Ende seines Lebens im Banne des Papstes und der Griechischen Kirche stand und nach seinem Tode seinem Körper selbst von seinem eigenen Sohne die Ehre einer christlichen Begräbniß versagt ward. Glücklicher war der Stifter des neuen Kaiserhauses in seinen Unternehmungen wider König Karl von Neapel, der die Sache Balduins oder die seines Sohnes Philipp mit Nachdruck unterstützen wollte, denn durch Veranstaltung der Sicilianischen Vesper wurde die Kraft dieses Fürsten völlig gelähmt. Michael starb im Jahr 1282 in doppeltem Kirchenbann, und ohne daß ihn sein Sohn hätte begraben lassen dürfen.

Viele schätzbare Eigenschaften seines Sohnes, Mitherrschers und Nachfolgers Andronikus mit dem Beinamen des ältern waren durch einen Aberglauben verdunkelt, dessen nahe und traurige Folgen sich in seiner langen Regierung durch äußere und innere Zerrüttung des Reichs mannigfaltig bewährten. Die

Wahl eines Patriarchen wurde selbst für die weltlichen Angelegenheiten des Staats wichtiger als sie es je gewesen war. Die Geistlichkeit suchte auf alle erdenkliche Weise das Gewissen des leichtgläubigen Herrschers zu ängstigen, damit sie aus seiner Bekümmerniß um sein ewiges Heil Vortheil für ihr zeitliches ziehen möchte. Neben den Zwisten der Geistlichkeit wurde das Reich auch durch Mishelligkeit im kaiserlichen Hause zerrüttet. Andronikus hatte nach dem Beispiele seines Vaters seinen Sohn Michael zum Mitherrscher genommen; aber Michael starb früh und aller Augen waren auf dessen Sohn den jüngern Andronikus, den anerkannten Erben des Reichs, gerichtet, der indessen die Vorliebe seines Großvaters durch die schmählichsten Ausschweifungen verscherzte, die sich nur ein verzogener und durch frühe Schmeichelei irre geführter Thronerbe zu Schulden kommen lassen mag. Als aber der durch seinen verwerflichen Wandel beleidigte Großvater Ernst gebrauchen und den sogar des Brudermords schuldigen Enkel dem Ausspruche eines Gerichts unterwerfen wollte, entfloh dieser mit Hülfe einiger Freunde und unter andern des nachmaligen Kaisers Johann Cantacuzen und sammelte ein Heer um sich. Die Folge der zwischen beiden Fürsten ausgebrochenen bürgerlichen Kriege war erst die erzwungene Anerkennung des jüngern Andronikus als Mitherrscher, dann endlich die Entsagung des ältern (J. 1328), den man zuletzt in die Mönchskutte nöthigte, wo er bald nach seinem Unglück in Hoffnung einer bessern Zukunft starb (J. 1332). Eine der schwersten Plagen des Reichs während der Herrschaft des ältern Andronikus waren die Unordnungen der sogenannten Catalonier, eines Haufens zusammengelaufener Söldner aus verschiedenen Völkern, hauptsächlich Arragonische Unterthanen und Genueser, welche nach Beendigung des Sicilianischen Kriegs, eines ruhigen Lebens ungewohnt, in Griechische Dienste traten und eine Zeitlang gegen die Türken in Asien Vortheil errangen, endlich aber durch ihr ungeregeltes Herumschweifen, Plündern und Aussaugen der Länder, welche sie besetzt hielten, viel größern Schaden brachten, als man je von ihren glänzendsten Siegen Nutzen gezogen hatte. Noch kurz vor der Entsagung des ältern

Andronikus eroberten die Türken mit Prusa den Schlüssel zu den Byzantinischen Besatzungen in Kleinasien. Glücklicherweise war der Tatarische Strom, der sich am Ende des dreizehnten und im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts so furchtbar und verderblich über das nordöstliche Europa ergoß, durch verschiedene Umstände von dem Griechischen Reiche und dessen Hauptstadt abgelenkt, da dieses sonst kaum einem Stoße widerstanden haben würde, der viel kräftigere Staaten beinahe im ersten Zusammentreffen zu Boden geworfen hatte.

Zwar erreichte auf diese Weise der jüngere Andronikus das Ziel seines ehrgeizigen Strebens, aber dieses Ziel wurde für ihn und sein Volk vielmehr eine Quelle bittern Schmerzes und herber Trauer als eine Ursache zur Zufriedenheit und ein Grund zur Wohlfahrt. Andronikus brachte die Laster seiner Jugend auf den Thron, und die Kräfte seines Geistes entsprachen keinesweges dem Drange seines Ehrgeizes. Seinen Vergnügungen hingegeben, hatte er nicht Zeit auf die Regierungsgeschäfte zu achten, und dem gänzlichen Verfalle der innern Staatsverwaltung wurde von ihm nicht Einhalt gethan. Eben so wenig konnte er die Fortschritte der Türken hemmen, ob er sich ihnen gleich persönlich zum Kampfe entgegenstellte. Geschlagen und verwundet mußte er Asien wieder verlassen und mit Nicea, der Nebenbuhlerinn Constantinopels, gerieth nach und nach ganz Bithynien in die Hände der Türken. Mit den nordischen Nachbarn des Reichs, mit den Serviern und Bulgaren, konnte man sich so ziemlich auf demselben Fuße behaupten. Im nördlichen Thracien waren einige Gränzstädte abwechselnd von Griechen und Bulgaren besetzt; hingegen wurden durch die Tapferkeit Cantacuzens, seines Feldherrn, die Insel Lesbos und das Fürstenthum Aetolien wieder erobert. Andronikus aber hatte sich durch jugendliche Ausschweifungen das Leben so sehr abgekürzt, daß er in einem Alter von nicht mehr als 45 Jahren beinahe als ein Greis starb.

Von seiner zweiten Gemahlinn, einer Fürstinn von Savoyen, hinterließ der jüngere Andronikus einen neunjährigen Sohn mit Namen Johann, dessen Vormundschaft übertrug er in seinem letzten Willen nebst der obersten Reichsverweserschaft

seinem Feldherrn und Freunde Johann Cantacuzen, der ihn einst in jüngern Jahren vor dem Zorne seines Großvaters gerettet hatte. Cantacuzen schildert uns selbst in seinem geschichtlichen Buche die Treue und den Eifer womit er seinem Amte vorgestanden. Aber sey es aus gewöhnlichem Ehrgeiz oder gekränkter Eigenliebe, oder endlich aus gerechtem oder ungerechtem Argwohn gegen den Reichsverweser, bald sah er eine höchst gefährliche Verschwörung gegen ihn zwischen der verwitweten Kaiserinn Anna von Savoyen, die ein natürlicheres Recht auf die Vormundschaft ihres Sohnes zu haben glaubte, dem Großherzog oder Befehlshaber der Flotte Apocaucus, den er selbst emporgehoben hatte, und dem Patriarchen Johann von Apri entstehen. Diese Verschwörung brach bald in einen offenen Kampf aus. Seine Freunde wurden entsetzt und verfolgt, seine alte Mutter in einen Kerker geworfen, er selbst seines bedeutenden Vermögens beraubt, und als Hochverräther und Feind des Vaterlandes erklärt. Unter diesen Umständen floh er nach Demotika, einer befestigten Stadt seiner eigenen Botmäßigkeit, schwang daselbst das Panner des Aufruhrs und ließ sich mit den kaiserlichen Zeichen bekleiden. Der Bürgerkrieg den dieser Entschluß zur Folge hatte, gehörte zu den verderblichsten für das gemeinsame Vaterland. Er wurde lange und mit Erbitterung gefochten und von beiden Seiten abwechselnd des Reichs gefährlichste Nachbarn und natürliche Feinde, die Bulgaren, Servier und Türken, zu Hülfe gerufen, die zu diesem Kampfe gerne erschienen, und den dabei errungenen Vortheil, auch wenn die ihnen befreundete Partei gesiegt hatte, nicht wieder räumten. Insonderheit war Cantacuzen mit den Türken in enge Verhältnisse getreten, denn ihn vereinten die Bande jugendlicher Freundschaft mit dem edeln Amir, dem Herrscher von Jonien, von dem er sich in Zeiten der Bedrängniß, der thätigsten Hülfe zu erfreuen hatte. Nach dem Tode des Apocaucus erhielt Cantacuzen das Uebergewicht und durch Verrath des neuen Großherzogs bemächtigte er sich sogar der Hauptstadt. Ungeachtet seiner über das Haus des Andronikus errungenen Vortheile, vergaß der Sieger doch nicht, daß er der Freundschaft und dem Vertrauen jenes

Kaisers seine gegenwärtige Größe dankte. Johann Paläologus blieb im Besitze seines Erbrechts und wurde zum Mitherrscher angenommen. Seine Heirath mit der Tochter Cantacuzens sollte das Verhältniß zwischen beiden befestigen. Indessen konnte sich der Letztere ebenfalls nicht schmeicheln, ruhig im Besitz eines eroberten und durch die bedrängte Lage des Reichs an sich selbst so unsichern Thrones zu bleiben. Gleich im Anfange seiner Herrschaft hatte er einen schweren Kampf mit den in der Vorstadt Pera oder Galata angesiedelten Genuesern, welche Reichthum und überhandnehmende Macht zur See zum übermüthigsten Betragen gegen die auf allen Seiten geschwächten Byzantiner verleitete. Bei dem Mangel an eigenen Schiffen nahm der Hof von Byzanz seine Zuflucht zu einer Verbindung mit Genua's mächtiger Nebenbuhlerinn Venedig. Aber dieses letztere war im Kampfe zur See unglücklich und Cantacuzen sah sich genöthiget mit den Siegern einen höchst demüthigenden Vertrag einzugehen, in welchem die Venetianer und ihre Bundesgenossen die Catalonier auf immer vom Byzantinischen Handel ausgeschlossen und dieser allein den Genuesern zum ungestörtesten Genusse überlassen werden sollte. Eben so wenig konnte sich der Kaiser eines vollständigen Sieges über seine innern Feinde erfreuen. Denn als der junge Johann Paläologus dem männlichen Alter näher kam, stand er mit Widerwillen in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem, den der natürliche Gang der Dinge zu seinem Unterthanen bestimmt zu haben schien. Auf einem Zuge wider die Servier sah man die beiden Fürsten noch in guter Eintracht. Aber bald darauf ließ sich Johann durch schlimme Rathgeber verleiten, mit dem Kral von Servien einen besondern Vertrag einzugehen und den Bürgerkrieg von neuem zu beginnen. Indessen war das Glück Anfangs dem Jünglinge keineswegs günstig. Mit Hülfe der Türken behielt Cantacuzen die Oberhand und der junge Kaiser mußte auf Tenedos unter den Lateinern eine Zuflucht suchen, und von da aus zusehen, wie der Sieger seinen eigenen Sohn Matheus zum Reichsgehülfen und Nachfolger erhob. Allein dieser letztere Schritt, der die Herrschaft in seinem Hause befestigen sollte, hatte für Can-

tacuzen keine günstigen Folgen. Die Anhänglichkeit an das Haus der Paläologen erwachte wieder. Mit Hülfe eines Genuesischen Edelmanns, der mit 2500 Bewaffneten eindrang, wurde in der Hauptstadt eine Umwälzung bewirkt. Cantacuzen selbst war endlich froh die unruhige und immer zweifelhafte Herrschaft mit der Mönchskutte zu vertauschen, und unter dem Namen Joasaph auf dem Berge Athos über die Vergänglichkeit menschlicher Größe nachzudenken.

Das wichtigste Ereigniß unter Cantacuzens Herrschaft war die Festsetzung der Türken in Europa. Denn dieser Fürst, der erst durch seinen Freund Amir in nähere Verhältnisse mit den Türken gekommen war, hatte sich, um seiner Herrschaft eine festere Stütze zu geben, sogar durch die nächsten Bande des Bluts mit ihnen verbunden. Die schöne Kaiserstochter Theodora wurde ohne Widerspruch von Seiten der Griechischen Geistlichkeit dem Sultan Orchan angetraut, mit dem Bedinge, daß sie im Harem zu Prusa den Glauben ihrer Väter bewahren sollte. In seinem letzten Kampfe mit Johann Paläologus hatte der Kaiser die mächtigen Bundsgenossen wieder zu Hülfe gerufen. Sie schützten ihn zwar nicht gegen das den rechtmäßigen Erben des Reichs zurückbegehrende Volk; aber sie bemächtigten sich bei dieser Gelegenheit theils durch List, theils durch Gewalt vieler Griechischen Städte und Burgen, und der Umstand, daß der Gegner ihres Schützlings die Krone erwarb, bot einen natürlichen Vorwand dar, das Eroberte, welches ihnen die Schwäche der Griechen doch nicht wieder entreißen konnte, zu behalten. Von da an hatten sie in Europa festen Fuß gefaßt und ihre Macht gewann mit jedem Tage an Ausdehnung und innerer Kraft.

Das Volk, welches, ursprünglich eine unbedeutende, bald hier bald dorthin verschlagene Räuberschaar, zu solcher Macht anwuchs, daß die Unabhängigkeit des Europäischen Staatensystems von ihm gefährdet wurde, war Tatarischen Stammes, und scheint aus den Steppen hergekommen zu seyn, welche sich vom Berge Altai bis an die Kaspische See erstrecken. Seit dem sechsten und siebenten Jahrhundert traten sie in der Ge-

schichte des morgenländischen Reichs auf, und hatten den Kaisern als Bundsgenossen, zum Beispiel wider die Perser, gute Dienste geleistet. Unter diesen Verhältnissen waren sie mit den Schwächen des Reichs bekannt geworden, konnten sie aber erst benutzen, als die Macht der Araber, die sie unter den Islam und unter ihre Heere gezwungen hatten, gesunken war. Da wurde im neunten Jahrhundert das Reich des Gazneviden Mahmud gegründet, dessen siegreiche Waffen bis nach Hindostan drangen, und der im Tempel des Gottes der Hindu das Panner des Propheten schwang, und in Gegenwart der entsetzten Braminen das Bild jenes Gottes zertrümmerte. Noch kräftiger erhob sich im eilften Jahrhundert ein anderer Türkischer Stamm, dessen Herrscher Togrul-Beg, ein Enkel Seljuks, die Stütze des ohnmächtigen Chalifen von Bagdad ward. Sie stürzten jene frühere Herrschaft der Gazneviden und Massud, der Sohn jenes Mahmuds, Herrscher von Transoxiana und Charizim verlor im Kampfe wider sie Krone und Reich. Toguls berühmter Sohn Alp-Arslan, der tapfere Löwe, drang zuerst an der Spitze eines Türkischen Heeres in die Byzantinischen Länder; Armenien und Cappadocien unterwarfen sich, von den Griechen schlecht vertheidigt, seinem Joche. Vergebens suchte sie Romanus Diogenes dem Sieger zu entreißen. Romanus ward dahin gebracht in der Gefangenschaft die Großmuth Alp-Arslans zu preisen, und wenn auch diese dem bezwungenen Feinde nicht neue Besitzungen abdrang, so wurde doch die Herrschaft der Türken über die früher abgerissenen befestigt. Alp-Arslan fiel unter dem Dolch eines Verzweifelnden, und seinem Sohne Malek-Schach war vom Schicksale eine noch glänzendere Laufbahn bestimmt. Seine Schaaren setzten über den Oxus und Jaxartes, sie unterwarfen seiner Herrschaft Turkestan und das Reich Cashgar an den Gränzen von China. Von der Chinesischen Gränze bis an die Berge von Georgien, die Städte Constantinopel und Jerusalem gehorchte Alles den Befehlen dieses Herrschers, der zu Gott gebetet hatte, daß er ihm Krone und Leben nehmen sollte, wenn sein Bruder würdiger sey das Scepter der Moslemin zu führen. Allein nach Maleks Tode zerfiel das unermeßliche

Reich, über dessen Länder nach heftigen Bürgerkriegen zwischen den Söhnen des Alleinherrschers eine Theilung zu Stande kam. Der Hauptstamm des Seljukischen Hauses ließ sich in Persien nieder, ihm sollten die Fürsten von Kernim, Syrien und Roum als Schützlinge unterworfen seyn. Noch während seiner Regierung hatte Malek-Schach einem seiner Vetter, dem tapfern Suleimann, ebenfalls aus dem Stamme Seljuks, erlaubt, an der Spitze eines Heeres sein Glück wider die Griechen zu versuchen und sich daselbst eine eigene Herrschaft zu gründen. Seiner eigenen und seiner Völker Tapferkeit nebst der Zwietracht und Schwäche der Griechen verdankte Suleimann die Eroberung eines weitläufigen Staates in Kleinasien und Syrien. Nicea ward die Hauptstadt desselben, Cilicien, Isaurien, Pamphylien, Lycien, Lycaonien, Pisidien, Cappadocien, Bithynien, Pontus und Syrien seine Länder. Allein mit Hülfe der Kreuzfahrer drängte Alexius Comnen den Türkischen Sultan wieder nach Iconium zurück, und der Ueberrest der Seljukischen Herrschaft in diesen Gegenden wurde völlig geschwächt, als sich die Fürsten dieses Stammes mit den Nachfolgern Dschingischans messen wollten.

Unter den zahlreichen Trümmern des Heeres mit welchem der tapfere aber unglückliche Geladeddin, Herr von Kharism, die Würde des Seljukischen Hauses wieder herzustellen getrachtet hatte, wendete sich eine irrende Türkische Schaar gegen den Euphrat, in welchem der Anführer Suleimann Schach beim Uebersetzen unglücklicher Weise ertrank. Ertogrul, sein Sohn, trat mit seinem Heere in die Dienste Aladins, Sultans von Iconium, und ließ sich mit den Bewohnern von 400 Zelten zu Sogut am Ufer des Flusses Sangara ungefähr 15 Stunden vom schwarzen Meere nieder. Ertogrul baute die größten Hoffnungen auf seinen Sohn Othman, und um die Erfüllung dieser glänzenden Hoffnungen desto sicherer zu machen, hielt er ihn zum Umgange mit weisen Männern an, und ließ ihn in allem unterrichten, dessen Kenntniß ihm zu Gründung einer künftigen Herrschaft nützlich seyn konnte. Von jener Niederlassung seines Volkes aus that Othman häufige Einfälle in das benachbarte

Gebiet der Byzantiner, welches, seitdem nach Vertreibung der Lateiner der Sitz der Regierung wieder in Constantinopel war, weit nachlässiger vertheidiget wurde. Die Unternehmungen der Türken waren meistentheils gut ausgeführt und vom Glücke begünstigt; doch gelang es erst am letzten Abende der Lebenstage des tapfern Othman seinem dem Vater an Heldenmuth und Einsicht ähnlichen Sohne Orchan die Stadt Prusa einzunehmen, welche nun der Sitz der Othmannischen Herrschaft in Bithynien ward. Die Tataren hatten Aladin, den letzten Seljukischen Sultan, und Othmans Wohlthäter, aus Iconium vertrieben und seine Besitzungen waren sieben kleinern Fürsten oder Emirn zu Beute geworden, die sie unter sich theilten, und eine Zeitlang in lauter unabhängigen Herrschaften neben einander bestanden. Selten war eine Zeit zu Verwirklichung großer Eroberungsplane günstiger. Die Vertheilung Kleinasiens in sieben schwächere Fürstenthümer und die innern Zerwürfnisse des Griechischen Reichs während der Regierung des ältern und jüngern Andronikus und des Streites Cantacuzens mit dem Hause der Paläologen schienen die schönsten Länder im Mittelpuncte der bekannten Welt demjenigen als leichte Beute darzubieten, den Glücksumstände und geistige Gaben nur einigermaßen über seine Nebenbuhler erheben mochten. Orchan hatte die glänzenden Eigenschaften und den Ehrgeiz seines Vaters geerbt; an seinem Entschlusse war nicht zu zweifeln. Die wichtigen Städte Nicea und Nicomedien waren seine ersten Eroberungen und seine Mäßigung und Weisheit gewannen ihm nicht nur die Thore und Mauern, sondern selbst die Herzen der Bewohner, deren viele die Beibehaltung ihres Eigenthums in der Heimath unter Orchans Scepter selbst dem Glauben ihrer Väter vorzogen. Cantacuzen glaubte den Sturm zu beschwören, indem er taub gegen das muthmasliche Urtheil seiner christlichen Unterthanen und Zeitgenossen und gegen die Vorwürfe seines eigenen Gewissens seine Tochter Theodora dem häßlichen und schon bejahrten Türkenherrscher zur Gattinn gab. Aber selbst dieses harte Opfer konnte ihn nicht vor neuen Verlusten und Demüthigungen retten. Während des bürgerlichen Kriegs Cantacuzens mit dem

Hause des Paläologus, schickte man gern Türkische Hülfsvölker nach Europa, um sich bald angeblich zu Gunsten der einen, bald zu Gunsten der andern Partei der verlassenen oder schlecht vertheidigten Städte und Burgen zu bemächtigen, aus denen man sich, wenn man sie einmal besetzt hatte, höchstens nur noch durch Entrichtung schwerer Summen wieder herausbringen ließ. Ja die Erniedrigung des Griechischen Hofes erreichte ihren Gipfel, als man den Türken in einem feierlichen Vertrage gestatten mußte, in Constantinopel selbst einen Marktplatz für die in Europa gefangenen Christen zu haben. Hier sah man christliche Männer und Weiber aller Alter und jeden Standes bisweilen aus den angesehensten Geschlechtern Griechenlands in der Hauptstadt ihrer Kaiser von einem fremden Volke halb nackt und gebunden dem Meistbietenden überlassen. Oefters suchten sogar ihre Peiniger durch Peitschenhiebe das Mitleid ihrer Verwandten und Mitbürger desto lebendiger zu erregen, um die Preise ihrer Erlösung desto höher zu steigern. Aber besonders wurde der letzte Kampf Cantacuzens mit dem jungen Johann Paläologus durch den Umstand verderblich, daß Orchans Söhne, Suleiman und Murad, sich bei dieser Gelegenheit in Thracien festsetzten und den Grund zur künftigen Eroberung Griechenlands durch die Türken legten.

V. Capitel.

Von der Festsetzung der Türken in Europa bis zum gänzlichen Untergange des Griechischen Reichs mit der Eroberung von Constantinopel durch dieselben. 1355—1453.

Die Regierung des Johann Paläologus hatte unter höchst bedenklichen Umständen begonnen, und die persönlichen Eigenschaften des Herrschers waren keineswegs geeignet dem Schicksal eine günstigere Wendung abzugewinnen. Seine verdorbene Phantasie kannte keinen andern Schwung als die gesteigerte Weiberliebe, und wenn er sich je den Armen seiner Buhlerinnen entriß, so war es nicht um als geborner Feldherr an der Spitze seiner Krieger den Erbfeind des Reichs zu bekämpfen, sondern entweder diesem Erbfeinde selbst als Söldner oder untergeordneter Bundsgenosse zu dienen, oder wenn er ja etwas gegen die Türken unternehmen wollte, wie einst der Lateinische Kaiser Balduin, zu Rom und an andern fürstlichen Sitzen als Bettler herumzuschweifen und die Würde seiner Krone um die schnödeste Unterstützung preiszugeben. Seit langer Zeit versuchten die Griechischen Kaiser, wenn ihre Lage im Morgenlande verzweifelt schien, durch Rückkehr zur Lateinischen Kirche die Freundschaft und Hülfe der Abendländer zu gewinnen. Aber noch vielmehr als der Stolz des Römischen Oberhaupts, welches sich zur Wiedererwerbung des abgerissenen Zweiges noch gefällig genug bezeigte, hinderte sie die hartnäckige Weigerung ihrer eigenen Völker, deren Hauptursache die Abneigung der hohen Geistlichkeit seyn mochte, sich dem höhern Ansehen einer fremden Behörde zu unterwerfen. Im vierzehnten Jahrhundert hatte der

jüngere Andronikus in dem für die Wiederherstellung der Wissenschaften im Abendlande so wichtigen Mönche Barlaam einen schlauen Unterhändler nach Rom geschickt, um die Sache einzuleiten, daß man von Europa her Unterstützung erhielt, ohne daß die Glaubensanhänglichkeit der Griechen durch zu auffallende Schritte beleidigt wurde. Allein Benedict XII., einer der geistlosesten Fürsten, welche die dreifache Krone trugen, war einer so großen Unternehmung unfähig und die Könige von Frankreich und Neapel zeigten sich zu thätigerm Beistande völlig abgeneigt. Eine Bemühung Cantacuzens bei dem geistreichen Clemens VI. zu Avignon hatte zwar glänzendern Eingang gefunden, aber bei dem bald darauf erfolgten Tode dieses Papstes und der Abdankung des Kaisers keine Folgen gehabt. Dem Johann Paläologus war von seiner Mutter Anna von Savoyen von Jugend auf die größte Hochachtung für den päpstlichen Stuhl eingeflößt worden. Für eine Unterstützung von 15 Ruderschiffen, 500 Mann schwer Bewaffneten und tausend Bogenschützen versprach er dem Papst ihn für immer als geistlichen und weltlichen Oberherrn anzuerkennen. Allein da der Papst die zugesagte Hülfe nicht leisten konnte, blieb der Vertrag ohne Wirkung und den Griechen unbekannt. Als endlich dem schwachen Kaiser Murads Siege Adrianopel und Romanien entrissen hatten, suchte Johann Paläologus durch seine persönliche Gegenwart in Rom, wo er sich die demüthigste Stellung gegen den Papst Urban V. gefallen ließ, bessere Bedingungen und thätigere Unterstützung zu erhalten, und in der That bemühte sich Urban nach Kräften, die christlichen Fürsten zu einem Kreuzzuge wider die Türken zu entflammen. Aber die Zeit schwärmerischer Begeisterung für solche Unternehmungen war vorbei. Die in weit nähere und für sie unendlich wichtigere Kämpfe verwickelten Könige blieben taub gegen seine Ermahnungen. Der Kaiser schickte sich zur Rückkehr in die Heimath an, ohne etwas erlangt zu haben, als ihn in Venedig seine Gläubiger festhielten, bis endlich sein jüngerer Sohn Manuel mit Verkaufung und Verpfändung des größten Theiles seiner eigenen Habe den Vater löste.

Dem Schwächling Johann standen Türkischer Seits die Helden Orchan, Suleiman und Murad entgegen. Zwar starb Suleiman bald nach dem Regierungsantritt Johanns durch einen unglücklichen Sturz vom Pferde, und sein alter Vater Orchan folgte dem zärtlich geliebten Sohne in kurzer Zeit ins Grab. Aber Murad hatte die Kühnheit, die Wißbegierde und den Ehrgeiz seiner Ahnen geerbt, und so konnten die Griechen aus dem Tode der beiden Andern keinen Vortheil ziehen. Murads Herrschaft war eine Reihe von Siegen, deren jeder die Unterjochung Griechenlands mit Riesenschritten beschleunigte. Seine erste Eroberung war die feste Stadt Ankyra; ihr folgten die viel wichtigern von Adrianopolis und Philippopolis, von welchen die erste der neue Hauptsitz des Türkenreichs wurde. Eine Hauptstütze seines Heeres wurden die sogenannten Janitscharen, ein damals trefflich geordnetes Fußvolk, welches den ungeregelten Schaaren seiner Gegner in Allem überlegen war. Einem alten Gebrauche zufolge gehörte der fünfte Theil der Beute dem Herrscher der Gläubigen. Dem zufolge wählte man die schönsten und kräftigsten unter den jungen Christen-Sclaven, um sie Türkisch erzogen, gebildet, und bewaffnet zu einer begeisterten Schaar zu sammeln, die den Namen Jengi-Cheri, neue Krieger, erhielten und denen der Mufti den Segen ertheilte, ihre Haltung möge immer glänzend, ihre Hand siegreich, ihre Klinge scharf seyn, ihre Speere sollen immer die Köpfe ihrer Feinde bedrohen, sie selbst aber aus jeglichem Kampfe mit weißem Gesichte zurückkehren. Während sich der Türkische Eroberer der Griechischen Städte des festen Landes in Thracien und Thessalien bemächtigte, wagte es der Griechische Kaiser nicht, seinem Gegner als offener Feind entgegenzutreten; vielmehr ließ er sich von ihm in dem Verhältnisse eines treuergebenen Bundsgenossen auf die schonungsloseste Weise Gesetze vorschreiben. Nicht nur in seinem Staate, nicht einmal in seinem Hause durfte er ohne Weisung des Sultans verfahren. Auf dessen Befehl mußte er seinen ältesten Sohn, der mit dem ältesten Sohne des Sultans wider beide Väter in eine Verschwörung getreten war, blenden lassen, ja selbst seinen unschuldigen Enkel, ein Kind, opferte

er Murads Unwillen. Nur in der unvollkommenen Vollziehung dieser Strafe wagte man es seinem väterlichen Gefühle Rechnung zu tragen. Die Zerwürfnisse des kaiserlichen Hauses erzeugten gefährliche Unordnungen, man entthronte sich wechselseitig und die Ruhe konnte nur durch Theilung des ohnehin auf einen unbedeutenden Winkel beschränkten Reichs mit dem halbgeblendeten Prinzen hergestellt werden, so daß dem Kaiser von allen ehemaligen morgenländischen Besitzungen Roms beinahe nur die Hauptstadt Constantinopel übrig blieb. Mittlerweile hatten Murads furchtbare Waffen die Macedonier, Albanier, Servier und Bulgaren heimgesucht, und auf allen diesen Zügen jeden Widerstand besiegt. Aber auf dem Schlachtfelde von Cossowa, wo er den Serviern eine furchtbare Niederlage beigebracht und ihren Kral Lazarus gefangen genommen hatte, fand Murad durch die verzweiflungsvolle That eines verwundeten Serviers einen unvermutheten Tod (J. 1389). Ihm war sein Sohn Bajezid zwar an Stolz und Kühnheit, aber nicht so an Großmuth und höherer Einsicht ähnlich. Seine neue Herrschaft begann mit der Hinrichtung des gefangenen Krals Lazarus, und seines eigenen Bruders Jakob Tschelebi, der ihm die Krone streitig machen wollte.

Johann Paläologus folgte seinem Bundsgenossen oder Gegner Murad schon nach zwei Jahren vor den Thron des ewigen Richters, und sein Lieblingssohn Manuel eilte sich durch seine Gegenwart in der Hauptstadt sein Erbe zu versichern; denn es erhoben sich gegen ihn die Ansprüche seines Vetters, des halb geblendeten Prinzen Johann, dessen Hof zu Selymbria war, und der sich mit ziemlich trifftigen Gründen auf das Recht der Erstgeburt stützte. Bajezid mit dem Beinamen Ilderim, der Blitz, hatte seine kriegerische Laufbahn nicht mit Glück begonnen. Einen Feldzug gegen die Moldau hatte er zwar mit glänzen Vortheilen eröffnet, aber Stephan, der Moldauische Fürst, ermannte sich wieder, und überfiel mit einer tapfern Schaar die siegtrunkenen Türken. Die Moldauer eroberten das Türkische Lager und Bajezid selbst entkam mit genauer Noth nach Adrianopel. Dieser Unfall hatte ihn vorsichtiger gemacht und seine klügere Lei-

tung fesselte von da an lange den Sieg an seine Panner. Seinen trefflichen kriegerischen Anstalten verdankte er den glänzenden Ausgang der Schlacht bei Nikopolis, wo er dem König Siegmund von Ungern, in dessen Heere unter Anführung verschiedener Französischer Großer ein zahlreicher Französischer Adel focht, eine fürchterliche Niederlage beibrachte, die wahrscheinlich die Eroberung eines großen Theils des Ungrischen Reichs zur Folge gehabt hätte, wäre für Bajezid die Vergrößerung und Befestigung seiner Besitzungen im Griechischen Reiche nicht wichtiger gewesen. Der Sultan ward eine Zeitlang durch die Vorstellung seines Wessirs, daß der Besitz von Constantinopel ihm die Feindschaft aller christlichen Mächte auf einmal zuziehen würde, von einem ernstlichen Angriffe auf diese Hauptstadt abgehalten. Der Griechische Schattenkaiser kaufte einen zehnjährigen Waffenstillstand mit einer jährlichen Abgabe von 30,000 Goldkronen und der Bewilligung einer Moschee und eines Türkischen Kadis zu Constantinopel. Indessen fand Bajezid bald darauf einen Vorwand den eingegangenen Vertrag zu brechen, indem er sich Johanns, des Fürsten von Selymbria, annahm und die Uebergabe von Constantinopel, in seinem, als des dem Rechte der Erstgeburt nach rechtmäßigen Fürsten, Namen, von Manuel verlangte. Nachdem dieser eine Zeitlang mit Hülfe des Französischen Marschalls Boucicaut die Belagerung ausgehalten, gab er endlich in Betreff Johanns nach, nahm ihn zur Mitherrschaft auf, und begab sich selbst in der Absicht kräftigere Unterstützung zu erlangen nach dem Abendlande. Bajezid hingegen, der durch diese Griechische Staatsveränderung für seinen Hauptzweck nichts gewonnen hatte, fuhr auch unter Johann mit der Belagerung fort, und dieser wäre bald aufs Aeußerste gebracht worden, hätte nicht eine außerordentliche Weltbegebenheit die Türken von Constantinopel abgelenkt und durch augenblickliche gänzliche Lähmung der Türkischen Macht die Fortdauer des Griechischen Kaiserstaates noch um ein halbes Jahrhundert verlängert.

Im Jahr 1370 hatte der unter dem Namen Tamerlan in der Weltgeschichte bekannte Timur den Thron von Zagatai bestiegen. Sein kriegerischer Sinn und ein von Jugend auf rastlos thäti-

ger Geist hatten ihn an der Spitze siegreicher Schaaren beinahe durch ganz Asien geführt und am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts war er auf seinen Gränzen mit der neuen Ottomannischen Macht in Kleinasien in Berührung gekommen. Eine Zeitlang schienen sich die beiden gewaltigen Herrscher vor dem entscheidenden Schlage zu scheuen, der bei einem feindseligen Zusammentreffen nicht zu vermeiden war, und den keiner für sich völlig günstig zu erwarten getraute. Dessenungeachtet war bei der ähnlichen unruhigen, herrschsüchtigen, keinen Nebenbuhler duldenden Gemüthsart beider Fürsten ein ruhiges Nebeneinanderseyn auf längere Zeit unmöglich. Das Gewitter brach los. Bajezid soll mit 400,000, Timurlank mit 800,000 Mann ins Feld gerückt seyn. Am 28. Juli 1402 ward bei Angora die Entscheidungsschlacht gefochten, die nach einem blutigen Tage zum Nachtheile Bajezids ausfiel, der mit seinem Sohne Musa nach einer gänzlichen Niederlage seiner Völker in Mogolische Gefangenschaft gerieth und nach Persischer Erzählung von Timur sehr gütig aufgenommen, nach der weit größern Mehrzahl der gleichzeitigen Geschichtschreiber hingegen in einem eisernen Käfig herumgeführt wurde, in welchem der stolze Fürst sein Leben nach wenigen Monaten kümmerlich beschloß. Der Tag von Angora hatte die Türkische Macht in ihrem Innersten erschüttert, um so mehr als Unsicherheit über die Nachfolge in der Herrschaft eintrat, so daß die getrennten Trümmer der Türkenmacht mit leichter Mühe völlig vernichtet worden wären, hätten sie einen weniger elenden Gegner als den Griechischen Kaiser und unter den christlichen Mächten mehr Einigkeit gefunden. Aber in der Freude über das augenblickliche Verschwinden der Gefahr vergaßen die Erretteten der Zukunft, und ließen die einzige Zeit vorüber, in welcher sie noch dem Schicksal eine bessere Wendung abgewinnen konnten. Manuel hatte mittlerweile in Rom, Paris und London vergebliche Unterhandlungen angeknüpft. Ueberall war er aufs glänzendste empfangen und bewirthet worden, überall hatte er glänzende Hoffnungen und Versprechungen erhalten, aber nirgends zeigte sich eine feste Aussicht thätiger Hülfe. Bei der Nachricht vom Unglücke der Türken kehrte Manuel freudig nach Con-

stantinopel zurück und schickte seinen halbblinden Vetter wieder in die Verbannung nach Lesbos. Ein zehnjähriger Kampf unter den Söhnen Bajezids ließ dem Griechischen Kaiser jetzt Zeit zur Ruhe, hätte er sie besser angewendet, zur That. Von den vier Brüdern Mustapha, Suleiman, Musa und Muhammed, war der älteste in der Schlacht bei Angora umgekommen oder völlig verschwunden, denn man hatte auch unter den Todten seinen entseelten Körper nicht finden können, und mehreremal traten in seinem Namen Männer auf, von denen es niemals mit Bestimmtheit ausgemacht werden konnte, ob sie alle Betrüger oder ob der wirkliche Mustapha auch unter ihnen gewesen sey oder nicht. Der zweite, Suleiman, hatte sich nach dem Unglücke seines Vaters mit dem Schatze aus Prusa geflüchtet und nach Europa gerettet. Nie konnte ihn Timur bewegen, gegen eine Huldigung irgend etwas von ihm anzunehmen. Musa hingegen, der die Gefangenschaft Bajezids getheilt hatte, erhielt von Timur Natolien zu Lehen und wurde deswegen von seinen Landsleuten immer als Tatarenknecht angesehen und verachtet. Muhammed, der jüngste, endlich war als unbedeutender Befehlshaber in Amasia der Aufmerksamkeit der Tataren entgangen und hatte diese kleine Herrschaft mit dem Gebiete von Ancyra und Sinope vergrößert. Muhammed war klug genug den Streitigkeiten seiner ältern Brüder gänzlich fremd zu bleiben, bis sich eine günstige Gelegenheit zeigte, den Musa, der seinen Bruder Suleiman entthront hatte, ebenfalls zu verdrängen, und sich unter dem allgemeinen Beifall seiner Landsleute zum Einzelherrscher zu erheben (J. 1413). Während ihrer innerlichen Kriege hatten sich die Türken alles feindseligen Betragens gegen die Griechen enthalten, und ihnen selbst Thessalonich wieder eingeräumt. Auch Muhammed I. vergaß nach seiner Thronbesteigung nicht, daß er sein Glück der Unterstützung Manuels verdankte, und behandelte diesen stets als seinen Wohlthäter und Vater. Seine siegreichen Waffen wendete er gegen die Wlachen, die ihm zinsbar wurden, und seine übrige Zeit konnte er mit Ausnahme einiger Unruhen die gedämpft werden mußten, zur Ordnung und Befestigung des seit Bajezids Unglück so gewaltig erschütterten

Türkenreichs benutzen. Als aber im Jahr 1421 Murad II. seinem Vater Muhammed auf dem Throne folgte, wurden die freundschaftlichen Verhältnisse beider Reiche zerrissen; denn als sich der Divan weigerte, dem letzten Willen des verstorbenen Sultans zufolge die beiden jüngern Brüder Murads zu ihrer Erziehung an den Hof von Constantinopel zu schicken, beschloß man daselbst einen Gefangenen, der sich Mustapha nannte, und den man bei Muhammeds Leben nie zu entlassen versprochen hatte, frei zu geben, um die furchtbare Türkische Gewalt durch Zwietracht zu brechen. Mustapha fand im Europäischen Theile einen zahlreichen Anhang und Murad sah sich eine Zeitlang auf Asien beschränkt, ja selbst in Gefahr auch da seine Herrschaft zu verlieren, bis es endlich seiner unerschütterlichen Standhaftigkeit und der Treue und Weisheit seines Wessirs Ibrahim gelang, die Türken wieder für seine Sache zu begeistern. Mustapha wurde zur Flucht genöthigt, aber bald eingeholt und in Murads Gegenwart hingerichtet. Nach Beendigung dieses schweren Kampfes rückte Murad, um sich an den Urhebern desselben zu rächen, mit 150,000 Mann vor Constantinopel (J. 1422). Auf beiden Seiten waren die Völker von dem heftigsten Glaubenseifer angefeuert. Aber diesmal widerstand noch die Kraft der Mauern allen Anstrengungen der Belagerer. Murad hatte in Asien einen Aufstand seines jüngern Bruders Mustapha zu dämpfen, und fand, nachdem er ihn überwunden hatte, in der Hinrichtung seiner beiden Brüder das sicherste Mittel ähnlichen Versuchen zuvorzukommen.

Im Jahr 1425 starb der Griechische Kaiser Manuel und hinterließ den Thron, den er schon seit mehrern Jahren mit seinem Sohne Johann getheilt hatte, diesem letztern allein. Johann besaß größere Thätigkeit und kühnern Muth als sein Vater, aber der Drang der Zeit und die Verdorbenheit seines Volks gestatteten ihm nicht, seine Kräfte zur neuen Belebung des beinahe schon gänzlich erstarrten Staatskörpers anzuwenden. Seine Regierung ward beinahe nur durch die vergebliche Bemühung merkwürdig, sich durch das heilige Band der Kircheneinheit dem Abendlande näher anzuschließen. Die nähern Umstände dieses

im Anfange scheinbar gelungenen, dann aber durch das hartnäckige Widerstreben des Bischofs Marcus von Ephesus und des gesammten Griechischen Volks gänzlich gescheiterten Versuches, werden in der Kirchengeschichte erzählt werden. Hier genügt uns zu wissen, daß der Kaiser selbst an der Spitze seiner hohen Geistlichkeit sich während mehr als drei Jahren auf den Kirchenversammlungen zu Ferrara und Florenz aufhielt (J. 1437—1440), und daß in dieser letztern Stadt endlich der Einigungsvertrag zu Stande kam, welcher von den Häuptern beider Parteien feierlich beschworen wurde, daß aber, als es im Griechischen Reiche zur Ausführung kommen sollte, sich wie gewöhnlich ein allgemeiner Widerstand zeigte, und die hohen und niedern Geistlichen, die der Verhandlung von Florenz beigetreten waren, sich nur durch demüthige Unterwerfung unter den Ausspruch der öffentlichen Meinung und den Ausdruck der lebhaftesten Reue dem Haß und der Verachtung ihrer Heerde entziehen konnten. Ungeachtet vom Abendlande aus nun an keine Unterstützung mehr zu denken war, hatte doch Johann Paläologus II. während seiner Regierung wenig von den Türken zu befürchten. Denn einerseits hatte er außer der Hauptstadt wenig mehr zu verlieren, andrerseits fand Murad in Asien und Europa wichtigere Feinde zu bekämpfen, als den Herrn von Constantinopel, der ihm für seine wankende Herrschaft 300,000 Aspern zahlte und außer Stand war ihm irgendwo auf eine bedeutende Weise zu schaden. Die gefährlichsten Gegner Murads waren die Ungern, welche unter der Anführung des tapfern Johann Hunyad die Türken mit großem Verluste von Belgrad zurückgewiesen, und einen sehr vortheilhaften Frieden errungen hatten, in welchem Murad alle seine über die Servier und Bulgaren erkämpften Vortheile zurückgeben mußte. Dieses Misgeschick mag nebst andern bloß aus seinem Glauben herrührenden Gründen den Sultan Murad zum erstenmal bewogen haben dem Throne zu entsagen, um sich nach Magnesia unter Derwische in gottesfürchtige Einsamkeit zu begeben. Wie sich nun der junge König Ladislaus von Ungern und Polen dessenungeachtet von dem Papste durch den Cardinal Julian zu der eben so tollkühnen als treubrüchigen Un-

ternehmung verleiten ließ, welche mit der Niederlage von Varna und des Königs Tode endigte (J. 1444), ist in der Ungrischen Geschichte erzählt. Die Folgen des Sieges würden kaum zu berechnen gewesen seyn, hätte Murad, den die laute Stimme seines Volks bei dem Einfalle der Ungern wieder auf den Thron gerufen hatte, nicht, durch das Bild der Eitelkeit aller weltlichen Dinge, und durch überspannte Glaubenszweifel veranlaßt, das Staatsruder zum zweitenmal aus den Händen gelegt, um es dem Jüngling Muhammed zu vertrauen. Ein Aufruhr der Janitscharen, denen der thatenlose Jüngling noch nicht gewachsen war, zwang ihn jedoch bald seinen einsamen Aufenthalt zu Magnesia wieder zu verlassen und der meuterischen Kriegerschaar ihren alten Herrscher wieder zu zeigen. Diese zu beschäftigen bot sich eine treffliche Gelegenheit dar. Georg Castriota, der Sohn des Johann Castriota, eines Albanesischen Fürsten der sich den Türken unterworfen hatte, am Hofe Murads im Islam auferzogen und wegen seiner Geistesgaben und seiner Tapferkeit einer der Lieblinge des Sultans, hatte auf einmal das Panner des Aufruhrs geschwungen, und sich in der ehemaligen Haupstadt Croja mit Verläugnung des muhammedanischen Glaubens unabhängig erklärt. Castriota, den die Türken Iscanderbeg, den Herrn Alexander, nannten, wußte den Muth und die Ausdauer seines kleinen Volkes und die gebirgigte Lage seines Ländchens mit so viel Einsicht und Unerschrockenheit zu benutzen, daß die Türkischen Heere ihn auf keine Weise bezwingen konnten, sondern daß er vielmehr zu ihren gefährlichsten Feinden und zu den Hauptstützen der Christenheit gerechnet wurde.

Vier Jahre nach der Schlacht von Varna, starb Johann Paläologus II. und hinterließ vier Söhne, Constantin, Demetrius, Thomas und Isidor. Der letzte von ihnen war ein Mönch und von den drei übrigen hielten sich Constantin und Thomas in Morea auf. Demetrius hingegen, der mit der Herrschaft Selymbria ausgestattet ward, befand sich an den Thoren der Hauptstadt und versuchte an der Spitze eines starken Anhangs den Vorzug geltend zu machen, daß er im Purpur, d. h. als sein Vater schon die Krone trug, geboren sey, welches ihm noch ein

näheres und heiligeres Recht zur Nachfolge als die Erstgeburt seinem ältern Bruder Constantin gebe. Allein die Mehrzahl aus allen Ständen und an ihrer Spitze die verwitwete Kaiserinn nebst dem andern Bruder Thomas, der, ohne um den Tod seines Vaters zu wissen, zufälligerweise nach Constantinopel kam, erklärten sich für die Sache des rechtmäßigen Erben, der zu Sparta gekrönt wurde, und im Frühjahr von Morea nach der Hauptstadt segelte. Diese Halbinsel überließ er seinen Brüdern und brachte die nächsten Jahre mit Heirathsunterhandlungen zu, die zur Befestigung des wankenden Staats wenig beitrugen. Indessen hatten auch die Türken ein neues Haupt bekommen. Muhammed II. hatte nämlich durch den Tod seines Vaters Murad, unter dessen Vormundschaft er auf den Wunsch der Großen und der Krieger seines Reichs schon zweimal hatte zurückkehren müssen, endlich die ungestörte Alleinherrschaft erlangt (J. 1451). Muhammed war 21 Jahre alt, als er den Thron der Ottomannen als unabhängiger Herrscher bestieg. Seine Erziehung hatte ihn zur strengsten Musulmännischen Rechtgläubigkeit gebildet, und so oft er mit Ungläubigen umging, wusch er sich die Hände und das Angesicht zur Reinigung nach dem Gesetze. Uebrigens liebte er Wissenschaft und Kunst. Außer seiner Muttersprache waren ihm fünf andere Sprachen, die Arabische, Persische, Chaldäische oder Hebräische, Lateinische und Griechische geläufig oder wenigstens verständlich, in der Erdbeschreibung und Geschichte war er sehr bewandert und seine kriegerischen Anstalten und seine Gewandtheit in der Sterndeuterei sind ein Beweis, daß ihm auch mathematische Kenntnisse nicht fremd waren. Aber seiner Geistesbildung fehlte der innere sittliche Gehalt, der allein sein wildes feuriges Gemüth hätte bezähmen können. Seine Leidenschaften waren fürchterlich, wie sein Zorn, so seine Liebe, und sein Hang zur Ausschweifung mit beiden Geschlechtern achtete keine Rücksicht. Doch spornte ihn am heftigsten und beständigsten der Ehrgeiz, der sein Glück bis zur höchsten Stufe menschlicher Größe emportrieb. In den Feldzügen wider Scanderbeg machte er seine Schule und fühlte sich jetzt eben so kräftig als sein Vater, die Türkischen Völker

zum Siege zu führen. Die Eroberung von Constantinopel, der natürlichen Hauptstadt seiner weiten Länder, war der nächste und heißeste Wunsch seiner thatendürstigen Seele, und die Griechen waren noch unklug genug durch höchst unzeitige Forderungen und Neckereien seine Aufmerksamkeit zu erwecken. Sein erster feindseliger Schritt war die Erbauung einer neuen festen Burg auf der Europäischen Seite des Bosporus in der Nähe von Constantinopel. Die Abgeordneten der Griechen, welche ihm gegen diese Maßregeln die lebhaftesten Vorstellungen machen sollten, empfing er mit Hohn. „Auf seinem Gebiete habe ihm niemand Gesetze vorzuschreiben," so lautete die Antwort, „übrigens sollte man ihn mit keinem der frühern Ottomannen vergleichen, denn seine Entwürfe gingen weit über das Ziel ihrer Wünsche hinaus, eben so weit als seine Thaten über ihre Entwürfe; den gegenwärtigen Abgeordneten sollte freier Abzug gestattet seyn, schickte man ihm aber neue um eines ähnlichen Gegenstandes willen, so würde er sie lebendig schinden lassen." Der Hof von Constantinopel konnte sich über des Sultans Gesinnungen und sein eigenes Schicksal nicht mehr täuschen, obschon der Sultan noch bei dieser Gelegenheit den Gesandten feierlich erklärt hatte, daß er keine Absichten auf Constantinopel habe. Indessen ward die Feste unter Muhammeds eigener Leitung erbaut. Die Türken kamen immer näher, Neckereien und Scharmützel wurden unvermeidlich. Im Juni 1452 brach nun der lange gefürchtete Krieg endlich aus. Doch wurde die Belagerung der Hauptstadt wegen der vielen dazu nöthigen Vorbereitungen bis auf das nächste Frühjahr verschoben. Aber ein Türkisches Heer rückte in Morea ein, um die Brüder des Griechischen Kaisers zu beschäftigen, und vom Entsatze Constantinopels abzuhalten. Der Winter ging unter Hoffnung und Furcht unter beiderseitigen Anstalten zum Angriff und zur Vertheidigung vorüber. Muhammeds Thätigkeit entsprach seinem rastlosen Geiste. Ein Stückgießer, den die Griechen schlecht bezahlten, ging zu den Türken über, und goß ihnen ein ungeheures Stück, dessen Durchmesser 12 Handbreiten gehalten, die Kugel aber 600 Pfund gewogen haben soll und der Knall in einem Umkreise

von mehr als 40 Stunden gehört worden seyn. Zwei Monate wurden gebraucht um das Stück nur 50 Stunden weit zu bringen. Constantin, an Geist und Muth der alten Cäsaren würdig, fand weder bei den abendländischen Fürsten noch bei seinem eigenen Volke Unterstützung, ob er gleich in seiner äußerst bedrängten Lage noch einen Versuch machte die Kirchenvereinigung von Florenz in wirkliche Erfüllung zu bringen. Der Cardinal Isidor von Rußland erschien in der Eigenschaft eines Cardinal-Legaten zu Constantinopel, und am 12. December 1452 genossen beide Parteien das Abendmahl vereint in der Sophienkirche. Aber dem Volke war diese Feierlichkeit ein Gräuel, und der Mönch Gennadius entflammte den Glaubenseifer desselben aufs höchste. Seitdem das Abendmahl nach der Weise der Lateiner in der Sophienkirche genossen worden war, floh man sie als durch heidnische Gräuel besudelt. Und doch war dieses dem Anscheine nach für den Glauben seiner Väter so hoch begeisterte Volk keineswegs geneigt die Sache desselben mit dem Schwerte wider die Türken zu verfechten. Denn als im April 1453 das Türkische Heer endlich vor den Mauern von Constantinopel erschien, und die Belagerung begann, fand der edle Constantin unter einer Bevölkerung von 100,000 Seelen kaum 5000 Männer, welche mit den Waffen in der Hand als freie Leute im Kampfe für Heimath und Herd siegen oder sterben wollten. Zu diesen gesellten sich noch 2000 Genuesen unter Anführung des tapfern Justiniani. Man hatte dem Kaiser angetragen, Constantinopel gegen eine lebenslängliche Herrschaft über Morea den Türken zu übergeben. Constantin verwarf mit edlem Stolz ein Anerbieten, dessen Annahme er für eben so unklug als schimpflich hielt, und die feigen Griechen machten ihm darüber Vorwürfe. Das Türkische Heer vor Constantinopel mochte gegen 250,000 Mann stark seyn, und auf dem Meer waren 320 Segel, von denen aber höchstens etwa achtzehn für eigentliche Kriegsschiffe gelten konnten. Die Genuesische Niederlassung zu Galata nahm keinen Antheil am Kampfe. Aber vier Genuesische Schiffe brachten mit einem kaiserlichen von Chio her Unterstützung und Erfrischung, sie schlugen sich durch die Türki-

sche Flotte hindurch, und fügten dieser letztern im Angesicht des vom furchtbarsten Unwillen gereizten Muhammeds noch großen Schaden zu. Dieses blieb jedoch die letzte und einzige Hülfe, die Constantinopel von den christlichen Seemächten erhielt. Muhammed sah ein, daß die Stadt nur durch einen gleichzeitigen Angriff zur See und zu Lande erobert werden konnte, und da in den gut vertheidigten Hafen zur See nicht einzudringen war, so ließ er endlich mit unsäglicher Mühe und Kosten 80 leichtere Schiffe über drei Stunden weit zu Lande von der Meerenge in den höhern Theil des Hafens auf Rollen hinüberschaffen, wobei ihm die Genuesen von Galata kein Hinderniß in den Weg legten. Dieser Kunstgriff brachte die Griechen in die äußerste Noth und gegen Ende Mai fingen die Türken an Anstalten zum Sturme zu machen, zu welchem Muhammed nach dem Ausspruch der Sterne den 29. Mai bestimmt hatte. Mittlerweile hatte Constantin die Vertheidigung mit äußerstem Muth und Beharrlichkeit geleitet. Die Mauer- und Wallbrüche waren oft mit bewundernswürdiger, dem Feinde unbegreiflicher Geschwindigkeit wiederhergestellt worden und auf jeder gefährlichen Stelle sah man gewöhnlich den Kaiser zuerst. Allein ungeachtet seiner Thätigkeit täuschte sich Constantin doch nicht über den Ausgang des ungleichen Kampfes.

Am Abend des 28. Mai begab sich der Kaiser mit wenigen Begleitern in die Kirche der heiligen Sophia und empfing daselbst unter Thränen und Gebet das heilige Abendmahl. Dann brachte er kurze Zeit in der kaiserlichen Burg zu seiner Erholung zu, bat alle diejenigen, die er beleidigt haben mochte, um Vergebung und bestieg dann sein Pferd, die Wachsamkeit seiner Krieger und die Stellung des Feindes zu besichtigen. Mit Anbruch des Tages begann der Sturm. Der Sultan selbst mit einer eisernen Keule in der Hand, leitete ihn. Die fliehenden Türken hatten im Rücken nur das Beil des Henkers zu erwarten. Der Kampf ward fürchterlich. Die spätern Türkischen Schaaren drangen über die Leichen der frühern vor, welche die Gruben angefüllt hatten. Aber eine Kugel oder ein Pfeil, welche Justinianis Panzerhandschuh durchdrungen, schlugen den Muth die-

ses Kriegers nieder, der, uneingedenk seines frühern Heldensinns, seine Stelle verließ, und durch sein Beispiel eine Menge seiner Landsleute dahinriß. Die Kraft der Griechen fing jetzt an der Menge zu unterliegen. Wälle und Thürme wurden von den Türken erstiegen, und die Griechen in Unordnung von der ungeheuern Mehrzahl zurückgedrängt. Da warf Paläologus den kaiserlichen Mantel fort, und focht noch wie ein Löwe als Gemeiner. Die letzten Worte, die man aus seinem Munde hörte, drückten den Wunsch aus, von der Hand eines Christen zu sterben. Nach Eroberung der Stadt fand man den besserer Zeiten und eines bessern Schicksals würdigen Helden unter einem Haufen von Leichen und erkannte ihn an den gestickten goldenen Adlern, womit seine Schuhe geziert waren. Ihm war für die kurze schöne Zeit seines edeln Waltens ein ehrenvoller Tod zu Theil geworden. Beim Eindringen der Türken hatten sich die Einwohner aller Alter, Geschlechter und Stände so viel möglich nach der Sophienkirche geflüchtet. Von hier sollte nach einer alten Sage ein Engel des Herrn die Türken bis an die Gränzen von Persien zurücktreiben. Allein die Geängsteten hofften vergebens; die Thüren wurden eingeschlagen und die wehrlose Menge war dem Sieger preisgegeben. Muhammed hatte sich nur die Gebäude vorbehalten. Die Einwohner wurden, die Männer mit Stricken, die Weiber mit ihren Schleiern und Gürteln gebunden, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft, Stand und Geschlecht in die Knechtschaft geführt. Die Plünderung dauerte 7 Stunden, von 1 Uhr Morgens bis 8 Uhr, wo endlich Muhammed seinen Einzug hielt, bei der Hauptkirche abstieg und sie sogleich in eine Moschee umwandeln ließ. Schon am folgenden Tage rief der Murzin vom höchsten Thurme herab die Muselmänner zur Andacht. Und als der Sultan von da die öde Burg der Cäsaren besuchte, rief er mit einem Persischen Dichter aus: „Die Spinne spinnt ihr Gewebe in dem kaiserlichen Schlosse, und die Eule singt ihren Wachgesang auf den Thürmen von Efrassiab."

Mit der Hauptstadt des morgenländischen Reichs war das letzte Bollwerk Griechischer, obgleich völlig entarteter, Volks-

thümlichkeit gesunken. Die übrigen Theile des Reichs leisteten mit Ausnahme Albaniens keinen bedeutenden Widerstand, und das neue Volk, dessen Tapferkeit ihm eine Stelle unter den mächtigsten von Europa errungen hatte, gewann eine unbedingte Herrschaft über das alte. Das Unglück dieses letztern war für alle Völker jener Zeit eine traurige Lehre. Die herrlichsten, größten Erinnerungen waren an den Namen und die Sprache der Griechen geknüpft. Rom und Hellas, die Blüthen des Alterthums, hatten sich in demselben vereiniget. Zwar schienen die spätern Abkömmlinge beider Völker auf den Römischen Ursprung größeres Gewicht zu legen. Noch jetzt nannten sie sich Römer. Aber das alte freie, ernste und strenge Rom hatte Griechenlands ersten Fall nicht erlebt, und selbst von dem spätern, war mit Ausnahme des kaiserlichen Titels und der leider nicht mehr sieggewohnten Adler keine Spur mehr vorhanden. Vom alten Hellas war hingegen noch zum Theile die Sprache übrig geblieben. Aber die Byzantinische Griechheit war ein trauriges Gemische der schlimmern Seiten der alten Griechischen Eigenthümlichkeit mit der wunderbaren Geistesrichtung des Mittelalters. Das Volk war entkräftet, ein öffentliches Leben gab es nicht mehr, hatte es im eigentlichen Sinne zu Constantinopel nie gegeben. Ueberhaupt konnte daselbst der Funke eigenthümlicher, selbstständiger Geistesthätigkeit nie mehr entglimmen. Gelehrsamkeit wurde im geistlichen und weltlichen Stande, ja selbst am üppigen Kaiserhofe noch häufig gefunden, aber der Reichthum derselben war todt, sie befriedigte weder die Bedürfnisse der höhern Vernunft noch die des thätigen Lebens. Gewöhnlich wurden ihre Schätze in Glaubensstreitigkeiten, oder in eiteln geprängvollen, gehaltlosen und von Wahrheit entblößten Lobeserhebungen der Fürsten verschwendet. Zu dichterischem Schwung oder eindringender Forschung war alle Kraft verloschen. Die lange unbeschränkte Herrschaft eines nach morgenländischer Weise üppigen Hofs hatte die Sitten völlig verdorben. Der kriegerische Geist war gänzlich gesunken. Als Vormauer der Christenheit konnte man die Byzantinischen Griechen, die auch in kirchlicher Hinsicht von ihren abendländischen Glaubensgenossen getrennt

blieben, nicht mehr betrachten und die wissenschaftlichen Schätze Constantinopels waren mit Ausnahme der Büchersammlungen durch viele Gelehrte nach Europa gekommen, welche besonders seit der spätern Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts sich hauptsächlich im aufblühenden Italien niederließen. Es war also nicht sowohl der Fall des Griechischen Kaiserthums als der vollständige Sieg und die Festsetzung eines so furchtbaren Volks, wie die Türken, in Europa, die das ganze Abendland mit Schrecken erfüllte. Die siegreichen Schaaren, welche das morgenländische Reich gestürzt hatten und bereits nach Norden über die natürlichen Gränzen Griechenlands gedrungen waren, mußten allen ihren Zeitgenossen im Kampfe überlegen seyn. Mit der Begeisterung des heftigsten und unbedingtesten Glaubenseifers verbanden sie den Vortheil der Uebung, denn in ihren Reihen focht bis jetzt noch das einzige stehende meisterhaft geübte Fußvolk. Eine Reihe von trefflichen Fürsten waren sich auf dem Throne der Ottomannen gefolgt. Eben so sehr als unbezwingbarer Muth und tiefe Einsicht zeichneten sie Liebe zur Wissenschaft und eigene Bildung aus, und von der Kraft und dem Geiste der Sultane, von den reinern einfachern Sitten ihres Volks und seiner kriegerischen Unerschrockenheit ließ sich die Begründung eines ganz neuen Lebens, vielleicht eine völlige Unterwerfung und Umgestaltung Europas, auf jeden Fall Ereignisse von der größten Wichtigkeit erwarten, deren Entwicklung aber so wie die Schilderung der Türkischen Einrichtungen in dem neu eroberten Lande schon in die Geschichte der neuen Zeit gehört.



Jena, gedruckt bei Friedrich Frommann.